Blümner, Hugo,

Leben und Sitten der Griechen

Bd.: 2

1887

DAS WISSEN
DER GEGENWART.
[illegible] BAND

BLÜMNER
Leben und Sitten
der Griechen.
I.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, in anziehender gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Schweiz.

Jeder Band bildet ein für sich abgeschlossenes Ganze. — Die Bände erscheinen in kurzen Zwischenräumen. — Elegante Ausstattung. — Schönes Papier u. grosser Druck. — Reich illustriert. — Druck u. Format aller Bände gleichmässig. — Jeder Band füllt ca 15 Bogen. — Solider Leinwand-Einband.

Jeder Band ist einzeln käuflich und kostet gebunden nur 1 Mark

= 60 Kr. = 1 Fr. 35 Cts.

Das von uns eingeleitete Sammelwerk:

„Das Wissen der Gegenwart"

durch dessen planmäßige Durchführung die Aufgabe gelöst werden soll, dem Gebildeten auf jedem einzelnen Gebiete wie auf dem Gesamtgebiete der Wissenschaft vom Standpunkte der heutigen Forschung aus befriedigende Aufklärung, Belehrung und Anregung zu bieten, wird hiermit der allgemeinen Teilnahme empfohlen. Für unsere Sammlung ist vorläufig ein Umfang von zwei bis dreihundert Bänden in Aussicht genommen, **von denen jeder einzelne ein Ganzes für sich**, zugleich aber einen Baustein zu einem Gesamtgebäude bilden soll. Bei dem Plane des Unternehmens haben wir jene Zweiteilung, welche als herrschende unverkennbar durch die moderne Wissenschaft hindurchgeht, zum obersten Einteilungsgrunde gemacht. Die **Naturwissenschaften** und die **historischen Wissenschaften**, die gleichsam wie glücklich gelegene Inseln immer mehr fruchtbares Land ansetzen und selbst widerstrebende Disziplinen an sich heranziehen, werden, wie sie im Leben der modernen Wissenschaft selbst die Herrschaft angetreten haben, auch in unserem Werke, welches dieses Leben klar abspiegeln will, die beiden großen Hauptgruppen der systematischen Einteilung bilden. Die rein abstrakten Wissenschaften, welche eine dritte Gruppe bilden könnten, werden wir keineswegs aus unserem Werke ausscheiden, aber nicht sowohl vom dogmatischen als vom historischen Standpunkte aus beleuchten. Und dies aus dem Doppelgrunde, weil in einem Teil dieser Wissenschaften, wie z. B. in der Mathematik, ein anderes Wissen als ein durchaus vollständiges Fachwissen nicht denkbar ist, während in einem andern Teile, wie in der Metaphysik, positive Wahrheit nur insoweit, als es auf innere Geschichte ankommt, zu bieten ist.

Wir bemerken nur noch, daß wir die **Länder- und Völkerkunde**, die als selbständige Wissenschaft immer bedeutsamer hervortritt und die naturwissenschaftlichen und historischen Elemente in sich schließt, in unserem Plane deshalb der großen Gruppe der historischen Wissenschaften angereiht haben, weil der Hauptgesichtspunkt, von dem die Methode dieser Wissenschaften ausgeht, nämlich die territoriale Abgrenzung, ein historischer ist.

Inhalt der erschienenen Bände:

Inhalt der erschienenen Bände:

Bd. 34. **Fritsch, Dr. Gustav,** Südafrika bis zum Zambesi. I. 244 S. Mit 50 in den Text gedr. Abb. u. 1 Karte.

Bd. 35. **Lippert, Jul.,** Allgemeine Kulturgeschichte. I. 252 Seiten. Mit 57 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 36 u. 37. **Sellin, A. W.,** Das Kaisereich Brasilien. 2 Abteilungen. 490 Seiten. Mit 23 Vollbildern, 66 in den Text gedruckten Abbildungen und 5 Karten.

Bd. 38. **Hansen, Dr. Adolf,** Die Ernährung der Pflanzen. 272 Seiten. Mit 74 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd 39. **Hopp, E. O.,** Geschichte der Vereinigten Staaten. II. 221 Seiten. Mit 32 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 40. **Geschichte der Malerei** in Einzeldarstellungen. I.: **Wurzbach, Dr. A. v.,** Geschichte der holländischen Malerei. 236 Seiten. Mit 71 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 41. **Taschenberg, Dr. Otto,** Bilder aus dem Tierleben. 236 Seiten. Mit 86 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 42. **Brosien, Dr. Herm.,** Karl der Große. 192 Seiten. Mit 23 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 43. **Willkomm, Dr. M.,** Die pyrenäische Halbinsel. III. 268 Seiten. Mit 45 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 44 u. 45. **Graber, Prof. Dr. V.,** Die äußeren mechanischen Werkzeuge der Tiere. In 2 Abteilungen. 464 Seiten. Mit 315 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 46. **Hopp, Ernst Otto,** Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. III. (Schluß). 276 Seiten. Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 47. **Lippert, Jul.,** Allgemeine Kulturgeschichte. II. 212 Seiten. Mit 5 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 48. **Lippert, Jul.,** Allgemeine Kulturgeschichte. III. 232 Seiten. Mit mehreren in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 49. **Meyer von Waldeck,** Rußland. Einrichtungen, Sitten und Gebräuche. II. 236 Seiten. Mit 18 Vollbildern und 31 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 50. **Fournier, Prof. Dr. Aug.,** Napoleon I. Eine Biographie. I. 240 Seiten. Mit einem Porträt.

Bd. 51. **Elsas, Dr. A.,** Der Schall. Eine Darstellung der physikalischen Akustik für musikalisch Gebildete. 216 Seiten. Mit 80 Abbildungen und einem Porträt.

Bd. 52. **Krümmel, Prof. Dr. Otto,** Der Ocean. Eine Einführung in die allgemeine Meereskunde. 250 Seiten. Mit 77 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 53. **Egli, Prof. Dr. J. J.,** Die Schweiz. 218 Seiten. Mit 48 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 54. **Behaghel, Prof. Dr. Otto,** Die deutsche Sprache. 200 Seiten.

Bd. 55 u. 56. **Schasler, Dr. Max,** Ästhetik. Grundzüge der Wissenschaft des Schönen und der Kunst. In 2 Teilen. 522 Seiten.

Bd. 57. **Hartmann, Prof. Dr. R.,** Madagaskar und die Inseln Seychellen, Aldabra, Komoren und Maskarenen. 160 Seiten. Mit 51 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 58. **Löwenberg, Fr.,** Die Entdeckungs- und Forschungsreisen in den beiden Polarzonen. 200 Seiten. Mit 8 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 59. **Detlefsen, Dr. Emil,** Wie bildet die Pflanze Wurzel, Blatt und Blüte. 266 S. Mit 95 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 60. **Blümner, Prof. Dr. H.,** Leben und Sitten der Griechen. I. Abteilung. 204 S. Mit 92 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 61. **Brosien, Dr. Herm.,** Preußische Geschichte. I. Band. 254 Seiten. Mit 86 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 62. **Blümner, Prof. Dr. H.,** Leben und Sitten der Griechen. II. Abteilung. 192 S. Mit 56 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 63. **Blümner, Prof. Dr. H.,** Leben und Sitten der Griechen. III. Abteilung. 196 S. Mit 58 in den Text gedruckten Abbildungen.

Bd. 64. **Tchihatchef, P. de,** Klein-Asien. 200 Seiten. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen.

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LXII. Band.

Leben und Sitten der Griechen

von

Prof. Dr. H. Blümner.

In drei Abteilungen.

Leipzig: G. Freytag. 1887. Prag: F. Tempsky.

Leben und Sitten der Griechen

von

Prof. Dr. H. Blümner.

II. Abteilung:

Tägliches Leben in und außer dem Hause. — Mahlzeiten, Trinkgelage und gesellige Unterhaltungen. — Krankheiten und Ärzte, Tod und Bestattung. — Gymnastik. — Musik und Orchestik. — Kultus.

Mit 15 Vollbildern und 41 in den Text gedruckten Abbildungen.

Leipzig: G. Freytag. 1887. Prag: F. Tempsky.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

V.

Tägliches Leben in und außer dem Hause.

Wenn wir im folgenden versuchen wollen, in kurzen Zügen ein Bild vom täglichen Leben der Griechen, von ihrer Tageseinteilung u. s. w. zu entwerfen, so bedarf es wohl kaum der vorausgeschickten Bemerkung, daß es sich dabei selbstverständlich nur um gewisse allgemeine Gewohnheiten oder Gebräuche handeln kann, daß es aber unmöglich ist, hier bestimmte, für jeden Ort und für jeden Zeitpunkt des griechischen Altertums geltende Regeln aufzustellen. Denn anders lebte der Mann im sechsten Jahrhundert v. Chr., als im vierten; anders war die tägliche Beschäftigung und Lebensweise eines Spartaners, als die eines Atheners oder Thebaners; und wiederum sehr verschieden war die Art, wie der freie, wohlhabende Bürger seinen Tag hinbrachte, von der des kleinen, auf die Arbeit seiner Hände angewiesenen Gewerbtreibenden oder Landmannes.

Mit der heroischen Zeit können wir uns dabei sehr kurz fassen, um so mehr, als wir überhaupt keine ausreichende Vorstellung uns davon zu machen vermögen, wie der Vornehme — und nur von deren Leben erfahren wir ja aus Homer näheres — sich den Tag über beschäftigte, wenn er nicht im Kriege war, was freilich damals wegen der zahlreichen nachbarlichen Fehden und Raubzüge noch viel häufiger vorkommen mochte, als später. Schwerlich saßen die Fürsten und Edeln, obgleich es nach manchen Stellen des Dichters so scheinen könnte, stets beim gemeinschaftlichen Mahle, erquickten sich an reichlicher Speise und Trank und hörten den Liedern des Sängers zu. So viel auch offenbar die Heroenzeit von den Freuden des Mahles und dem Genuß des Weines gehalten zu haben scheint, so ist doch ein müßiggängerisches Wohlleben,

wie es die täglich auf fremde Kosten schmausenden Freier führen, nicht Sache des gesetzten und tüchtigen Mannes. Vielmehr widmete, wie wir es ja am alten Laertes sehen, der hochbetagt sich noch mit Gartenarbeit beschäftigt, der homerische Edle, der ja eigentlich nichts anderes als ein Gutsbesitzer im großen Stile war, weitaus den größten Teil seiner Zeit der landwirtschaftlichen Thätigkeit, verschmähte auch nicht, selbst dabei kräftig mit Hand anzulegen; daneben mochten dann die bereits damals gepflegten gymnastischen Übungen ihn nicht minder in Anspruch nehmen, als gelegentlich politische Pflichten, obgleich von solchen dazumal noch nicht viel die Rede war, die Teilnahme an den allgemeinen, das Interesse des Landes betreffenden Volksversammlungen u. dgl. m. Die große Masse des Volkes aber, welche den wenigen Mitgliedern des Adels gegenübersteht, beschäftigte sich wohl zum weitaus größten Teil mit Ackerbau und Viehzucht, zum kleineren mit Handwerk, welches in jener Zeit, wo man vieles von fremdher bezog, anderes im Hause selbst herstellte, noch wenig entwickelt war; alle aber hatten selbstverständlich im Kriegsfalle als Vasallen dem Fürsten Heeresfolge zu leisten, was zur Folge hat, daß wir auch für die Friedenszeiten gewisse militärische Vorübungen der untern Volksklassen voraussetzen müssen. Sehen wir aber vom kriegerischen Leben ab, so erfahren wir aus Homer über das Leben dieser Schichten der Bevölkerung so gut wie gar nichts, über das der Edeln nur wenig; zumal die Schilderung des Lebens der Phäaken nur teilweise als Analogie zu damaligen griechischen Verhältnissen gefaßt werden kann, da der Dichter gerade dies Volk als besonders beglückt vor den andern darstellen will. Wir verlassen daher das nebelhafte Gebiet der Sage, um uns den Zeiten zuzuwenden, welche uns durch die Nachrichten der Schriftsteller in hellere Beleuchtung gerückt sind, obgleich auch da noch manche Lücken in unserer Kenntnis bleiben.

Es ist durch die Beschaffenheit unserer Quellen bedingt, daß auch in den *historischen Zeiten* es wesentlich das Leben in

der Stadt, und zwar in einer größeren oder der Hauptstadt des Landes ist, dessen Reflex uns in den Schilderungen der Schriftsteller entgegentritt. Wie heute noch die Lebensweise des Großstädters sich in manchen Punkten ganz wesentlich von der des Kleinstädters, noch bedeutend mehr aber von der des Landbewohners unterscheidet, so waren auch jedenfalls im Altertum bereits starke Kontraste, wenn auch vielleicht in etwas minderer Schärfe, als im modernen Leben, vorhanden. Und auch bei den größeren Städten wieder ergab der Charakter des Volksstammes nicht minder als der der Stadt selbst jedenfalls ebenso wesentliche Differenzen; ganz anders gestaltete sich wohl die Lebensweise des Bürgers einer großen Industrie- oder Handelsstadt, als an einem Orte, wo von Verkehr und Gewerbe weniger die Rede und das Hauptinteresse der Einwohnerschaft mehr der Landwirtschaft zugewendet war. Aber von alledem wissen wir, wie gesagt, sehr wenig; wir müssen uns daher hier mit einigen Andeutungen begnügen.

Am meisten geregelt und gewissermaßen nivelliert stellt sich uns die Lebensweise des spartanischen Bürgers dar, und zwar infolge der bestimmten und strengen Anforderungen, welche der Staat an denselben stellte. Wie die Wohnungen durchaus einfach und bescheiden, wenn auch geräumig und weitläufig waren, so zeichnet sich auch sonst das Leben der Dorier durch Einfachheit der Sitten aus, obgleich freilich allmählich auch hier eine Verfeinerung der Lebensweise einriß, welche namentlich in den dorischen Kolonieen oft bis zur Verweichlichung ging. Am strengsten blieb man noch längere Zeit hindurch in Lakedämon selbst. Hier behielt man auch am längsten die altdorische Sitte der gemeinschaftlichen Mahlzeiten, der sogen. Syssitien oder Pheiditien bei: nicht in der Familie, mit Frau und Kindern zusammen, nahm der Spartaner sein Mahl ein, sondern mit andern, meist durch Geschlechtsverwandtschaft ihm nahestehenden Genossen. Es waren meist kleinere Gesellschaften von etwa fünfzehn Mann, welche sich zu diesem Behufe zusammenthaten; jeder gab seinen bestimmten Beitrag zu den Kosten des Mahles, und zwar teils

in Naturalien (vornehmlich Gerstengraupe, Wein, Käse, Feigen oder Datteln), teils in barem Gelde zur Beschaffung des Fleisches. Für letzteres lieferten jedoch daneben nicht bloß die häufigen Opfer, sondern auch die Jagd Material; denn es bestand der hübsche Brauch, daß die Teilnehmer, abgesehen von ihrem gesetzmäßigen Beitrag, auch hier und da eine Extragabe beisteuerten, bald irgend ein Wild, bald Weizenbrot an Stelle des sonst üblichen Gerstenkuchens, bald Geflügel, junges Herdenvieh, Obst u. dgl. m., wie es gerade die Gelegenheit oder die Jahreszeit bot. Die berüchtigte „schwarze Suppe“, welche eine Hauptrolle bei diesen Mahlzeiten spielte, übrigens weniger eine Suppe, als eine konsistente Fleischspeise mit Brühe, war zwar ein ganz einfaches Gericht, dessen Bereitung keine besondern Anstalten erforderte, aber sicherlich nicht so schlecht, wie sie den verwöhnten Gaumen der Gourmands im übrigen Hellas erschien. Überhaupt haben wir uns diese gemeinschaftlichen Mahlzeiten zwar nichts weniger als üppig, aber auch nicht geradezu ärmlich zu denken; und wenn auch das reichliche Trinken nach dem Mahle, welches wir anderwärts verbreitet finden, in Sparta nicht üblich war, so stand doch für jeden Teilnehmer sein Becher mit gemischtem Wein auf dem Tisch und wurde ihm, wenn er leer war, vom Mundschenken immer wieder frisch gefüllt. Dabei ging es in diesen Männerkreisen froh und ungezwungen zu, man unterhielt sich ebenso von ernsten politischen und militärischen Dingen, als man auch dem Scherze sein Recht gönnte, und selbst Gesang war, wenn die Stimmung heiterer wurde, keineswegs ausgeschlossen. — Die Frauen aßen allein im Hause mit den kleineren Kindern und den Töchtern; die Knaben wurden, wenn sie aus der Pflege der Mutter heraus waren, zunächst von den Vätern in die Syssitien mitgenommen; dort saßen sie auf niedrigen Schemeln beim Vater und bekamen ihre kleinen Portionen von den der Jugend zuträglichen Gängen. Wenn sie aber älter wurden, so aßen sie, ebenso wie die Jünglinge, gemeinschaftlich in ihrer Schar oder Rotte.

Was sonst das tägliche Leben der Dorier anlangt, so ist bekanntlich bei keinem andern griechischen Stamme so sehr wie bei ihnen die mit Gelderwerb verbundene Händearbeit geringgeschätzt, ja verachtet worden; mit Handwerk oder Handel gab sich kein Spartiat ab. Trotzdem dürfen wir uns das Leben des Lakoniers nicht als ein reines Müßiggehen vorstellen; es gab noch hinreichend Gelegenheit zu anderweitiger Beschäftigung. Da waren die einen großen Teil des Tages ausfüllenden gymnastischen und kriegerischen Übungen; da war die auch nach Abschluß der Erziehung noch fortgesetzte Pflege der Musik; ferner war die Jagd ein bei den Doriern sehr beliebtes und namentlich auch wegen der damit verbundenen körperlichen Abhärtung geschätztes Vergnügen. Auch die Teilnahme an den staatlichen Institutionen erforderte Zeit, ebenso, wenn auch in minderem Grade, die Ausübung religiöser Gebräuche, wie Opfer, Chöre u. dgl. Dazu kam eine weitgehende Pflege der freilich wiederum allein auf die Männer sich beschränkenden Geselligkeit. In den meisten dorischen Städten gab es nämlich besondere Versammlungslokale, wie wir sie übrigens auch in Athen und anderwärts finden, sog. Leschen; dort kamen namentlich die älteren Bürger zusammen, und da wurde von den mannigfaltigen Interessen, welche gerade an der Tagesordnung waren, behaglich geplaudert.

Wenden wir uns nunmehr nach Athen, wo die betreffenden Verhältnisse uns infolge der reicher fließenden litterarischen Quellen etwas deutlicher vor Augen liegen. Versuchen wir dabei, uns zunächst eine Vorstellung von der Stadt Athen selbst, wie sie in ihrer Blütezeit unter Perikles und später beschaffen war, zu machen. Da müssen wir denn sagen, daß wer etwa aus den Prachtbauten der Akropolis, aus den Tempeln, deren Reste zum Teil heute noch aufrecht stehen, und aus den sonstigen öffentlichen Bauwerken jener Zeit, bei denen weder im Material noch in der künstlerischen Ausschmückung gespart war, einen Rückschluß auf das Aussehen der eigentlichen Stadt selbst machen wollte, zweifellos sehr fehlgehen würde. Die meisten Privathäuser waren,

wie wir das schon an anderer Stelle dargelegt haben,*) von außen durchaus einfach gehalten: meist im Erdgeschoß fensterlos, ohne kostbare Säulenvorhallen oder sonstigen Schmuck der Fassade und von geringer Höhe, selten zwei Stockwerke übersteigend. Von regelmäßiger Anlage der Straßen war in der ältern Zeit ebenso wenig die Rede, wie etwa bei uns im Mittelalter; und auch nach dem persischen Brande, als es galt, schnell für die zurückgekehrte Bevölkerung Wohnungen zu beschaffen, hatte man in Eile und ohne festen Plan die Stadt wieder aufgebaut. Erst in der Folgezeit ging man bei Straßenanlagen methodischer vor, wobei namentlich der um die Mitte des fünften Jahrh. lebende Milesier Hippodamos, der Reformator des antiken Städtebaues, von Einfluß war. Freilich konnte sein System, wonach beim Bau einer ganzen Stadt nach einem einheitlichen künstlerischen Gesamtplan verfahren wurde, dem eigentlichen Athen selbst nicht mehr zu gute kommen; wohl aber war ihm Gelegenheit geboten, desselbe bei dem unter Perikles ausgeführten Bau der zu Athen gehörigen, am Piräeus gelegenen Unterstadt zur Durchführung zu bringen, wo Hippodamos ein Netz gerader und breiter, sich rechtwinklig schneidender Straßen anlegte, in deren Mitte ein geräumiger, offenbar in Form eines regelmäßigen Rechtecks gebildeter Markt, der „hippodamische" genannt, angelegt war. Das zu dieser Vorstadt gehörige Terrain war dazumal vermutlich noch spärlich bebaut; ob sonst der Staat bei diesen neuen Anlagen ein Expropriationsrecht hatte, wissen wir nicht. Indessen, wenn auch durch diese neuen Bauten, durch die aufblühenden Vorstädte, durch die zahlreichen öffentlichen Plätze, bei welchen Baumanpflanzungen und parkartige Anlagen nicht fehlten, der Charakter der Stadt im ganzen gegen früher bedeutend gewonnen hatte, so fehlte doch jedenfalls noch sehr viel, um sie, nicht bloß für einen modernen Menschen, sondern auch für einen Römer der Kaiserzeit komfortabel, wenn wir uns dieses unübersetzbaren Fremdwortes bedienen dürfen, erscheinen zu lassen.

*) Kunstgewerbe im Altertum II, 5 ff.

Vor allen Dingen ist von Pflasterung der Straßen keine Rede, ebenso wenig von besonderen Bürgersteigen; erst die Römerzeit kennt Straßenpflaster und Trottoirs, während das griechische Altertum sich mit chaussierten Straßen begnügte; es ist daher sehr natürlich, daß bei Trockenheit der Staub, bei Regenwetter der Schmutz vielen Anlaß zur Klage gab. Auch sonst hielt man nicht gerade auf Sauberkeit der öffentlichen Wege, schüttete vielmehr allerlei Küchenabfälle, Wasch- und Badewasser und sonstige Unreinigkeiten einfach auf die Gasse hinaus; Nachts machte man es sich sogar so bequem, Geschirre vom Fenster aus auf die Straße zu leeren, und wenn auch dabei „aus dem Wege!" gerufen wurde, so mochte doch oft genug ein Unvorsichtiger auf seinem nächtlichen Heimweg dadurch zu Schaden kommen. Offizielle Straßenreinigung gab es auch nicht; man überließ es einem wohlthätigen Regen, all die Unsauberkeiten hinwegzuspülen. Wenn auch die mit Aufrechterhaltung der Ordnung in den Straßen betraute Behörde der Astynomen oder unter Umständen an ihrer Statt die die Marktpolizei ausübenden Agoranomen auf die Instandhaltung der Straßen zu achten hatten, auch berechtigt waren, Hauseigentümer, welche Schutt (und vermutlich auch andern Unrat) auf der Straße abgelagert hatten, zur Wegräumung desselben zu zwingen, so beschränkte sich doch ihre Hauptthätigkeit wahrscheinlich darauf, daß die Straßen baulich in leidlichem Zustande blieben und daß namentlich, wenn festliche Prozessionen bestimmte Wege zu passieren hatten, diese in guter Beschaffenheit waren. Im allgemeinen aber hat ein neuerer Forscher*) gewiß nicht ohne Grund es ausgesprochen, daß man, wenn man sich das Leben auf den Straßen Athens nach einem Bilde der Gegenwart veranschaulichen wolle, man weder an Florenz noch an München zu denken habe, sondern an Kairo oder Tunis.

Was das Innere der Häuser anlangt, so haben wir von der Dekoration derselben sowie von ihrer Ausstattung mit Mo-

*) Nissen, Pompejanische Studien, S. 534.

biliar an anderer Stelle gehandelt;*) hier haben wir daher nur einige Worte über Anlage und Einteilung der Wohnräume zu sagen. Freilich wissen wir hierüber gerade nicht sehr viel Bestimmtes; auch fanden bei der Einteilung selbstverständlich wesentliche Unterschiede statt, je nachdem es sich um ein bescheidenes Häuschen für eine kleine Familie oder um eine größere, mit zahlreichen Räumen versehene Anlage handelte. Von der auf die Straße hinaus führenden (und bisweilen sogar auch nach außen schlagenden) Hausthür, an welcher der Einlaß Begehrende mit dem Finger oder vermittelst eines Thürklopfers**) anpochte, betrat man, wenn der thürhütende Sklave geöffnet hatte, in der Regel zunächst einen Hausflur, von welchem aus man entweder direkt oder durch eine zweite Thür nach einer offenen Säulenhalle, dem sog. Peristyl, gelangte, welches im Wohnhaus der historischen Zeit dem offenen Hofe des homerischen Palastes entsprach und seine Analogie findet im Atrium des römischen Hauses. Dieser in der Mitte unbedeckte, an den Seiten von Säulengängen umgebene Raum diente der Familie zum gewöhnlichen Aufenthalt; bisweilen wurde auch dort gegessen, und in der Regel fand sich dort auch der Altar des Zeus Herkeios. Ringsherum lagen Gemächer, deren Thüren und vermutlich auch Fenster nach dem Peristyl hinausgingen; denn da man zu ebener Erde keine Fenster auf die Straße hinaus anzubringen liebte, an den Seiten aber die Häuser meist an die Wand der Nachbarhäuser grenzten, so können die zu ebener Erde belegenen Räume in den meisten Fällen ihr Licht nur vom Peristyl her erhalten haben. Ein Teil der Gemächer war für die männlichen Mitglieder der Familie, ein anderer für die Frauen bestimmt; doch herrschte hinsichtlich dieser Einteilung offenbar keine feste Norm. War das Haus einstöckig und bedeckte es dabei einen größeren Flächenraum, so pflegten die Zimmer für die Männer direkt um das Peristyl, die für die Frauen aber hinter denselben zu liegen

*) Kunstgew. im Altert. II, 6 ff. u. 29 ff.

**) Ebd. S. 22.

und waren letztere von jenen durch eine besondere Thür und jedenfalls auch einen besonderen Korridor, durch den die Frauen ohne Durchschreitung der Männergemächer auf die Straße gelangen konnten, getrennt; war das Haus kleiner, so wurde es zweistöckig angelegt und die Frauenwohnung lag alsdann im oberen Stockwerk. Letztere Einteilung darf, wie es den Anschein hat, als das häufigere betrachtet werden; öfters wird darauf angespielt, daß die Frauen von den Fenstern des Oberstocks auf die Straße herabschauen, und ebenso sehen wir mehrfach Frauen auf Vasenbildern an höher gelegenen Fenstern abgebildet. Den Verschluß dieser Fensteröffnungen bildete, da man Glasscheiben in griechischer Zeit noch nicht kannte, entweder ein Gitter oder ein hölzerner Laden. Wo eine größere Sklavenschar vorhanden war, da schliefen, wie es scheint, die männlichen Sklaven in der Männer-, die weiblichen in der Frauenabteilung, falls nicht der Herr einzelnen Paaren das Zusammenleben gestattete. In größeren Häusern, welche eine Menge von Räumlichkeiten aufwiesen, dürfen wir nicht nur eigene Schlaf- und Speisezimmer, Gaststuben, Sklavenbehausungen, Vorratskammern und Arbeitsräume, Bibliothek, Badekabinett u. s. w. voraussetzen, sondern auch das Vorhandensein eines zweiten, inmitten der Frauengemächer belegenen Peristyls, sowie daran sich anschließender Gartenanlagen annehmen, obgleich in Athen Blumengärten erst ziemlich spät (angeblich seit Epikur) üblich geworden sein sollen. — Im übrigen dürfen wir nicht glauben, daß im alten Athen jedermann sein eigenes Haus besaß. Konnte man auch schon zu sehr bescheidenem Preise ein eigenes Häuschen erwerben, wie uns das Beispiel des Sokrates zeigt, dessen gesamter, auf fünf Minen (393 Mark) taxierter Besitz auch ein Haus mit einschloß, so gab es doch eine große Zahl ärmerer Bürger, welche zur Miete wohnten; und namentlich war es der, wahrscheinlich mit besonderem Eingang versehene und bisweilen erkerartig über die Hausflucht vorspringende Oberstock, welcher vermietet wurde, während der Besitzer im Erdgeschoß wohnte. Solche große, viele Stockwerke hohe Miets-

kasernen, wie sie die Weltstadt Rom besaß, wird man freilich in dem Athen des klassischen Zeitalters nicht voraussetzen dürfen.

Auch über die Anlage von Küche und Abtritt sind wir nur spärlich unterrichtet. Jene lag wohl immer im Erdgeschoß und war sicherlich der einzige Raum des Hauses, welcher einen Rauchfang aufzuweisen hatte, da Heizungsanlagen in den Wohnräumen nicht bekannt waren; letzterer scheint, wie wir es auch in Pompeji und im modernen Italien noch öfters finden, meist nahe bei der Küche belegen gewesen zu sein, jedoch von den bewohnten Räumen getrennt. An irgend welche hygienische Maßregel bei Anlage oder Reinigung dieser Orte wird man freilich kaum denken dürfen; ja wenn man den Komikern trauen dürfte, so hat es sogar den Anschein, als sei nicht selten, namentlich des Nachts, selbst die Straße als Ablagerungsplatz für dergleichen Unrat benutzt worden.

Für uns ist heutzutage bei unsern täglichen Beschäftigungen und Verrichtungen, nicht bloß bei unsern Berufspflichten, sondern auch für Mahlzeiten und Vergnügungen, die Stundenmessung ein unerläßlicher Faktor. Daran hielt man nun im griechischen Altertum nicht so streng fest, schon deswegen nicht, weil in der Regel die Mittel zur genauen Einteilung der Tageszeiten fehlten. Vor allen Dingen kannte man keine das ganze Jahr hindurch gleich langen, von Mitternacht bis Mitternacht gehenden Tage mit 24 gleich langen Stunden, sondern man unterschied Tages- und Nachtzeit, zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang liegend, und deren Länge wechselte begreiflicherweise mit der Jahreszeit. Innerhalb dieser beiden Hauptabschnitte machte man dann wiederum Unterabteilungen, die zunächst rein äußerlich bestimmt wurden: so unterschied man beim Tage die Morgenstunden (etwa 6—9, wenn wir die Äquinoktien annehmen), die Marktzeit (9—12), die Mittagszeit (12—3) und die Vesperzeit (3—6); in der Nacht die Abend- oder Lampenstunden (6—10), die Zeit um Mitternacht (10—2) und die Morgenfrühe (2—6.) Außerdem aber hatte man den Tag in

zwölf gleiche Abschnitte zerlegt, deren Länge selbstverständlich ebenfalls je nach der Länge des Tages verschieden war und zu deren Bestimmung man sich der Sonne bediente, die man demnach nur bei wolkenlosen Tagen, an denen es ja im Süden zum Glück nicht fehlt, erkennen konnte. Von diesen, in sehr alter Zeit (angeblich von den Babyloniern) erfundenen und bei den Griechen durch Anaximander (um 500 v. Chr.) eingeführten Zeitmessern ist der primitivste der Schattenzeiger, nichts als ein spitzer in die Erde gesteckter Stab, den auch eine Säule oder etwas derartiges ersetzen konnte und dessen mit dem Stand der Sonne wechselnde Schattenlänge den Maßstab für die Stundenberechnung abgab. Je nach der von Morgen bis Abend wechselnden Länge des Schattens war bei diesem Schattenzeiger eine, wenn auch freilich nur oberflächliche Zeiteinteilung möglich; nur konnte man damit nicht schlechthin einen und denselben Zeitpunkt für alle Tage des Jahres bestimmen, sondern mußte der mit den Jahreszeiten wechselnden Tageslänge dabei Rechnung tragen. Genau unserer Zeitrechnung entsprachen die durch den Schatten zu berechnenden zwölf Tagesteile nur zur Tag- und Nachtgleiche; dagegen waren diese Stunden, wenn wir sie so nennen dürfen, im Sommer länger und im Winter kürzer, als unsere Äquinoktialstunden. Eben daher erklärte es sich wohl auch, wenn uns für die Stunde der Hauptmahlzeit, welche man gewöhnlich um 5 oder 6 Uhr nachmittags hielt, bald ein siebenfüßiger, bald ein zehnfüßiger, bald ein zwölffüßiger, ja sogar ein zwanzigfüßiger Schatten angegeben wird; denn während um diese Zeit im Hochsommer der Schatten des Zeigers noch klein war, war er um die Äquinoktien herum von sehr bedeutender Länge, und um die Zeit des Wintersolstitiums aß man überhaupt wohl erst nach Sonnenuntergang. Leider reichen unsere Nachrichten nicht aus, um mit Sicherheit die Größe dieser Schattenzeiger, die ja sicherlich, um Mißverständnissen vorzubeugen, durchweg die gleiche war, zu bestimmen; die Annahme, daß der Zeiger ungefähr die Durchschnittsgröße der menschlichen

Figur gehabt habe, ja, daß man sogar seinen eigenen Schatten als Zeitmesser benutzt habe,*) unterliegt starken Bedenken, auf die wir hier nicht näher eintreten können. Wahrscheinlich standen solche Schattenzeiger auf öffentlichen Plätzen, wo jeder vermittelst der am Fußboden in Linien angegebenen Längenmaße sich orientieren konnte; in Privatwohnungen war die Aufstellung von Schattenzeigern nur möglich, wenn dieselben, was gewiß sehr selten war, größere freie Plätze hatten, zu denen die Sonne den ganzen Tag über ungehindert Zutritt hatte. — Übrigens erfand man später Vorrichtungen, durch welche das Unvollkommene, was in dieser Art der Zeitbestimmung lag, einigermaßen vermindert wurde, indem man auf dem Steinboden, auf welchem der Schattenzeiger stand, Linien eingravierte, welche es möglich machten, den Wechsel der Stundenlängen nach den Monaten wenigstens ungefähr zu erkennen; solches Liniennetz befand sich auch bei dem Obelisken, welchen Augustus auf dem Marsfelde errichtete und der als Schattenzeiger diente.

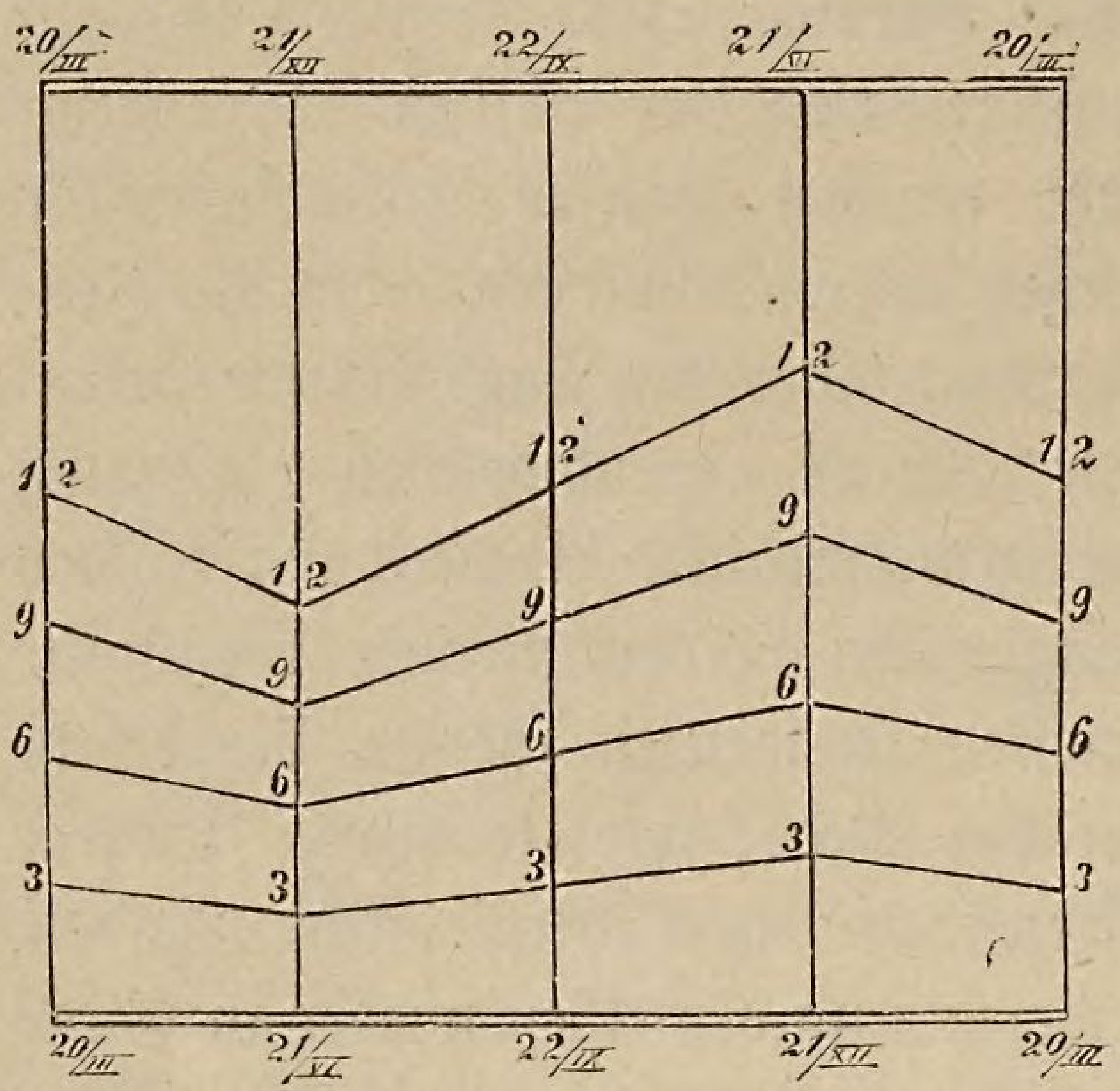
Anderer Art sind die erst später als die Schattenzeiger (angeblich von Aristarchos, um 270 v. Chr.) erfundenen eigentlichen Sonnenuhren, bei denen der Schatten eines in halbkreisförmigem Becken, auf welchem die Stunden des Tages durch Linien bezeichnet waren, befindlichen Stiftes die Tageszeit angab. Es gab davon drei Arten: 1) solche, welche für den Ort, an dem sie aufgestellt wurden, berechnet waren und nicht transportiert werden konnten, welche also die im Laufe des Jahres wechselnden Zwölftel des Tages angaben; 2) solche, die für den Transport eingerichtet waren und an verschiedenen Orten benutzt werden konnten; und 3) für Mathematiker bestimmte, welche Äquinoktialstunden, wie wir sie heute haben, zeigten. Ob aber freilich diese drei Arten, die wir zur römischen Zeit in Gebrauch finden, auch den Griechen schon bekannt waren, muß dahingestellt bleiben.

*) Die letztangeführte Ansicht wird freilich in der mir während des Druckes zugegangenen Abhandlung von G. Bilfinger, Die Zeitmesser der antiken Völker, Stuttgart 1886, verteidigt.

Außerdem hatte man noch Wasseruhren, bei denen man wiederum zwei Gattungen unterscheiden muß. Die gewöhnliche Wasseruhr, bei welcher gleich unsern Sanduhren das in bekanntem Zeitraum erfolgende Abfließen einer bestimmten Wassermenge das Maß des Zeitabschnittes ergiebt, ist jedenfalls eine sehr alte Erfindung. Diese Uhr bestand aus einem von Thon oder Glas hergestellten Gefäße von der Form einer Amphora oder einer unten plattgedrückten Hohlkugel, welches von einer oben befindlichen Öffnung her mit Wasser gefüllt wurde, und aus einem zweiten, kraterförmigen Gefäße, über welchem das erstere so angebracht war, daß das Wasser daraus durch kleine siebartige Öffnungen langsam in den untern Behälter abfloß. Derartige Wasseruhren fanden sich wohl in den meisten Haushaltungen vor, sind jedoch keine eigentlichen Uhren, sondern lediglich Zeitmesser, durch welche man sich nicht über die Tagesstunde orientieren, sondern für bestimmte Zwecke irgendwelchen Zeitraum genau abmessen wollte. Ihre gewöhnlichste Anwendung fanden sie bei den Gerichtsverhandlungen, da die dem Redner vergönnte Zeit nach der Wasseruhr bemessen zu werden pflegte, dergestalt, daß man bei Unterbrechungen der Rede, wie sie durch Zeugenaussagen, Verlesung von Aktenstücken und dergl. sich ergaben, den Ausfluß des Wassers hinderte und denselben wieder in Gang brachte, wenn der Redner in seinem Vortrage fortfuhr. Auch bei andern Gelegenheiten machte man von solchen Wasseruhren Gebrauch, wo es sich darum handelte, bestimmte Zeitmaße innezuhalten, was ja in jedem Haushalte bisweilen vorkommen mochte; ja eine Hetäre führte sogar den Beinamen „die Wasseruhr“ (Klepsydra), weil sie ihre Gunstbezeugungen danach zu regulieren pflegte. — Auf dem gleichen Prinzip beruhend, aber von anderer Art der Einrichtung sind dagegen die angeblich von Plato erfundenen und von dem Alexandriner Ktesibios vervollkommneten Wasseruhren, vermittelst deren man einen größeren Zeitraum in einzelne gleiche Abschnitte zerlegen, also auch, was von besonderer Wichtigkeit war, die Stunden der Nacht messen

konnte. Diese Wasseruhren konnten erst konstruiert werden, als man imstande war, durchsichtige Glasgefäße von solcher Größe herzustellen, daß ein für zwölf Stunden und länger ausreichendes Quantum Wasser darin Platz hatte; am Glas war eine Skala graviert, welche die Zeitabschnitte oder Stunden der Wasserhöhe entsprechend kennzeichnete. Da aber die Länge der Nacht während des Jahres ebenso ab- und zunimmt, wie die des Tages, und demgemäß auch die Länge der Nachtstunden beständig ab- und zunehmen mußte, so war ein etwas kompliziertes Netz der zur Bezeichnung der Stunden dienenden Linien notwendig: vier Vertikallinien bezeichneten die Stundenlänge der beiden Solstitien und der beiden Äquinoktien, so daß man an diesen Tagen den genauen Maßstab hatte; für die übrige Zeit mußte man sich freilich mit einer ungefähren Schätzung begnügen, bei welcher horizontale Kurven, welche die dritte, sechste, neunte und zwölfte Stunde einander verbanden, zur Unterstützung dienten.

Fig. 1.



Schema der Wasseruhr.

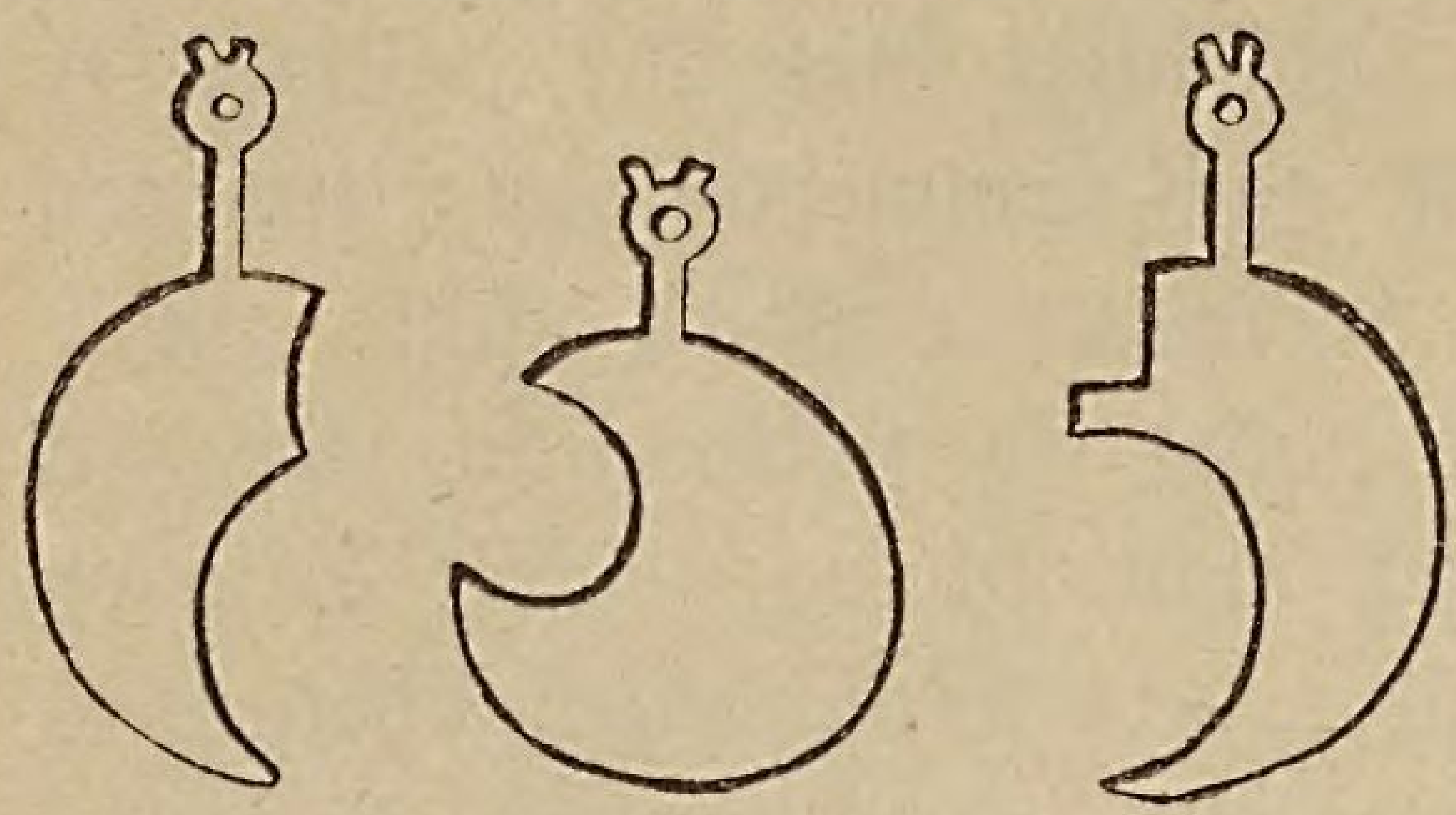
Vgl. das Fig. 1 abgebildete Schema, welches das auf dem Glasgefäß eingravierte Liniennetz in Projektion zeigt. Hierbei ist längster und kürzester Tag nach dem Breitengrad von Athen angesetzt, jener mit 14 St. 36 Min. 56 Sek., dieser mit 9 St. 14 Min. 16 Sek. Die Verbesserung des Ktesibios bestand darin, daß er über dem Wassergefäß ein Zifferblatt mit horizontalen Stundenlinien anbrachte, an welchem ein Metalldraht, der an einem auf dem Wasser schwimmenden Korke befestigt war, durch

seinen bei zunehmendem Wasser immer höheren Standpunkt die Zeit angab. Von solchen Uhren konnte man natürlich auch am Tage, wenn die Witterung die Benutzung der Sonnenuhr nicht erlaubte, Gebrauch machen, nur war hierfür eine andere Skala, als für die Nachtuhren erforderlich. (Da der Unterschied der längsten Nacht vom längsten Tage und der kürzesten Nacht vom kürzesten Tage sehr unbedeutend ist, so konnte man allenfalls dieselbe Skala für Tages- und Nachtzeit benutzen, nur in umgekehrter Reihenfolge, wie Fig. 1 es andeutet.)

Wenden wir uns nunmehr der Betrachtung der gewöhnlichen Tageseinteilung des athenischen Bürgers zu. — Für den Zeitpunkt, an welchem man sich vom Lager zu erheben pflegte, läßt sich selbstverständlich keine allgemein giltige Regel angeben; immerhin hat es den Anschein, als sei man in Athen ziemlich früh auf den Beinen gewesen, und nicht bloß die Handwerker begannen ihre Arbeit schon gleich nach Sonnenaufgang, sondern auch für die Schulen war ein so früher Anfang nichts ungewöhnliches. Die Morgentoilette nahm jedenfalls nicht viel Zeit in Anspruch. Beim Waschen ließ man sich von einem Sklaven das Wasser aus einem Kruge über dem Waschbecken übergießen und nahm dabei als Reinigungsmittel irgend welche Thonerde oder Lauge; Männer von sehr einfacher Lebensweise, wie Sokrates, besorgten ihre Waschung auch wohl an irgend einem der öffentlichen Brunnen. Das Frühstück war von bescheidener Art; es bestand in der Regel aus etwas ungemischtem Wein und Brot. Danach ging der Handwerker oder wer sonst einen bestimmten Beruf hatte, an seine tägliche Beschäftigung; der berufslose Bürger aber, wenn ihn nicht irgend etwas anderes, wie etwa Jagd oder dergl. abzog, benutzte die Morgenstunden, um Bekannte aufzusuchen, im Gymnasium den Leibesübungen obzuliegen, oder er ging wohl auch, falls er dies Geschäft nicht auf eine spätere Stunde verlegte, zum Friseur, um sich das Haar ordnen oder schneiden und den Bart stutzen resp. rasieren zu lassen. Was letzteres anlangt, so haben wir über das Aufkommen dieser

Sitte schon oben gehandelt (Bd. I, S. 86); wir fügen hier in Fig. 2 noch die Abbildung einiger antiken Rasiermesser (aus Bronze) bei, die sich in ihrer halbmondförmigen Gestalt sehr wesentlich von unsern modernen unterscheiden. In den Laden eines Haarschneiders versetzt uns die niedliche Terrakottagruppe aus Tanagra, Fig. 3; ein ehrsamer Bürgersmann, anscheinend in einen langen Frisiermantel gehüllt, sitzt hier auf niedrigem Schemel, während ein hinter ihm stehender, etwas untersetzter Mann, vielleicht ein Sklave, ihm bedächtig mit einer Schere die Haare stutzt. Wie heute noch, wurde in den Barbierstuben die Pflege der Kopfhaare und des Bartes gleichmäßig besorgt, auch Verschneiden und Putzen der Nägel übernommen. Diese Lokale waren übrigens, wie auch heute in manchen Gegenden Italiens, namentlich im Süden, der „Salone" des Haarschneiders, Sammelplätze für die Bürger, nicht bloß die Flaneurs, sondern überhaupt für alle, welche Neuigkeiten hören wollten. Die Friseure standen auch bereits im Altertum im Rufe besonderer Schwatzhaftigkeit; verkehrten doch bei ihnen täglich viele Leute, auch Fremde, welche Neuigkeiten mitbrachten und andere dafür eintauschen wollten. Es ist bekannt, daß die Nachricht von der Niederlage der athenischen Expedition in Sizilien zuerst in einer Barbierstube des Piräeus durch einen eben gelandeten Fremden, der sie dort erzählte, bekannt wurde.

Fig. 2.

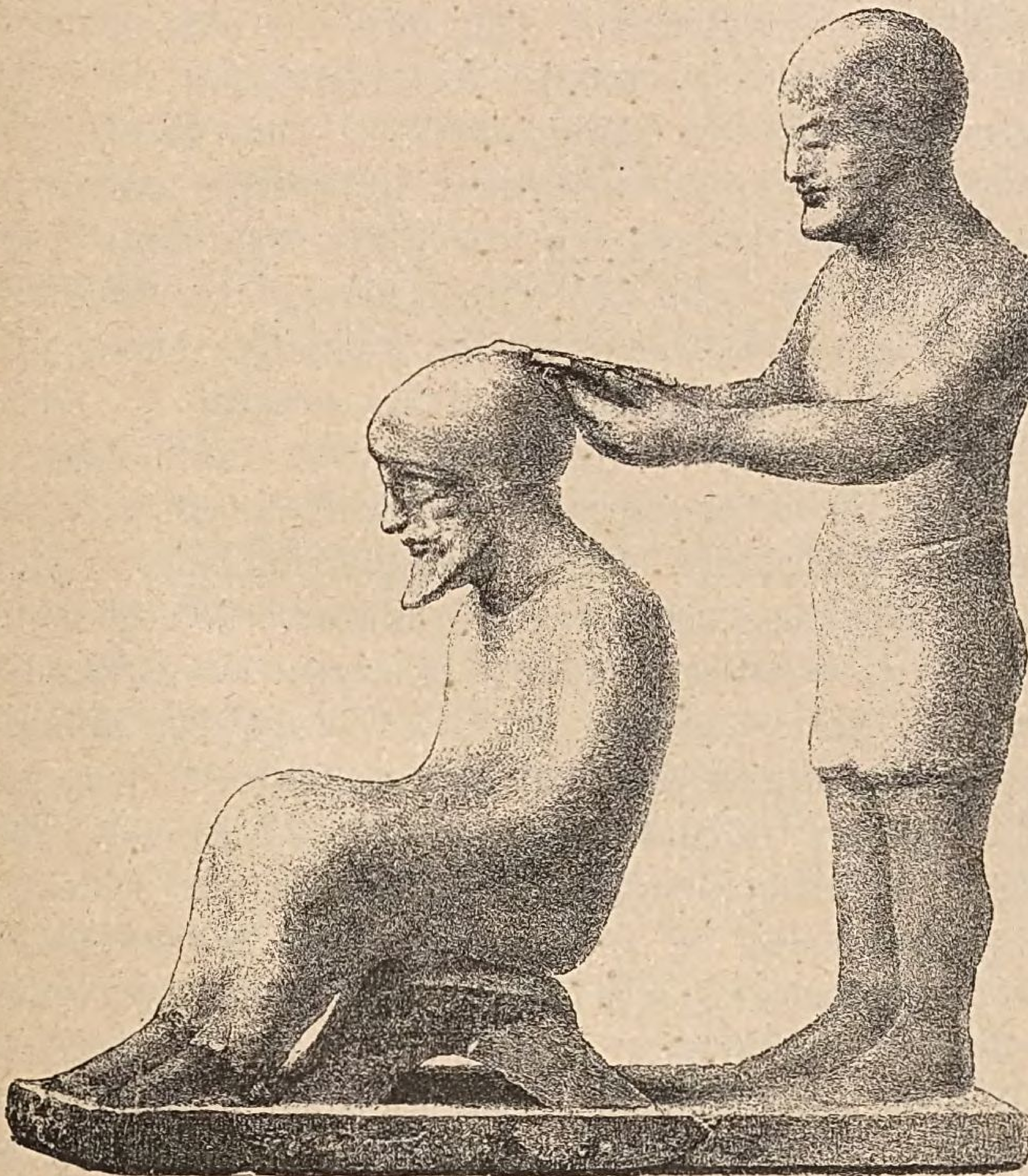


Rasiermesser.

Nahm alles dies etwa das erste Viertel des Tages in Anspruch, so war dagegen der zweite Abschnitt dem Besuche des Marktes gewidmet. Der Marktplatz diente nicht bloß seinem Hauptzweck als Verkaufsstätte, sondern war auch sonst der Ort, wo sich Bekannte trafen und Geschäfte erledigt oder neue verabredet wurden. Hier saßen die Wechsler und die größeren

Bankiers in ihren Buden oder Läden, hier waren schattige, mit bequemen Sitzplätzen versehene Hallen, unter denen man im Sommer den heißen Sonnenstrahlen entgehen konnte; ebenso fehlte es auch im Winter nicht an Gelegenheit, in den nahe dem

Fig. 3.



Haarschneider.

Markte belegenen Werkstätten etwas an Wärme zu profitieren. Es war eine sehr verbreitete Gewohnheit, daß man bei kühler Witterung sich in Badestuben, in Schmiedewerkstätten oder sonst an Orte begab, wo man darauf rechnen konnte, einen warmen

Ofen zu finden; zumal die Armen, welche nicht die Mittel dazu besaßen, daheim sich an einem Kohlenbecken oder am Herdfeuer zu erwärmen, drängten sich oft so eifrig an die Badeöfen heran, daß sie sich die Kleider versengten. Überhaupt war es ganz allgemeine Sitte, daß man in irgend eine Werkstatt oder einen Laden trat, um dort mit dem Besitzer oder andern dort befindlichen Besuchern zu plaudern, auch ohne daß man gerade die Absicht hatte, etwas zu kaufen. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir den Sokrates bald bei einem Schuster, bald bei einem Bildhauer oder sonst einem Handwerker eintreten und mit ihm eine Unterhaltung beginnen sehen; diese Sitte war so verbreitet, daß man sich selbst Rendezvous in den Werkstätten gab, wie z. B. die Dekeleer, wenn sie nach Athen kamen, sich in einem bestimmten Barbierladen zu treffen pflegten.

Aber auch der Zweck des Einkaufens selbst führte die Männer auf den Markt; denn es bestand in Athen der seltsame Brauch, daß die Einkäufe für die Mahlzeit nicht von den Frauen mit ihren Mägden, sondern von den Männern besorgt wurden, welche von einem Sklaven begleitet in Person die nötigen Nahrungsmittel, namentlich aber die so beliebten Fische einkauften, für welche ein besonderer Markt bestand, dessen Anfang durch ein Glockenzeichen bekannt gegeben wurde. Allerdings scheint es später, im dritten Jahrhundert, nicht mehr für schicklich gegolten zu haben, daß der Hausherr selbst den Markteinkauf besorgte; wohlhabendere Häuser hatten überdies unter ihren Sklaven einen besondern „Einkäufer“, Agorastes genannt, welchem dies Geschäft oblag; auch Sklavinnen wurden damit betraut. Andere Einzelheiten des Marktlebens und Verkehrs übergehen wir hier, da wir derselben später an anderer Stelle eingehender gedenken werden.

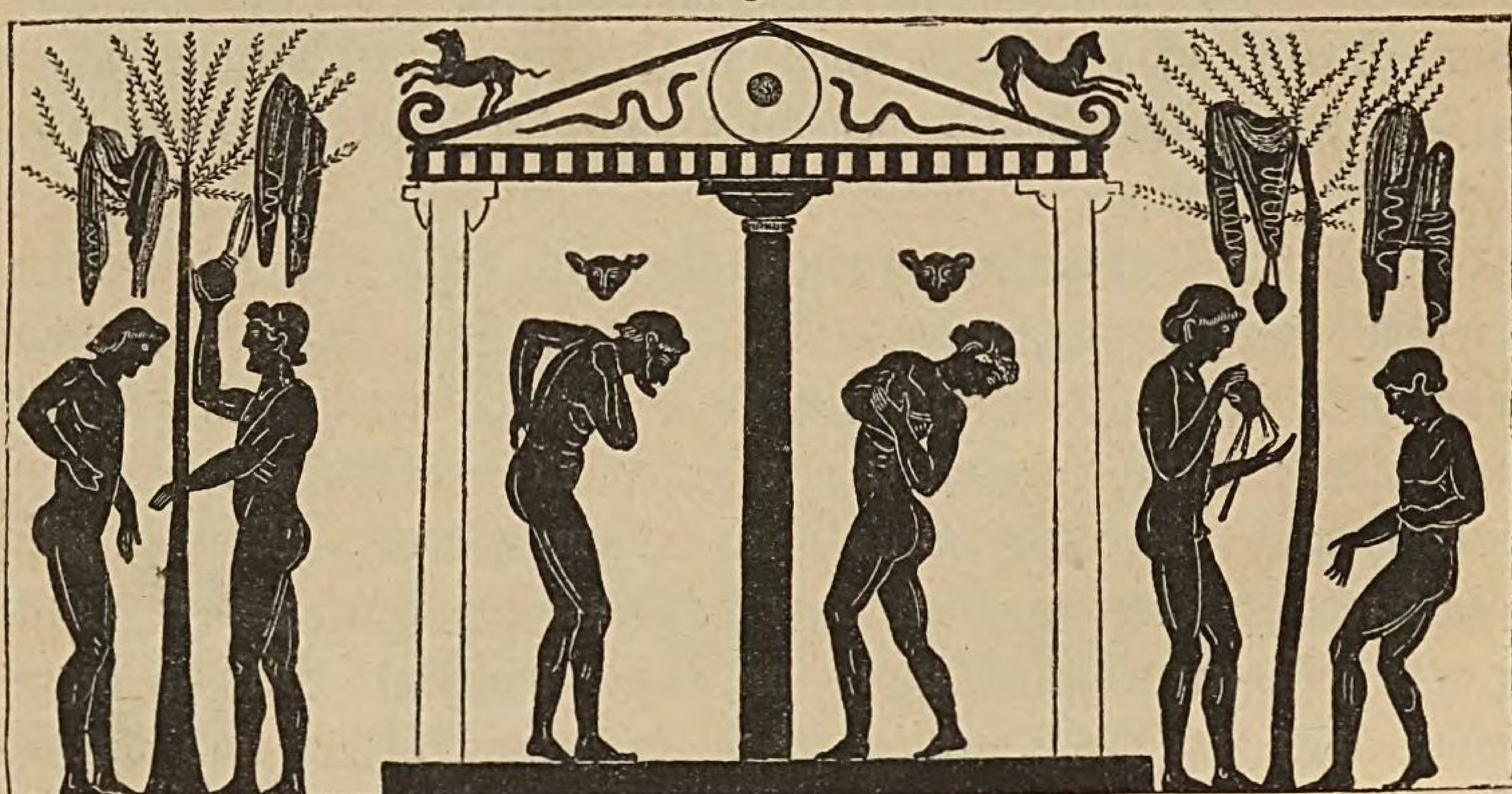
Um die Mittagsstunde pflegte der Markt zu Ende zu sein; dann ging man nach Hause und nahm da in der Regel eine kleine Mahlzeit ein, welche jedoch nicht die Hauptmahlzeit des Tages war, sondern mehr den Charakter eines zweiten Früh-

stücks oder des englischen Lunch trug. Freilich lag es ganz im Belieben eines jeden, wie er es damit halten wollte; während viele sich mit einfacher Kost, namentlich mit den Überresten der Hauptmahlzeit des vorigen Tages begnügten, ließen sich andere vom Koch eigens warme Speisen bereiten; und auf Sizilien und Großgriechenland, wo man auf reichliches und gutes Essen hielt, wurde aus diesem Imbiß sogar eine ganz reelle und substantielle Mahlzeit. Andere dagegen übergingen eben dieses Mittagsmahl auch wohl ganz und verlegten dann, um nicht zu lange fasten zu müssen, entweder das erste Frühstück auf eine etwas spätere oder die Hauptmahlzeit auf eine etwas frühere Stunde. Immerhin scheint ein nach beendigten Vormittagsgeschäften eingenommenes Frühmahl für den Wohlhabenderen das Gewöhnliche gewesen zu sein.

Für die Nachmittagsstunden lassen sich dann keine bestimmten Beschäftigungen nachweisen. Die einen großen Teil des Jahres über um diese Zeit herrschende Hitze nötigte meist, sich daheim zu halten; manche legten sich zu einem kleinen Mittagsschläfchen nieder, was aber keineswegs sehr allgemein war; Männer von ernsterem Streben mochten diese Stunden der Lektüre oder sonst einer geistigen Beschäftigung widmen, während Müßiggänger wohl auch am Nachmittage schon in den Würfel- und Trinkstuben oder wieder in den Barbierläden, Werkstätten u. s. w. herumlungerten; auch die Leschen, die eigens dem geselligen Beisammensein der Bürger gewidmeten Hallen, waren um diese Tageszeit vermutlich viel besucht. Zwischen den dritten und vierten Abschnitt des Tages fiel sodann häufig das Bad, als Vorbereitung auf die Mahlzeit. Die Sitte des täglichen warmen Badens hatte in Griechenland allerdings anfangs viel Anfechtung erfahren. Bei Homer finden wir warme Wannenbäder für gewöhnlich nur als Erholung nach längeren Reisen oder sonstigen Strapazen, sowie direkt zur Reinigung dienend; in der Folgezeit werden kalte Bäder, namentlich im Meer oder in Flüssen, als gesundheitstärkend und nervenkräftigend empfohlen, dagegen galten

die warmen Bäder für verweichlichend. Trotzdem wurde der Brauch allgemein, vor der Hauptmahlzeit des Tages entweder im eigenen Badekabinett daheim oder in irgend einer öffentlichen Badestube ein warmes Bad zu nehmen. Wir haben bereits in Bd. I (S. 178 ff.) Gelegenheit gehabt, öffentliche Frauenbäder kennen zu lernen; ein gemeinschaftliches Männerbad führt uns das Vasenbild Fig. 4 vor Augen. In der Mitte ist der Baderaum, in den das Wasser aus zwei Tierköpfen einströmt; rechts und links sind Epheben, die bereits ihr Bad genommen haben, im Begriff,

Fig. 4.



Öffentliches Männerbad.

sich mit Öl zu salben. Die Einrichtung dieser öffentlichen Bäder ist uns aus den Schriftstellern oder aus noch erhaltenen Resten nur wenig bekannt. Sie waren auf jeden Fall nicht entfernt so umfangreich und so luxuriös ausgestattet, wie die Thermen der römischen Kaiserzeit; doch gab es auch in den griechischen Bädern Räume für warme, kalte und Schwitzbäder mit größeren Bassins oder kleineren Badebecken, aus denen man sich übergießen ließ, ferner Auskleidezimmer, Salb- und Ölgemächer u. dergl.; und je allgemeiner der Brauch wurde, sich stundenlang in diesen Anlagen aufzuhalten oder dieselben mit den Gymnasien in Verbin-

dung zu setzen, um so mehr dehnte sich ihr Flächeninhalt aus und nahmen sie an Luxus der Einrichtung zu. Inwieweit der Staat bisweilen Eigentümer solcher öffentlicher Badeanstalten war und für ihre Erhaltung Sorge trug, darüber haben wir keine genauen Angaben; doch war der Eintritt auch in den öffentlichen Badeanstalten keineswegs frei, vielmehr zahlte man ein, wenn auch nicht hohes Eintrittsgeld an den die Aufsicht führenden und mit seinen Gehilfen beim Baden Dienste verrichtenden Badediener, vielleicht weniger zur Deckung der Unterhaltungskosten, als für die Mühewaltung des Aufsehers. Dagegen mußten die Besitzer von Privatbädern selbstverständlich für die Benutzung derselben ein etwas höheres Eintrittsgeld nehmen, wenn sie nicht nur auf ihre Kosten kommen, sondern damit noch einen Gewinn erzielen wollten; es wird einmal ein Privatbad erwähnt, welches um 3000 Drachmen verkauft wurde, also dem Käufer einen entsprechenden Zinsvertrag abwerfen mußte, der eben nur durch Eintrittsgelder der Badenden erzielt werden konnte. Freilich pflegte die Sorge des Eigentümers und der Badediener nur auf das Bad selbst zu gehen, nicht aber sich auf die Bewahrung der Kleider der Badenden zu erstrecken; denn kein Diebstahl war im Altertum so verbreitet, als der in den Bädern. Wer ausreichende Dienerschaft hatte, pflegte sich daher einen Sklaven mitzubringen, welcher ihm die beim Bad gebrauchten Geräte, als Badetuch, Ölfläschchen und Strigilis nachtrug und während des Bades die Kleider seines Herrn beaufsichtigte. — Je mehr die Sitte des täglichen warmen Bades zunahm, um so lebhafter pflegte es um die Stunde vor dem Mahle in den Baderäumen herzugehen. Man plauderte und scherzte, besonders munter Aufgelegte sangen sogar, obgleich das als unschicklich galt; in den zur Erholung nach dem Bade bestimmten Räumen wurde Astragalen oder Würfel oder Ball gespielt, sogar das Spiel des Kottabos (worüber unten näheres) wurde bisweilen in den Bädern vorgenommen, sodaß es scheint, als ob es später selbst nicht an Gelegenheit zum Weintrinken

dort gefehlt hätte, da zum Kottabos eben Wein notwendig dazu gehörte.

Gegen Sonnenuntergang resp. in der winterlichen Zeit nach demselben begab man sich zur Hauptmahlzeit entweder nach Hause oder zu irgend einem Freund, welcher sich Gäste geladen hatte. Im letzteren Falle pflegte dieselbe sich ziemlich lange hinzuziehen und es knüpfte sich dann meist noch ein bis in die Nacht hinein ausgedehntes Trinkgelage daran (s. hierüber den nächsten Abschnitt); nahm man das Mahl zu Hause mit Frau und Kindern ein, so war es in der Regel wohl bald beendigt, und man begab sich, zumal bei der Sitte des Frühaufstehens, alsdann wohl zeitig zur Ruhe, wenn nicht Berufsgeschäfte, Studien oder sonstige wissenschaftliche Arbeiten den einen oder andern noch bei der Nachtlampe wachhielten; denn die Stille der Nacht war nach dem Lärmen des Tages, welches bereits in alter Zeit dem heutigen geräuschvollen Treiben der südlichen Länder nicht nachgegeben haben wird, jedenfalls die günstigste Zeit zu ernstem Nachdenken, und Demosthenes hat bekanntlich seine Reden zum größten Teil nächtlicher Weile ausgearbeitet.

Zu diesen gewöhnlichen Geschäften des täglichen Lebens traten nun freilich noch allerhand andere Beschäftigungen teils ernster, teils unterhaltender Art hinzu. In der Zeit der höchsten politischen Entwickelung Athens, im fünften und vierten Jahrhundert, kostete die politische und richterliche Thätigkeit dem Bürger jedenfalls ein recht bedeutendes Quantum an Zeit. Selbst wenn er keines der zahlreichen, unentgeltlich zu verwaltenden Ämter bekleidete, noch im Rate der Fünfhundert, dem engern vorbereitenden Volksausschuß, saß, hatte er allein schon den regelmäßigen Volksversammlungen durchschnittlich vierzig Tage im Jahre zu widmen, wozu dann noch je nach Umständen die außerordentlichen Sitzungen hinzu kamen; hatte ihn außerdem das Los getroffen, Heliast, d. h. Mitglied des Volksgerichtshofes zu sein, so hatte er hiermit in dem Jahre, für welches er gewählt war, jedenfalls abgesehen von den

Sitzungen auch nicht wenig zu thun, um sich in den verschiedenen Prozessen und Klagen, bei welchen er sein Urteil abgeben sollte, zu informieren, und wir wissen, namentlich aus Aristophanes, wie leidenschaftlich viele Bürger auf die Heliastenthätigkeit versessen waren und wie ihr ganzes Denken und Trachten bisweilen in diesem, nicht immer einen günstigen moralischen Einfluß ausübenden Treiben aufging. Bei vermögenden Bürgern kamen dann noch die sogenannten Liturgieen hinzu, d. h. persönliche Leistungen der Bürger, welche teils zur Unterhaltung des Volkes bestimmt waren, wie die Besorgung von szenischen oder chorischen Aufführungen, von gymnastischen Spielen, Fackelläufen u. dgl. m., teils auch wichtigen Staatszwecken dienten, wie die Ausrüstung eines Dreiruderers auf eigene Kosten. Diese Liturgieen legten den wohlhabenden Bürgern nicht nur zum Teil sehr beträchtliche, bei der Abnahme des athenischen Wohlstandes in der späteren Zeit für einen einzelnen gar nicht mehr erschwingliche Geldopfer auf, sondern nahmen auch ihre Zeit vollauf in Anspruch, da es sich ja nicht bloß um Hergabe der Geldmittel für den betreffenden Zweck, sondern auch um die Leitung und Oberaufsicht dabei handelte. — Eine weitere Abwechslung in das Einerlei des täglichen Lebens brachten die religiösen Feste, an denen der attische Kalender außerordentlich reich ist, und die damit verbundenen theatralischen und sonstigen Aufführungen, über die an anderer Stelle gehandelt werden wird.

Wer im Besitze eines Landgutes war, den führte, wenn er auch für gewöhnlich in der Stadt lebte, die Sorge um seinen Besitz doch wohl öfters hinaus; dazu kam, daß neben der Pflege der Landwirtschaft auch dem Vergnügen der Jagd und des Vogelfangs vielfach gefröhnt wurde. Namentlich erstere gehörte von jeher zu den beliebtesten Beschäftigungen der Griechen. Freilich war die Jagd im Altertum gar sehr von unserer heutigen verschieden, was teils auf dem großen Unterschied der modernen Feuerwaffen von den Jagdwaffen der Alten, teils auf dem sehr umfassenden Gebrauch beruht, den letztere von den Netzen mach-

ten, in welche man das Wild hineintrieb, um es dort zu erlegen. Solcher Netze bediente man sich fast für alle jagdbaren vierfüßigen Tiere, wobei die Stärke und Dichtigkeit der Maschen je nach dem Jagdobjekt ebenso verschieden waren, wie die Methoden der Aufstellung des Netzes. Man unterschied vornehmlich Sacknetze, welche sich hinter dem Wilde, wenn es bei der Jagd hineinlief, zusammenzogen, und Fallnetze, welche lose an gegabelten Stangen hingen und, wenn das Tier dagegen anlief, von den Stangen herunter und über das Tier fielen und dasselbe verwickelten. Ebenso gebrauchte man Schlingen als Fangmittel nicht bloß für Hasen und Füchse, sondern auch für größeres vierfüßiges Wild, wie Sauen und Hirsche. Es hängt mit dieser Art, das Wild erst zu treiben und dem Jäger zu stellen, zusammen, daß man von dem für größere Entfernungen berechneten Bogen bei der Jagd sehr wenig Gebrauch machte; viemehr erlegte man die Tiere entweder mit dem aus geringer Entfernung geschleuderten, leichten Wurfspeer, oder, wenn das Wild dem Jäger sich gestellt hatte, mit dem Fangspeer, welcher vornehmlich bei der Saujagd zur Anwendung gelangte. Das Wild aufzuscheuchen, in die Netze zu treiben und zu stellen, lag den Hunden ob, auf deren Dressur die Alten sehr viel Mühe verwandten; ja die wichtige Rolle, welche der Hund in der Jagd bei den Griechen spielt, drückt sich darin am deutlichsten aus, daß im Griechischen der Jäger Kynegos, d. h. „Hundeführer“, heißt. Gejagt wurden namentlich Eber, Hirsche, Hasen; auf Raubtiere, wie Wölfe, Schakale, wurde nur Jagd gemacht, wenn dieselben den Herden verderblich wurden, und größere Raubtiere, wie Löwen und Bären, gab es in den historischen Zeiten in Griechenland nicht mehr, obgleich für ihre Existenz in alter Zeit die mancherlei Sagen von Löwenkämpfen hinlänglich Zeugnis ablegen. — Der Vogelfang wurde vornehmlich mit Netzen, Schlingen, Fallen und Leimruten betrieben und gehörte, da Griechenland an jagdbaren Vierfüßlern nicht gerade reich war, ebenfalls zu den beliebten, nicht bloß um des Erwerbes willen betriebenen Beschäftigungen. Dagegen

scheint der Fischfang, bei welchem man sowohl Angel als Netze anwendete, niemals ein eigentlicher Sport geworden zu sein.

Daß es auch außerdem den Griechen an anderweitiger Unterhaltung und Abwechslung nicht fehlte, darauf ward schon mehrfach hingedeutet, wie namentlich auf den Besuch der Gymnasien, auf die Teilnahme an militärischen Übungen u. dgl. m. Auch der Besuch von Schenken und Spielstuben kam vor, obgleich bei weitem nicht in dem Umfange, in welchem derselbe heutzutage eine Rolle im täglichen Leben vieler Männer zu spielen pflegt. Man ging nicht in Schankwirtschaften, bloß um dort mit Bekannten zusammenzutreffen und bei einem Becher Wein behaglich zu plaudern; für gesellige Zusammenkünfte und Weingenuß boten ja die Symposien hinreichende Gelegenheit dar. Wer öffentliche Trinkstuben aufsuchte, der verfolgte dabei in der Regel noch andere Zwecke, zumal den, gefällige Mädchen und Würfelkumpane zu treffen, obgleich es für beides noch besondere Lokale, die oben besprochenen Bordelle und Spielhäuser, gab. Es ist daher begreiflich, daß der Besuch der Schenken als nicht anständig galt und daß ernste Männer, sowie Jünglinge von festen Grundsätzen denselben fern blieben; nur scheint auch hier die Sittenstrenge allmählich nachgelassen zu haben, und wenn es auch in Athen wohl niemals so arg wurde, wie in Byzanz, dessen Bewohnern man nachsagte, daß sie den ganzen Tag in den Kneipen lägen, so war es doch schon zu Ausgang des vierten und im dritten Jahrhundert v. Chr. sehr gewöhnlich geworden, daß namentlich junge Männer oder Leute aus den unteren Volksklassen sich in den Schenken und Spielhäusern herumtrieben.

Dagegen spielte das Reisen eine bei weitem geringere Rolle im Leben der Griechen, als in dem der modernen Menschen. Die Veranlassungen zum Reisen waren in alter Zeit fast allein geschäftlicher Art; der Kaufmann betrieb seinen Beruf ganz wesentlich als Seefahrer, der kleine Krämer als landfahrender Hausierer; in den heroischen Zeiten finden wir auch die Hand-

werker und fahrenden Sänger auf der Wanderschaft, und ebenso pflegten in den ersten Jahrhunderten der sich entwickelnden Kunst, zum Teil auch später noch, Bildhauer und Baumeister von weither berufen zu werden, um an irgend einem Orte im Auftrage des Staats oder sonst einer Behörde eine künstlerische Aufgabe auszuführen. Wer aber nicht dem Handels- oder Handwerkerstande angehörte, für den war die Veranlassung zum Reisen geringer; denn Kriegszüge, an denen es freilich nicht fehlte, kann man ja nicht zu den Reisen rechnen; eher könnten offizielle Gesandtschaften hierher gezählt werden, ferner die Wallfahrten zu irgend einer berühmten Kultusstätte oder der Besuch der großen Nationalfeste. Dazu kamen dann Reisen zu politischen oder wissenschaftlichen, besonders historiographischen oder ethnographischen Zwecken, wie sie Solon, Herodot u. a. machten, um fremde Völker, ihre Sitten und Gewohnheiten, Länder und Bauwerke kennen zu lernen, wozu in alexandrinischer Zeit auch noch Reisen in naturwissenschaftlichem Interesse traten. Dagegen ist es im griechischen Altertum niemals wie heute, Mode gewesen, fremde Länder wegen ihrer Naturschönheiten aufzusuchen, obgleich man deshalb noch keineswegs den Alten jegliche Empfindung für Naturschönheit absprechen darf. — Wie man in den heroischen Zeiten reiste, davon erhalten wir in der Odyssee ein anschauliches Bild; wir sehen, wie da der gewöhnliche Mann zu Fuß seine Straße zieht, während der Vornehme sich des mit Pferden oder Maultieren bespannten Wagens bedient; und daß letzteres selbst im gebirgigen Peloponnes möglich war, beweist uns, daß damals schon verhältnismäßig praktikable Fahrstraßen dort existiert haben müssen. Nun haben es freilich die Griechen in ihrem Straßenbau niemals so weit gebracht, wie die Römer; am besten unterhalten wurden allem Anschein nach diejenigen Straßen, welche zu den großen Nationalheiligtümern führten, wo für Anlage in den Felsboden gemeißelter Gleise, von Ausweichestellen, Ruheplätzen u. s. w. gesorgt war. Daß aber dies keineswegs von allen Wegen gelten und daß man überhaupt nicht ein wohlgepflegtes, vielverzweig-

tes Straßennetz für das alte Griechenland annehmen darf, wie es die praktischen Römer überall, wohin ihre Legionen kamen, anlegten, das kann man wohl daraus schließen, daß man in den historischen Zeiten allem Anschein nach verhältnißmäßig wenig zu Wagen reiste. Bei größeren Reisen, namentlich wenn Frauen mit dabei waren, bediente man sich allerdings der Wagen, teils größerer vierrädriger, welche unter Umständen auch zum Übernachten benutzt werden konnten, teils kleinerer zweirädiger Karren. Sonst aber machten Männer ihre Reisen meist zu Pferd oder auf einem Maultier, und sehr häufig auch ganz und gar zu Fuß, wobei ein oder mehrere Sklaven das für die Reise nötige Gepäck, namentlich Decken, Kleider, Geschirr u. dgl. nachtrugen.

War man bei mehrtägigen Reisen unterwegs zur Einkehr genötigt oder hielt man sich an einem fremden Orte auf, so half in den älteren Zeiten dafür die weitverbreitete, schöne Sitte der Gastfreundschaft aus, welche gebot, jeden Fremdling als einen Schützling des Zeus zu betrachten; und wenn diese Sitte auch später in diesem allgemeinen Umfange sich nicht mehr erhalten konnte, so blieb doch ein Rest davon noch darin bestehen, daß viele Leute mit Männern in anderen Städten einen Gastfreundschafts-Vertrag, der sich meist auch auf die Nachkommen vererbte, abschlossen, wodurch sie sich gegenseitig verpflichteten, bei etwaigen Besuchen Mitglieder der einen oder anderen Familie in ihrem Hause aufzunehmen und das Gastrecht an ihnen auszuüben; irgend ein vorher verabredetes Erkennungszeichen, ein Täfelchen, ein in zwei Hälften zerbrochener Ring oder dergleichen diente in solchen Fällen als Legitimation des Fremden. Es kam auch vor, daß ganze Ortschaften unter einander in ein solches gastfreundliches Verhältnis traten oder daß sogar ein einzelner reicher Mann der Gastfreund einer fremden Gemeinde war und Angehörigen derselben, wenn sie nach seiner Heimat kamen, Unterkunft bot. Freilich gingen die Leistungen des Gastfreundes nicht immer so weit, daß derselbe dem Fremden neben der Wohnung auch die vollständige Verpflegung gewährte; häufig begnügte man sich mit

der Darbietung des Logis, der für die Lagerstätten notwendigen Decken und der Benutzung des Feuers, da solches zu beschaffen sonst nicht so leicht war, ließ aber im übrigen den Fremden, wenn er Dienerschaft mitgebracht hatte, für sich selbst sorgen; allenfalls kamen dann noch einige Gastgeschenke, welche man ihm zuschickte, als Extragabe hinzu. Immerhin konnte die Sitte der Gastfreundschaft nicht ausreichen, um allen Reisenden Obdach zu gewähren; daher entstanden denn namentlich in großen Handelsstädten, an Hafenplätzen und Wallfahrtsorten, in Delos, Delphi, Olympia u. s. w., Wirtshäuser, welche Fremde gegen Bezahlung aufnahmen. Diese Herbergen trugen freilich sehr verschiedenen Charakter; manche Gasthäuser enthielten, wie es scheint, bloß Zimmer und einiges Mobiliar, zumal Bettstellen, während der Fremde seine Betten und Decken selbst mitbrachte und ebenso für seine Beköstigung selbst sorgen mußte; andere waren nebenbei Kost- und Schankwirtschaften oder auch Bordelle, und es ist, bei dem schlechten Ruf, in dem solche Häuser mit Recht standen, begreiflich, daß der Stand der Schenk- und Gastwirte im griechischen Altertum im allgemeinen als ein verächtlicher galt. Der Aufenthalt in diesen Wirtshäusern mag auch kein sehr angenehmer gewesen sein; nicht nur, daß die Wirte die Reisenden häufig übervorteilten, weshalb es Brauch war, über alle einzelnen Bedürfnisse mit ihnen im voraus zu akkordieren: es gab auch Herbergen, welche als Schlupfwinkel von Räubern und Hehlern dem Einkehrenden gefährlich werden konnten Auf eine unschuldigere, aber auch nicht gerade angenehme Beigabe, deren sich bekanntlich auch die heutigen Gasthöfe im Süden noch erfreuen, deutet Aristophanes hin, wenn in den „Fröschen“ der nach dem Hades reisende Dionysos sich nach denjenigen Gasthäusern erkundigt, in denen das wenigste Ungeziefer wäre. — Dagegen war man unterwegs mit Paßschereien nicht geplagt; nur wenn die Stadt, wohin man sich begab, im Kriegszustande war oder man im Kriege feindliches Land zu passieren hatte, bedurfte man einer Legitimation. Aber in solchen Zeiten zu reisen war überhaupt

wohl nicht ratsam, da die an und für sich keineswegs sehr große Sicherheit der Straßen alsdann durch herumstreifende Söldner oder Marodeurs noch erheblich mehr gefährdet wurde. — Einer Visitation des Gepäcks mußte sich der Reisende unter Umständen auch unterziehen. Die Staatsbehörden pflegten die Erhebung der Zölle an Privatunternehmer zu verpachten, und diese hatten daher das Recht oder nahmen es sich wenigstens, die Reisenden, wenn Verdacht da war, daß dieselben zollpflichtige Waren einschmuggeln wollten, anzuhalten und ihr Gepäck zu durchsuchen, was bisweilen sogar soweit ging, daß mitgeführte Briefe erbrochen wurden.

VI.

Mahlzeiten, Trinkgelage und gesellige Unterhaltungen.

Wir haben schon im vorhergehenden Abschnitte erwähnt, daß man in Athen und wahrscheinlich auch im übrigen Griechenland (nur betreffs Spartas erscheint es als fraglich) die Hauptmahlzeit des Tages auf den Abend zu verlegen pflegte. Das gilt von der homerischen Zeit freilich noch nicht; da fällt die Hauptmahlzeit auf die Mittagsstunde und der zu Abend genommene Imbiß ist von geringerer Bedeutung. Überhaupt weist die heroische Zeit auch in anderer Hinsicht noch manchen Unterschied in den Sitten bei den Mahlzeiten auf. Besonders abweichend von der spätern Zeit ist der Brauch, daß man beim Essen nicht lag, sondern auf Stühlen saß; und zwar nicht alle Teilnehmer um eine große gemeinschaftliche Tafel herum, sondern jeder hatte sein kleines Tischchen vor sich, auf welches ihm die aufwartenden Diener die auf einem besonderen Anrichtetisch bereits zerschnittenen und verkleinerten Speisen vorsetzten. Auch darin finden wir eine abweichende Sitte, daß die homerischen Helden zwar, entsprechend dem wesentlich auf sinnliche Genüsse beschränkten

Kulturzustand jener Zeit, auf reichliches Essen und Trinken bedeutenden Wert legten und daß daher beim Mahle auch die Becher stets gefüllt zu kreisen pflegten, daß aber jene in der Folgezeit üblichen, eigentlichen Trinkgelage, welche auf die Mahlzeit folgten und bei denen das Trinken in der Regel der alleinige Zweck war, in der heroischen Zeit noch unbekannt sind.

Wenn wir nun die Mahlzeiten der historischen Zeit, und zwar vornehmlich in Athen, näher betrachten, so müssen wir vorausschicken, daß es sich für uns dabei vornehmlich um größere gemeinschaftliche Mahlzeiten, wie sie unter Männern sehr häufig stattfanden, handelt, nicht aber um das gewöhnliche Familienmahl, wie es der Hausherr im Kreise der Seinigen einzunehmen pflegte. Denn wie es bei letzterem herging, davon erfahreu wir nur wenig; am meisten noch aus den Bildwerken. Auf griechischen Grabreliefs begegnet uns sehr oft, von der klassischen bis in die Kaiserzeit hinein, die Darstellung des Familenmahles, wobei wir den Hausherrn auf seiner Kline gelagert sehen, zu seinen Füßen auf dem Lager sitzend die Hausfrau; denn die gute Sitte erlaubte den Frauen nicht, beim Mahle gleich den Männern auf der Kline zu liegen, und wo wir auf Bildwerken Frauen in der That auf den Speisesofas neben den Männern gelagert finden, da können wir sicher sein, daß es Hetären sind, für welche die Fesseln des Anstandes nicht existierten. Die Kinder des Hauses pflegten auf Stühlen am Tisch zu sitzen. In der Regel aber nahmen Frau und Kinder nur im engsten Familienkreise an der Mahlzeit teil; waren Gäste eingeladen, so speisten sie in den Frauengemächern für sich allein, und nur bei einigen wenigen Gelegenheiten, namentlich bei Hochzeiten und Familienfesten, durften auch die Frauen im Kreise der Männer erscheinen.

Die Sitte der gemeinschaftlichen Mahlzeiten*) mit nur männlichen Teilnehmern war im Altertum bei weitem ver-

*) Zusammenstellung des Wichtigsten in der (neugriechischen) Abhandlung von Anastasios Maltos, Über die Symposien der alten Hellenen. Athen 1880.

breiteter, als heutzutage; denn diese Mahlzeiten ersetzten den Griechen nicht bloß unsere Gesellschaften und sonstigen geselligen Zusammenkünfte, sie gaben auch, zumal infolge der sich meist daran anschließenden Trinkgelage, den Männern Gelegenheit, in fröhlichem Beisammensein beim Becher sich über ernste und heitere Dinge behaglich auszusprechen, da der Wirtshausbesuch, welchem heute meistens diese Aufgabe zufällt, im Altertum, wie oben erwähnt, für unpassend galt. Zunächst fehlte es schon nicht an allerlei festlichen Anlässen, bei denen man zu gemeinschaftlichem Schmause zusammenkam; ein öffentliches oder häusliches Opfer war hierfür ein sehr gewöhnlicher Anlaß, schon weil das Fleisch des Opfertieres, von welchem ja in der Regel nur die Eingeweide verbrannt wurden, auf diese Weise die beste Verwendung fand; ferner Geburtstage, Totenfeiern, Siege in irgend welchem Wettkampf oder Spiel, die Abreise oder Ankunft eines Freundes u. s. w., all das pflegte man durch „Zweckessen“, wenn wir diesen modernen Ausdruck dafür gebrauchen dürfen, zu begehen, ganz abgesehen von den großen öffentlichen Volksmahlzeiten, welche freilich schon wegen der Menge der Teilnehmer und weil die Bewirtung, deren Kosten die Behörde trägt, meist einfacher ist, einen ganz andern Charakter tragen, als jene in der Regel nur in kleineren Kreisen von 6—9 Personen stattfindenden privaten Mahlzeiten. Abgesehen davon aber, daß ein einzelner seine Freunde oder Verwandten zu sich einlud und ihnen auf seine Kosten einen Schmaus gab, war auch die Sitte des Picknicks sehr verbreitet; nicht bloß in der Weise, daß jeder der Teilnehmer, welche sich zu diesem Zwecke zusammengethan hatten, die in seinem Hause bereiteten Speisen in Körben in die Wohnung dessen schickte, welcher dafür seine Räumlichkeiten hergab, sondern noch häufiger war es, daß jeder einen bestimmten Geldbeitrag zahlte und davon die Kosten des Mahles, welches im Hause eines der Teilnehmer oder auch bei einer gefälligen Hetäre eingenommen wurde, bestritten wurden; wie es dabei mit dem Weine gehalten wurde und ob auch dieser mit von dem Beitrage bezahlt wurde,

ist nicht überliefert. Überhaupt aber herrschte in der Zeit des fünften und vierten Jahrhunderts in bezug auf Bewirtung der Freunde ein zwangloser und gemütlicher Verkehrston; ohne Zeremonie forderte man einen Freund, welchem man am Vormittag auf dem Markte oder sonst wo begegnete, auf, am Abend sich beim Mahle einzustellen, und nahm es auch weiter nicht übel, wenn der Geladene ablehnte; war ein Geladener zur bestimmten Stunde nicht da, so fing man ohne ihn zu speisen an und machte dem später kommenden daraus ebensowenig einen Vorwurf, wie dieser seinem Wirt es verdachte, daß er ohne ihn zu speisen begonnen hatte; auch war es ganz gewöhnlich, daß man auch ungeladen bei einem Freunde, sei es zur Mahlzeit, sei es erst nachher beim Symposion erscheinen durfte, und ein bekanntes Sprichwort sagte:

„Ungeladen auch gehen die Wackern zum Mahle der Wackern."

Nur kam es bisweilen vor, daß Schmarotzer, zumal die gefürchteten, jeden Bratenduft witternden Parasiten, einen übermäßigen Gebrauch von dieser Gastfreiheit machten oder auch Persönlichkeiten sich einstellten, welche nicht in den Freundeskreis paßten und die Gemütlichkeit zu stören drohten, weshalb denn der thürhütende Sklave auch wohl den Auftrag erhielt, bestimmte Personen mit irgend welcher Ausrede, wie etwa: „der Herr ist nicht zu Hause" oder „er sei bereits zur Ruhe gegangen" abzuweisen.

Der gewöhnliche Verlauf bei einem derartigen Männermahle war nun ungefähr folgender. Die geladenen Gäste, welche nach gewöhnlichem Brauch vorher noch ein Bad genommen hatten, nahmen zunächst sitzend auf den für sie bereitstehenden Klinen oder Speisesofas*) Platz. Die Sklaven, entweder die des Hausherrn oder auch wohl ihre eigenen, da man häufig seinen Diener zum Hause des Gastgebers mitbrachte und sich von demselben auch bei der Tafel bedienen ließ, nahmen ihnen die Sandalen

*) Vgl. Kunstgewerbe im Altert. II, 46.

oder Schuhe ab; und da auf dem Wege der Staub der Straße die durch die Sohlen nur wenig geschützten Füße in der Regel wieder beschmutzt hatte, so ließ man sich dieselben erst noch einmal von dem Sklaven abwaschen, was um so notwendiger erschien, als man ja beim Liegen die Füße auf die mit oft recht wertvollen Teppichen bedeckten Lagerstätten hinaufzog. Hierauf lagerte man sich, und zwar nahmen meist zwei Gäste auf einem Sofa Platz; doch zeigen die Denkmäler häufig auch drei und noch mehr Personen auf einem einzigen Lager beisammen liegend, und man kann nicht überall mit Sicherheit ausmachen, ob der Künstler dabei sich an wirklichen Brauch anschloß oder willkürlich änderte. Beim Liegen stützte man sich mit dem linken Ellbogen auf ein oder mehrere im Rücken liegende Kissen; den rechten Arm behielt man frei, um damit die Speisen vom Tisch zu langen und zum Munde zu führen; doch nahm man Teller, Schüsseln, Becher u. dgl. auch in die linke Hand. Erst wenn die Teilnehmer sich gelagert und in einem dargereichten Waschbecken die Hände gewaschen hatten, wurden die kleinen dreifüßigen Speisetische*) hereingetragen, welche durchweg etwas niedriger als die Sofas waren. Auf diesen wurden die Speisen in Schüsseln oder Tellern aufgesetzt, und zwar schon vorher zerschnitten; denn Gabeln zum Gebrauch bei Tische kannte man nicht, nur in der Küche bediente sich der Koch zum Zerlegen der Speisen der Gabel und des Messers, während der Speisende entweder mit den Fingern oder mit einem Löffel, dessen Stelle auch wohl ein ausgehöhltes Stück Brot vertreten mußte, die Speisen aufnahm und nur ausnahmsweise sich eines Messers bediente.**) Tischtücher und Servietten kennt man nicht; die Stelle der letzteren vertrat weicher Brotteig, an dem man sich die Finger trocken rieb. Doch wurde bei größeren Mahlzeiten bisweilen zwischen den einzelnen Gängen wiederum Wasser zum Händewaschen nebst

*) Vgl. Kunstgewerbe im Altert. II, 54.

**) Ebd. S. 111 ff.

einem Handtuch herumgereicht, und regelmäßig geschah dies, wenn die Mahlzeit beendigt war. Die Sitte, die Finger beim Essen zu gebrauchen, machte das ganz unerläßlich.

Was die Speisen anlangt, so scheint eigentlicher Tafelluxus nicht nur in Sparta, wo man in dieser Hinsicht besonders einfach war (s. Bd. I, S. 199), sondern auch in Athen viel weniger allgemein gewesen zu sein, als in manchen anderen griechischen Staaten, z. B. in Thessalien und vornehmlich in Sizilien und Großgriechenland. Dort freilich war die Gastronomie in hohem Grade ausgebildet und es gab sogar Bücher, in denen die verschiedenen Gattungen der Braten und Ragouts, der Fische und Mehlspeisen u. s. w. in poetischer Form bald mit lustigem Humor, bald mit ernster sachgemäßer Vertiefung behandelt wurden. Dagegen waren die Böotier verrufen wegen ihrer weniger auf Feinheit und Auswahl, als auf große Quantität der Speisen gerichteten Gefräßigkeit, so daß man scherzhaft sagte, in Theben habe jeder seinen eigenen Düngerhaufen vor seinem Hause. Im Gegensatz hierzu waren, wie gesagt, in Athen zur klassischen Zeit die Mahlzeiten meist einfach und bescheiden. In den verschiedenen Schilderungen von Gastmählern, welche uns litterarisch erhalten sind, wird von der Küche des Hauses nie gesprochen; und wie schlicht man z. B. bei Plato speiste, darauf deutet die etwas boshafte Bemerkung hin, die man hierüber gemacht hatte: wer bei Plato zu Abend gespeist habe, der sei sicherlich am nächsten Morgen recht wohl und gesund.

Vom Fleisch aß man zunächst das der Haustiere, welche auch als Opfertiere dienten, also vornehmlich von Rindern, Schafen, Ziegen und Schweinen; namentlich Schweinefleisch war sowohl im gebratenen Zustande als eingesalzen oder geräuchert sehr beliebt und wurde auch zu Wurst verarbeitet. Die Alten kannten schon mannigfaltige Wurstarten (finden wir doch bereits bei Homer als beliebtes Gericht die „Magenwurst“), ja selbst die Verfälschung der Würste durch eingehacktes Hunde- oder Eselsfleisch ist keine Erfindung der Neuzeit. Von Geflügel aß

man besonders Hühner, Enten, Gänse, Wachteln und zumal viel wilde Vögel, als Rebhühner, Wildtauben u. s. w.; mit größter Vorliebe aber Drosseln, welche einen begehrten Leckerbissen des Vogelmarktes bildeten, wo die spitzbübischen Händler ihnen Luft einbliesen, um sie fetter und ansehnlicher erscheinen zu lassen. Vom Wildpret sind die Hasen weitaus das beliebteste Gericht, dessen sehr häufig gedacht wird; ja das Sprichwort „unter lauter Hasenbraten leben" hatte ungefähr denselben Sinn, wie wenn wir von dem Lande sprechen, wo einem die gebratenen Tauben ins Maul fliegen. — Ferner wurden sehr viel Fische gegessen. Während die homerische Zeit daran noch gar keinen Geschmack fand, entwickelte sich später gerade auf diesem Gebiete eine besondere Gourmandise. Als Delikatesse galten die oft erwähnten Aale vom Kopaissee, die in Athen die Lieblinge aller Feinschmecker waren. Sonst freilich schätzte man die Seefische höher als die Süßwasserfische, und die uns genannten Arten, welche auf die mannigfaltigste Weise zubereitet wurden, sind zahllos. Der unerschöpfliche Reichtum des nahe gelegenen Meeres gestattete auch den Armen, sich daran nach Herzenslust zu sättigen; vornehmlich bildeten die im phalerischen Hafen gefangenen, zarten Sardellen, welche billig und dabei sehr schnell zuzubereiten waren, eine Hauptnahrung der athenischen Bevölkerung. Dazu kamen aber außerdem noch unendliche Massen gesalzener und geräucherter Fische, welche in den großen Räucheranstalten des schwarzen Meeres und an den Küsten Spaniens bereitet und durch den Handel nach Griechenland geführt wurden. Diese gesalzenen Thunfische, Häringe u. s. w. waren ebenso wohlschmeckend als wohlfeil und daher als Volksnahrungsmittel ungemein verbreitet; im Haushalt des Wohlhabenderen kamen noch die feineren Sorten, die mancherlei Fischsaucen, Kaviar, Austern, Schildkröten u. dgl. hinzu, um die Reichhaltigkeit der Speisekarte zu erhöhen und selbst verwöhnte Gaumen zu befriedigen.

Unter den vegetabilischen Nahrungsmitteln müssen wir an erster Stelle des Brotes und des Breies gedenken. Die

hierfür vornehmlich verwandten Getreidearten waren Weizen und Gerste, weiterhin Spelt; Roggen wurde in Griechenland nicht gebaut und Roggenbrot galt für eine Barbarenspeise. Man bereitete Brot wesentlich aus Weizen, und zwar je nach dem größeren oder geringeren Zusatz von Kleie und der feineren Qualität des Mehles in weißer oder schwärzerer Ware. Aber im gewöhnlichen Volke wurde nicht viel Weizenbrot gegessen; für die ärmere Bevölkerung bildete das hauptsächlichste tägliche Nahrungsmittel ein Gerstenbrei (Maza genannt), welcher in seiner einfachsten Gestalt ein aus Gerstenmehl bereiteter, in einer Form getrockneter Teig war, welchen man beim Genießen mit Wasser anfeuchtete und auflöste, von dem es aber auch zahlreiche andere, bessere Sorten mit allerlei würzenden Zuthaten gab. Dieser Brei hatte offenbar viel Verwandtschaft mit der heut im Süden gebräuchlichen Polenta, kam aber in wohlhabenderen Häusern schwerlich auf den Tisch. — Von sonstiger Zukost sind zu nennen allerlei Blattgemüse und Salate, Spargel, Rettige, Schwämme, Muß von Linsen, von Erbsen, Lupinen u. dgl.; diese Hülsenfruchtgerichte gaben besonders eine derbe, sättigende Hausmannskost und wurden daher auch von ambulanten Garköchen feilgehalten und heiß vom Feuer weg um ein Billiges an die Ärmeren verkauft. Auch die heut noch bestehende Vorliebe des Südländers für Zwiebeln und Knoblauch, die zumal in rohem Zustande eine beliebte Zuspeise zum Brote abgeben, findet sich bereits im Altertum vor. Sonst nahm man zum Würzen der Speisen, abgesehen von Salz, Pfeffer und Essig, verschiedene Zuthaten, als Sesam, Koriander, Kümmel, Senf ꝛc., auch das sehr hoch geschätzte, aber freilich teuere Silphion, welches von Kyrene eingeführt wurde, aber bereits zu Anfang der christlichen Zeit ausgestorben war. Gekocht wurde mit Olivenöl.

Für den Nachtisch endlich, welcher bei größeren Diners eine wichtige Rolle spielte, nahm man Käse (Butter war als Nahrungsmittel nicht gebräuchlich), allerlei Obst und Kuchen.

In Kuchenwaren zeichnete sich Athen besonders aus, weil der vorzügliche hymettische Honig ein treffliches Material dafür bot; die griechischen Kuchenbäcker verstanden sich nicht nur auf die mannigfachsten Gattungen süßer Backwaren, sondern gaben denselben auch allerlei Formen von Tieren, Menschen und andern Dingen.

Daß man bei Tisch gar nicht getrunken habe, ist eine viel verbreitete, aber unhaltbare Meinung. Schon die große Menge gesalzener oder sonst scharf gewürzter Speisen, die wir unter den griechischen Gerichten finden, und die notwendig Durst erzeugen mußten, läßt diese Hypothese unglaublich erscheinen. In der That weisen auch verschiedene Schriftstellen darauf hin, daß man auch beim Mahle trank; nur geschah dies, im Gegensatz zu dem auf das Mahl folgenden Symposion, in ganz bescheidenem Maße, indem man hier und da einen Schluck ungemischten Weines zum Essen nahm, soviel gerade nötig war, um den Durst zu löschen. Auf alle Fälle nahm man zum Schluß des Mahles, wenn der letzte Gang aufgetragen worden war, einen Schluck gemischten Weines, dem „guten Geist" zu Ehren. Dann wurden die Tische weggenommen, und wenn kein Trinkgelage folgte, erhob sich die Gesellschaft, nachdem man sich nochmals die Hände gewaschen, von den Lagern. Für gewöhnlich aber schloß sich an das gemeinschaftliche Mahl noch das Symposion an, zu dessen Betrachtung wir nunmehr übergehen.

Der Gang des Symposions war in der Regel folgender. Die aufwartenden Diener trugen an Stelle der größeren, beim Mahle benutzten Tische kleinere, ebenfalls dreifüßige, aber mit runder Platte versehene Tischchen herbei, auf welchen teils die Trinkbecher, Schalen und Kühlgefäße, teils Teller mit allerlei als Dessert dienenden und durstreizenden Kleinigkeiten, pikanten Pastetchen, Obst u. dgl. aufgestellt wurden. Sodann erhielten die Teilnehmer Kränze, vornehmlich zum Schmuck des Hauptes, bisweilen auch für Hals und Brust; auch wohlriechende Salben wurden verteilt. Während man beschäftigt war, sich hiermit zu

schmücken und einzureiben, bereiteten die Diener das Getränk in großen Mischkrügen*), deren man in der Regel drei zu Beginn des Gelages herrichten ließ, um später je nach Bedarf die Mischung erneuern zu lassen. Das allgemein übliche Getränk bei diesen Gelegenheiten war nämlich eine Mischung von Wein und Wasser. Wie der Südländer heute noch nur selten seinen schweren Wein unvermischt genießt, so war auch im Altertum das Trinken ungemischten Weines nur dann üblich, wenn es sich um geringe Quantitäten handelte; beim Symposion aber, wo es galt, stark und lange zu zechen, trank man nur gemischten Wein, und zwar entweder Wein und Wasser zu gleichen Teilen, oder, was noch gewöhnlicher war, drei Teile Wasser mit zwei Teilen Wein vermischt. In der Regel wurde vor jedem Symposion von einem eigens hierfür durch das Los oder die Würfel bestimmten Vorsitzenden, dem Symposiarchen, welcher auch weiterhin für den Abend das Kommando übernahm, der Grad der Mischung bestimmt; denn neben den angeführten kamen auch noch schwächere Mischungsverhältnisse vor, wie z. B. zwei Teile Wein auf fünf Teile Wasser, einer auf drei, ja selbst ein Teil Wein auf fünf Teile Wasser, was denn freilich ein etwas fades Getränk gab und spöttisch als „Froschwein" bezeichnet wurde. Dabei war es früher üblich, erst das Wasser in den Mischkrug zu thun und dann den Wein darauf zu gießen, während man später umgekehrt verfuhr.

Die große Billigkeit des Weines, welche allerdings nur auf die gewöhnlichen Sorten sich erstreckte, während feinere Gattungen auch damals schon verhältnismäßig hohe Preise erzielten, brachte es mit sich, daß der Wein ein allgemein verbreitetes Getränk war, an dem sich selbst der Arme und Sklave erfreuen durfte. Die besten Sorten kamen von den Inseln, namentlich von Lesbos und Chios; auch rhodischer und thasischer Wein wurde viel versandt. Dagegen war das Bier zwar den Alten

*) S. Kunstgewerbe im Altertum II, 14.

keineswegs unbekannt, man braute vielmehr in Ägypten, Spanien, Gallien, Thrakien u. s. w. einen Gerstensaft, welcher mit unserem Biere eine gewisse Ähnlichkeit haben mochte; aber die Griechen wollten von diesem Getränke nichts wissen und reden, wo sie darauf zu sprechen kommen, in sehr verächtlichem Tone davon. Die Gabe des Dionysos blieb das Nationalgetränk des Hellenen; nur müssen wir uns freilich dieselbe etwas anders vorstellen, als unsere heutigen Weine. Manche der alten Weine mögen im Geschmack den Resinatweinen des heutigen Griechenlands vergleichbar gewesen sein, da man ihnen Harz zusetzte; auch der Umstand, daß die großen Thonfässer, in denen man den Wein versandte, inwendig ausgepicht wurden, muß notwendig dem Wein einen Beigeschmack verliehen haben. Außerdem aber verstand man sich nicht darauf, den Wein zu klären; er war für gewöhnlich trüb und mußte, um einigermaßen hell zu werden, jedesmal vor dem Gebrauch durch ein feines Sieb oder ein Tuch geseiht werden.

Kehren wir nunmehr wiederum zum Symposion zurück, um dessen weiteren Verlauf zu verfolgen. Eine Vorstellung einer Trinkgesellschaft geben uns die unter Fig. 5 und 6 abgebildeten Außenbilder einer bemalten Trinkschale. In Fig. 5 sehen wir drei bärtige, bekränzte Männer nebeneinandergelagert; vor ihnen stehen zwei Schalen, eine Weinkanne,*) ein Kühlgefäß,**) eine Fußbank und ein Schuh. Der rechts gelagerte hält in seiner Linken eine Schale und legt die rechte Hand an den weit zurückgebogenen Kopf; wie der geöffnete Mund andeutet, hat man sich ihn singend zu denken. Der mittlere Zecher bläst eifrig auf der Doppelflöte; der links liegende hält eine Lyra und in der Rechten das Plektron, doch ohne damit die Saiten zu schlagen; neben ihm hängt ein Flötenfutteral an der Wand. — Fig. 6 zeigt ebenfalls drei Männer vereint und vor ihnen eine

---

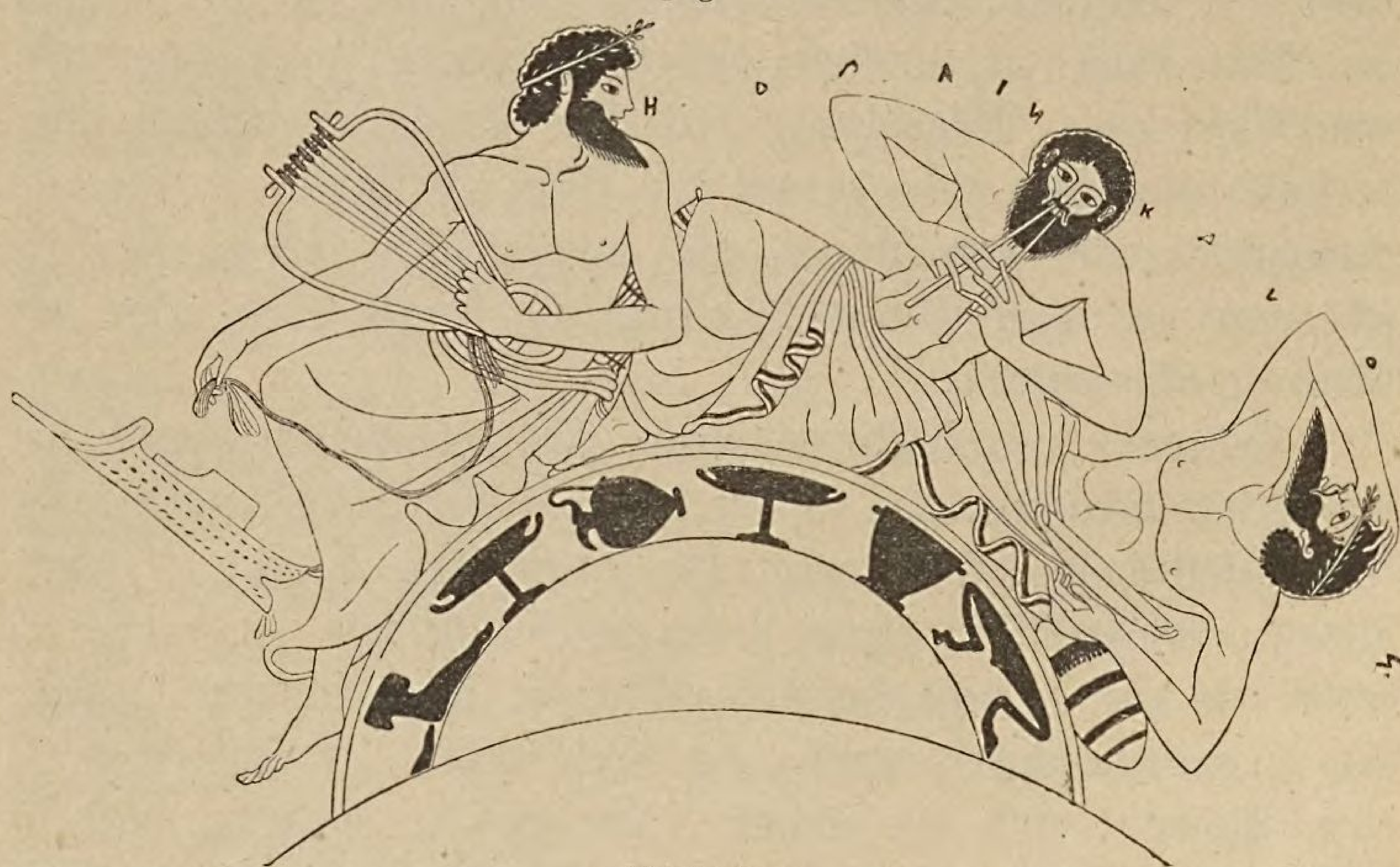
*) Vergl. Kunstgew. im Altertum II, 118.

**) Ebd. 116.

Schale, eine Kanne, ein Kühlgefäß, ein anderes Gefäß von eigentümlicher Form und drei Schuhe. Der links gelagerte Mann streckt die Rechte mit einer Trinkschale einem mit einer Weinkanne an ihn herantretenden Knaben entgegen, der mittlere hält ebenfalls eine Schale und wendet sich im Gespräch zu dem rechts liegenden, welcher in der Rechten einen Becher (Skyphos) *) hält.

Das Symposion begann mit drei Spenden, welche den olympischen Göttern, den Heroen und dem Zeus Soter darge-

Fig. 5.



Trinkgelage.

bracht wurden; dabei wurde bisweilen Weihrauch verbrannt, und wenn die sonst in der Regel erst in einem späteren Augenblick erscheinende Flötenspielerin bereits zu Anfang des Gelages erschienen war, so begleitete wohl auch Flötenspiel die feierliche Handlung. Man benutzte für diese Spenden die drei vorher hergerichteten Mischkrüge, indem man aus jedem eine Spende entnahm; nach der Spende aus dem ersten sang man im Chor

*) Vergl. Kunstgew. im Altertum II, 122 ff.

einen kurzen, den Dionysos feiernden Lobgesang (Päan), welcher wiederholt wurde, wenn, wie das wohl meistens der Fall war, im weiteren Verlauf des Gelages eine neue Mischung bereitet werden mußte. Für das Trinken sowohl als das sonstige Verhalten der Teilnehmer des Symposions bestanden vielfach bestimmte Vorschriften, welche an den modernen Komment der Kommerse erinnern. War ein Präses oder Symposiarch erwählt, so bestimmte dieser nicht nur den Grad der Mischung,

Fig. 6.



Trinkgelage (zu Fig. 5 gehörig).

sonder auch, aus was für Gefäßen, ob aus großen oder kleinen Bechern, man zu trinken habe und übernahm überhaupt die Leitung der Unterhaltung, das Zutrinken, die Zudiktierung von Strafen u. dgl. m. Was die Gefäße anlangt, so finden wir auf den Denkmälern meistens flache zweihenklige Schalen beim Symposion verwandt; daneben kommen aber auch größere, tiefe Becher vor, und wenn man erst einmal recht in das Zechen hineingekommen war, so kam es auch wohl vor, daß umfangreiche Kühlgefäße, welche sonst dazu bestimmt waren, daß man

den Wein darin durch Schneewasser kalt erhielt, zum Trinken benutzt und von geübten Kämpen, wie es Sokrates und Alkibiades waren, in einem Zuge geleert wurden. Denn ohne Absetzen seinen Becher zu leeren, war überhaupt ein sehr verbreiteter Brauch, und manche Trinkgefäße waren geradezu darauf eingerichtet, daß sie jedesmal gänzlich geleert werden mußten, da sie keinen Fuß zum Stehen hatten. Den hierauf bezüglichen Anordnungen des Symposiarchen, der in Hinsicht der Trinkkomments unbeschränkte Autorität hatte, hatte sich jeder Teilnehmer zu fügen, es sei denn, daß die Gesellschaft von vornherein den Beschluß gefaßt hatte, an diesem Abend einen jeden nach seinem Belieben viel oder wenig trinken zu lassen. Wer aber dem Befehle des Präses gar nicht oder in ungenügender Weise nachkam oder sich sonst gegen die Trinkgesetze vergangen hatte, dem wurde eine entweder ebenfalls in einer bestimmten Trinkleistung bestehende oder sonst humoristisch ausgedachte Strafe zuerkannt: so mußte z. B. ein Kahlköpfiger sich kämmen, ein Stotternder singen, ein Lahmer hüpfen u. s. f. Dieser Zwang, sich den Anordnungen des Präses bedingungslos zu fügen, führte begreiflicherweise zu einem recht starken Zechen, gegen dessen Einwirkungen die Verdünnung des Weines durch Wasser ein nur einigermaßen paralysierendes Schutzmittel gewähren konnte. Dazu kam noch der sehr allgemeine Brauch des Zu- und Vortrinkens und des Ausbringens von Gesundheiten auf Freunde oder geliebte Mädchen. Die Sitte erforderte dabei, daß man nach rechts herum zutrank, wie denn überhaupt bei Leistungen, die einen jeden trafen, z. B. Gesängen, gestellten Aufgaben u. s. w., diese Reihenfolge nach rechts hin beobachtet zu werden pflegte.

Wenn demnach das Trinken in der Regel der wesentlichste Zweck des Symposions war und blieb, so darf man doch deshalb die griechischen Symposien nicht mit den wüsten Zechgelagen vergleichen, wie sie im Mittelalter und bis ins 17. Jahrhundert hinein etwa an deutschen Fürstenhöfen im Schwunge waren; denn abgesehen davon, daß infolge der Verdünnung des

Getränkes es immerhin eine gute Weile dauern mochte, bis sich die berauschenden Wirkungen desselben geltend machten, fehlte es in den meisten Fällen auch nicht an allerlei Unterhaltungen, bei denen der Zweck des Trinkens in den Hintergrund trat, die aber freilich je nach dem Bildungsgrad und Charakter der Teilnehmer einen sehr verschiedenen Charakter trugen. Denn solche Symposien, wie die von Xenophon und Plato geschilderten, bei denen zwar scharf gezecht, aber dabei eine im höchsten Grade geistreiche Unterhaltung mit Erörterung tiefsinniger Probleme geführt wird, sind selbstverständlich idealisiert; und auch im platonischen Symposion zeigt die Anwesenheit der Flötenbläserin, daß neben der geistigen Unterhaltung auch das sinnliche Element hinreichend zur Geltung kam. Die musikalische Unterhaltung spielt bei den Symposien in der Regel eine Hauptrolle. Schon in der homerischen Zeit gehört Gesang zur Würze des Mahles; der liederkundige Sänger, welcher die Götter- und Heldensagen zur Phorminx vortrug und dem alle mit Begeisterung lauschten, pflegte bei keinem Mahle, welches eine größere Zahl von Teilnehmern vereinte, zu fehlen. In der historischen Zeit nimmt die musikalische Unterhaltung dann einen andern Charakter an, indem die Teilnehmer, anstatt bloß zuzuhören, selbst sich daran beteiligen, und zwar meist sowohl durch Gesang als durch instrumentale Leistungen. Was ersteren anlangt, so müssen wir da unterscheiden zwischen gemeinschaftlichen Chorgesängen, wie der vorher erwähnte Päan z. B., ferner Wechselgesängen, an denen sich alle Teilnehmer, aber nicht zugleich, sondern in bestimmter Reihenfolge beteiligten, und drittens Einzelliedern, welche besonders von solchen vorgetragen wurden, die sich durch musikalische Anlage und Übung auszeichneten. Einzelgesänge waren vornehmlich beliebt; der Singende begleitete sich dabei auf der Kithar, und zwar beobachtete man auch hierbei den Brauch, daß die Kithar und das Myrtenreis, welches der Sänger während seines Vortrages in der Hand halten mußte, immer nach rechts weiter gereicht wurden (vgl. oben). Besondere Be-

deutung beanspruchen unter diesen Einzelgesängen, auch nach der litterarhistorischen Seite hin, die sog. Skolien, die in der Regel einen ernsteren, bald religiösen, bald vaterländischen, bald allgemein ethischen Inhalt hatten; so feierte z. B. ein sehr bekanntes Skolion die beiden Verschwörer, welche den Tyrannen Hipparch ermordet hatten; dasselbe begann folgendermaßen:

Tragen will ich das Schwert verhüllt in Myrten,
wie Harmodios und Aristogeiton,
da von ihrer Hand fiel der Tyrann
und sie dem Volk Athens Freiheit und Recht erkämpft.

Nicht, Harmodios, ruhst du bei den Toten,
auf der Seligen Flur, so sagt man, weilst du,
wo Achill der schnellfüßige Held
und Diomed mit ihm wandelt, des Tydeus Sohn.
(Kallistratos, übers. von Geibel.)

Andere Gesänge galten dem Lob des Weins, den Freuden der Liebe, dem Glück der Freundschaft u. s. w.; auch an eigentlichen Trinkliedern fehlte es nicht, und es waren manche von hervorragenden Dichtern darunter: Alkäos, Sappho, Anakreon, Simonides, Pindar haben dergleichen in mannigfaltigen Rhythmen verfaßt. Ein Vasenbild zeigt uns einen auf der Kline gelagerten, bekränzten Zecher, welcher die Lyra in der Hand hält und begeistert singend den Kopf erhebt: wie die vom Vasenmaler beigeschriebenen Worte uns verraten, singt er ein Lied des Theognis zum Preis eines schönen Knaben. Freilich trat auch hier im Lauf der Zeit eine Veränderung des Geschmackes ein; manche der alten Lieder galten bereits zur Zeit des Aristophanes für altmodisch, und wer damals, wenn die Reihe des Vortrags an ihn kam, ein Lied von Simonides sang, anstatt sich an einer Bravourarie des Euripides zu versuchen, der erschien ebenso hinter seiner Zeit zurückgeblieben, wie wenn heut jemand bei ähnlicher Verlegenheit etwa „Als ich auf meiner Bleiche" oder „Mich fliehen alle Freuden" singen wollte.

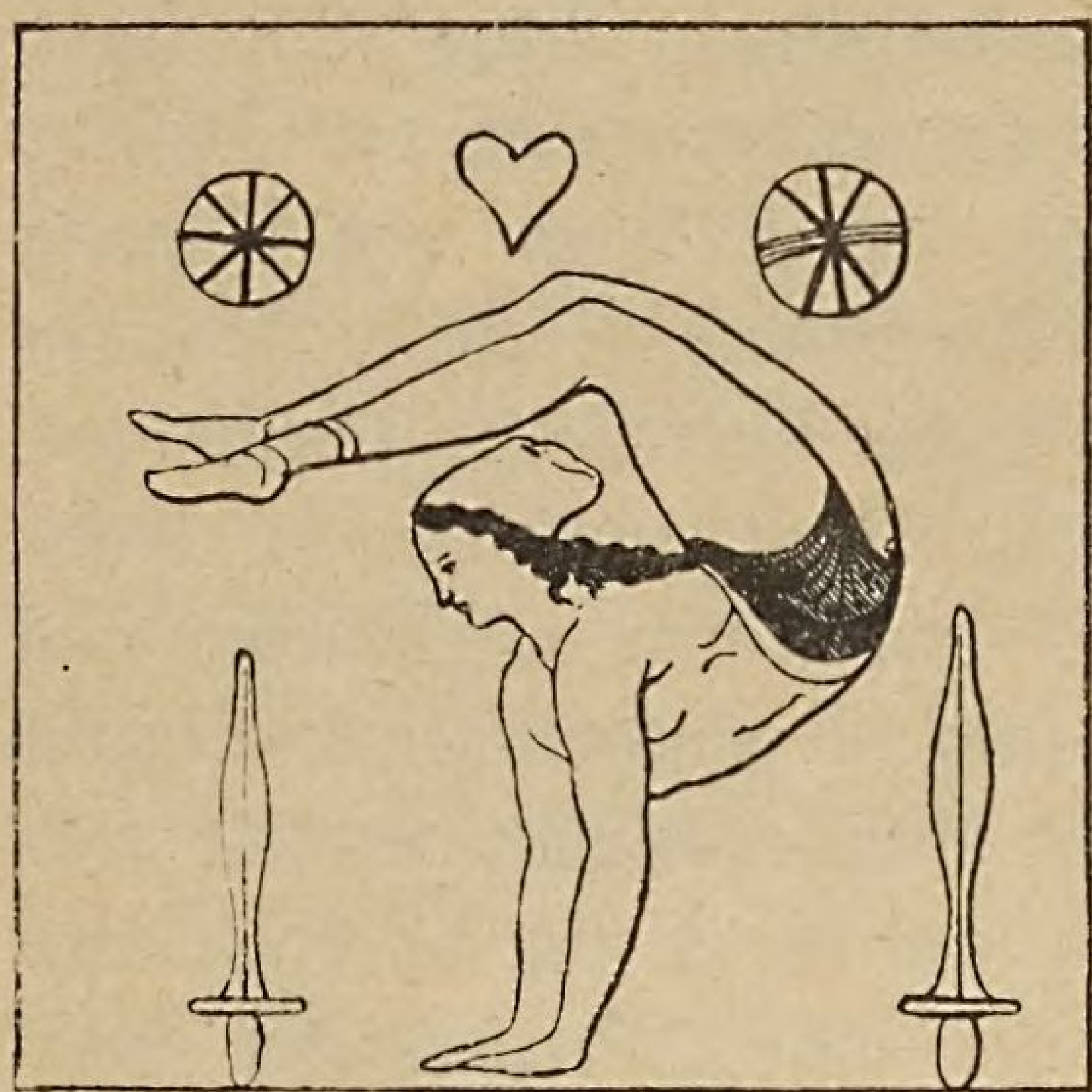
Sehr gewöhnlich war es ferner, daß Flöten- oder Kitharspielerinnen beim Symposion erschienen und durch ihr Spiel

und Gesang und wohl auch durch Tanz die Anwesenden ergötzten. Solche Mädchen wurden entweder vom Hausherrn eigens für den Abend bestellt und bezahlt, oder sie traten ohne Umstände von selbst in das Haus, in welchem sie eine lustige Gesellschaft beisammen vermuteten, hinein oder wurden von später kommenden Gästen mitgebracht. So finden wir im Gastmahl des Plato schon zu Anfang eine Flötenbläserin anwesend, welche den einleitenden Akt der Spendung mit ihrem Spiel begleitet; aber freilich bemerkt einer der Gäste, man solle sie nur fortschicken, die möge entweder sich selbst was vorblasen oder etwa den Weibern in der Frauenwohnung, sie, die Männer, wollten sich lieber durch verständige Reden unterhalten. Aber Plato stand mit dieser Auffassung, welcher er anderwärts noch viel schärfer Ausdruck verleiht, indem er sagt, daß Männer von Bildung beim Trinken weder Flötenbläserinnen noch Saitenspielerinnen noch Tänzerinnen oder dergleichen seichte Unterhaltung brauchten, ziemlich allein; im allgemeineu galten diese musizierenden Mädchen als ebenso unentbehrlich beim Symposion, wie Salben und Kränze; und so erscheint denn auch im platonischen Gastmahl gegen Ende der von einem andern Gelage kommende Alkibiades in Begleitung einer Flötenspielerin, auf die er sich, da er bereits trunken ist, stützt. Ebenso pflegen auf Vasengemälden diese Mädchen selten zu fehlen; freilich zeigen uns sowohl diese bildlichen Darstellungen, als was uns sonst von dem Treiben bei den Trinkgelagen berichtet wird, daß es sich bei der Anwesenheit solcher Dirnen keineswegs bloß um musikalische Genüsse handelte. Denn fast durchweg waren die Flöten- und Kitharspielerinnen Hetären von Beruf; man erlaubte sich daher mit ihnen Freiheiten aller Art, daß z. B. einem Teilnehmer zudiktiert wurde, die Flötenspielerin mehrmals im Zimmer herumzutragen, oder daß man sie wie eine Ware versteigerte und dem Meistbietenden gewissermaßen als Eigentum für den Abend zuschlug; und die Trinkgelage arteten vornehmlich durch die Anwesenheit dieser gefälligen Schönen oft zu wahren Orgien aus, in denen dem

Eros nicht weniger als dem Dionysos geopfert wurde. Die Vasenmaler gehen in ihren derartigen Darstellungen nicht selten bis an die äußerste Grenze des Erlaubten, obgleich es freilich den Anschein hat, daß die Sittenverderbnis nach dieser Seite hin in den Zeiten der Diadochen gegen früher eher zu- als abgenommen hat.

Auch durch anderweitige Schaustellungen wurden die Teilnehmer der Symposien unterhalten. Im Gastmahle des Xenophon erscheint auf Bestellung des Hausherrn bald zu Anfang ein Syrakusaner mit einer Flötenspielerin, einer Tänzerin und einem schönen Knaben, welcher Kithar spielt und tanzt; sie musizieren und führen mimische Tänze auf, namentlich wird uns eine derartige pantomimische Aufführung näher beschrieben, bei welcher Ariadnes Begegnung mit Dionysos in anmutiger Weise den Gegenstand der Darstellung bildet. Auch Gaukler, sog. Thaumaturgen, zeigten bei solchen Gelegenheiten ihre Künste. Die in Xenophons Gastmahl auftretende Tänzerin wirft während des Tanzes zwölf Ringe in die Höhe und fängt sie der Reihe nach wieder auf; dann führt sie einen kühnen Schwertertanz auf, indem sie in ein rings mit spitzen Messern besetztes Gestell hinein und wieder heraus einen Purzelbaum schlägt. Dergleichen Vorstellungen begegnen wir auch öfters auf Vasenbildern; so sehen wir in Fig. 7 eine Gauklerin, die auf den Händen gehend einen gefährlichen Tanz zwischen spitzen Schwertern ausführt. In ganz ähnlicher Stellung schießt die Fig. 8 abgebildete Frau vermittelst der Zehen einen Pfeil von dem mit dem Fuße gehaltenen

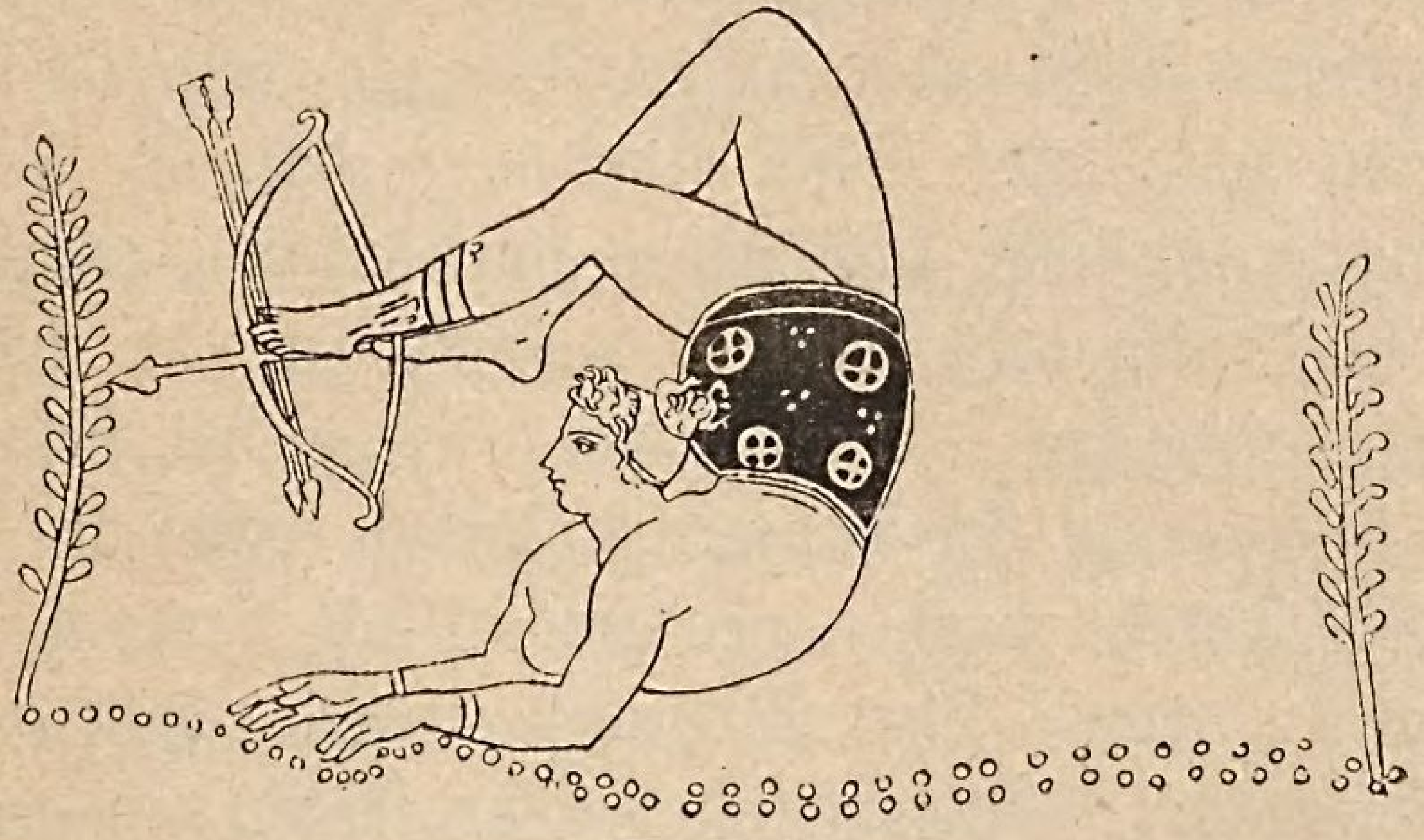
Fig. 7.



Gauklerin.

Bogen. Nicht minder wußten bereits die alten Jongleurs all die mannigfaltigen Kunststücke, welche heute noch auf Jahrmärkten oder Volksfesten angestaunt werden, als Degen verschlucken, Feuer fressen u. dgl., auf das geschickteste auszuführen; ein heut unbekanntes Kunststück bestand darin, auf einer schnell sich drehenden Töpferscheibe zu schreiben oder darauf Geschriebenes zu lesen. Es war sehr gewöhnlich, daß man zu Hochzeiten oder sonst nach dem Mahle solche Gaukler kommen ließ, obgleich immerhin ein gewisses Armutszeugnis darin lag, wenn man anstatt einer geistig anregenden Unterhaltung zu solchen Spielereien seine Zuflucht nahm. Auch die Späße der offiziellen Lustigmacher, welche

Fig. 8.



Gauklerin.

im Altertum die Stelle der mittelalterlichen Hofnarren vertreten, stehen auf keiner höheren Stufe; die Witze dieser von Haus zu Haus, von Mahlzeit zu Mahlzeit herumwandernden, stets hungrigen und gegen Bewirtung und Bezahlung ihre Scherze zum besten gebenden Spaßmacher scheinen in den allermeisten Fällen sehr dürftig und schal gewesen zu sein, und die Hauptsache lief dabei oft nur darauf hinaus, daß sich die Burschen von der Gesellschaft zum besten haben und allen möglichen Schabernack gutwillig über sich ergehen ließen.

Höher stehen dagegen diejenigen geselligen Unterhaltungen, bei denen Verstand und Witz der Teilnehmer in Kontribution gesetzt

wurden. Das geschah teilweise schon in der ungezwungenen, die mannigfaltigen Fragen des Tages, Politik, Litteratur u. s. w. behandelnden Unterredung; doch hielt man sich ernsteres wohl lieber fern, wie denn Anakreon singt:

„Den nicht mag ich beim vollen Pokal, der über dem Trunk mir
von trübseligem Krieg schwatzt und gehässigem Streit;
aber es sei mir geehrt, wer köstliche Gaben der Muse
und Aphroditens flicht in die gesellige Lust.“
(Übers. von Geibel).

Man belustigte sich mit allerlei zum Nachdenken anregenden Aufgaben, Rätseln oder scherzhaften Fragen: z. B. einen Gegenstand zu nennen, in welchem ein bestimmter Göttername enthalten sei, oder einen Vers herzusagen, in dem ein gewisser Buchstabe nicht vorkommen dürfe, oder dessen Anfang- und Endsilben zusammen einen bestimmten Sinn ergeben, u. dgl. m. In Kreisen, deren Bildung sich über das Durchschnittsniveau erhob, wurde bisweilen ein bestimmtes Thema den Gästen zur rednerischen Behandlung aufgegeben. Auch hierbei wurde, wie beim Trinken und beim Rundgesang, der Redenturnus nach rechts hin geordnet, nachdem das Thema vorher gemeinschaftlich beraten und festgestellt worden war. Die Aufgaben waren dabei von sehr mannigfaltiger Art. Besonders beliebt scheint es gewesen zu sein, daß die Anwesenden mit irgend welchen Dingen, einem abenteuerlichen Ungetüm oder dergl. in witziger Weise verglichen werden mußten, wobei ebenso Scharfsinn gezeigt, als unschuldige Neckerei geübt werden konnte. Bisweilen, wenn ein Spaßmacher von Profession anwesend war, wurde die Aufgabe an diesen gestellt; indessen, da es mit dem Witz dieser Leute nicht immer zum besten bestellt war, so kam es wohl vor, daß der arme notgedrungene Witzbold schließlich über die Nichtbeachtung seiner Späße ganz traurig wurde. Schwieriger und einen höhern Grad von Geist erfordernd war es, wenn, wie es seit dem Aufkommen der Rhoterik Mode wurde, ein kleiner improvisierter Vortrag über ein bestimmtes Thema verlangt wurde, Lob oder

Tadel über irgend welchen Gegenstand. So hat im Gastmahl des Xenophon jeder Gast zu sagen, worauf er stolz sei, und das zu begründen; im Gastmahl des Plato bildet die Verherrlichung des Eros die Aufgabe. In den Zeiten der alexandrinischen Gelehrsamkeit führte das selbst zu gelehrten Gesprächen, in denen wissenschaftliche Probleme aller Art beim Becher behandelt wurden. Für den, welcher bei solchen Wettkämpfen des Geistes seine Sache gut machte, z. B. ein schwieriges Rätsel löste, gab es Belohnungen, welche in Kränzen oder Taenien (Binden), bisweilen auch in Küssen bestanden; ebenso aber diktierte der Symposiarch auch dem, welcher sich ungeschickt erwies, eine Strafe zu, welche meist im pro poena trinken eines ganzen Bechers ungemischten Weines ohne Absetzen bestand, nicht selten aber dadurch verschärft wurde, daß man dem Trank Salzwasser beimischte.

Dazu kamen denn nun noch eine ganze Menge geselliger Spiele,*) welche ebenso beim Symposion als auch sonst, namentlich von jungen Leuten, zur Unterhaltung vorgenommen wurden. Darunter ist dasjenige, welches bei den Symposien am meisten beliebt war und uns daher auch auf zahlreichen Denkmälern begegnet, der sogenannte Kottabos, ein aus Sizilien eingeführtes Spiel, welches schon gegen das Ende der Diadochenzeit wieder abgekommen zu sein scheint und den Römern unbekannt war, weshalb auch unsere Nachrichten darüber etwas verworren lauten. So viel ist sicher, daß es dabei vornehmlich darauf ankam, aus einer Trinkschale eine Weinneige in geschickter Weise nach einem bestimmten Ziele zu schleudern und durch das Treffen desselben einen bestimmten Effekt hervorzurufen; und zwar hielt man dabei die Schale nicht am Fuß, sondern mit den Fingern an dem einen Henkel, und führte den Wurf nicht mit der vollen Bewegung des Armes, sondern lediglich aus dem Handgelenk oder bei gebogenem Arme bloß mit dem

*) S. Bd. I, S. 102 citierten Schriften.

Unterarm aus. Es gab verschiedene Arten dieses Spieles. Bei derjenigen, welche die gewöhnlichste gewesen zu sein scheint, bediente man sich eines hohen kandelaberartigen Gestelles, wie wir es in Fig. 9 sehen, dessen Schaft sich je nach Bedürfnis höher oder niedriger schrauben ließ; auf der Spitze desselben balancierte, ganz lose darauf gelegt, ein kleiner Teller oder Schale aus Erz und auf diesen mußte der geschleuderte Weinrest klatschend niederfallen resp. den Diskus herunterwerfen; denn daß derselbe nicht an der Spitze befestigt war, zeigen uns verschiedene Vasendarstellungen, auf denen ein Mädchen im Begriffe steht, den Diskus auf die Spitze des Schaftes zu legen. Damit war es aber noch nicht genug; es kamen meist noch einige erschwerende Bedingungen hinzu, indem an manchem Kottabosgestell eine Sklavenfigur, Manes genannt, aus Erz angebracht war, welche man mit dem Wurf ebenfalls treffen mußte, und zwar je nach der Art, wie sie am Schaft befestigt war, entweder zuerst oder zuletzt; oder der Diskus, auf den man den Wein spritzte, mußte beim Getroffensein auf eine weiter unterhalb am Ständer befindliche Metallscheibe, wie wir sie auch in unserem Bilde sehen, anklingend herabfallen, und meistens wurde dabei die Stärke oder Schwäche des Tons als eine Art von Liebesorakel betrachtet. In Fig. 9 steht der auf der Kline gelagerte bärtige Mann im Begriff, aus der am Zeigefinger der Rechten gehaltenen Schale seinen Weinrest nach dem Kottabosgestell vor ihm zu schleudern; neben ihm ist ein Jüngling mit Thyrsusstab gelagert, welcher einer vor ihm auf einem besonderen Kissen sitzenden Frau mit einem Tambourin eine Frucht oder dgl. zu reichen scheint. Von rechts her naht ein Mundschenk, ein nackter Knabe, mit der Weinkanne. — Bisweilen scheint man auch den Weinstrahl anstatt aus einer Schale direkt aus dem Munde herausgespritzt zu haben; oder man ließ kleine Schälchen oder Nußschalen leer auf dem Wasser schwimmen und versuchte, sie durch hineingeschleuderte Weinreste zu füllen und zum Untersinken zu bringen. Im allgemeinen muß freilich diese Unterhaltung, so

Fig. 9.

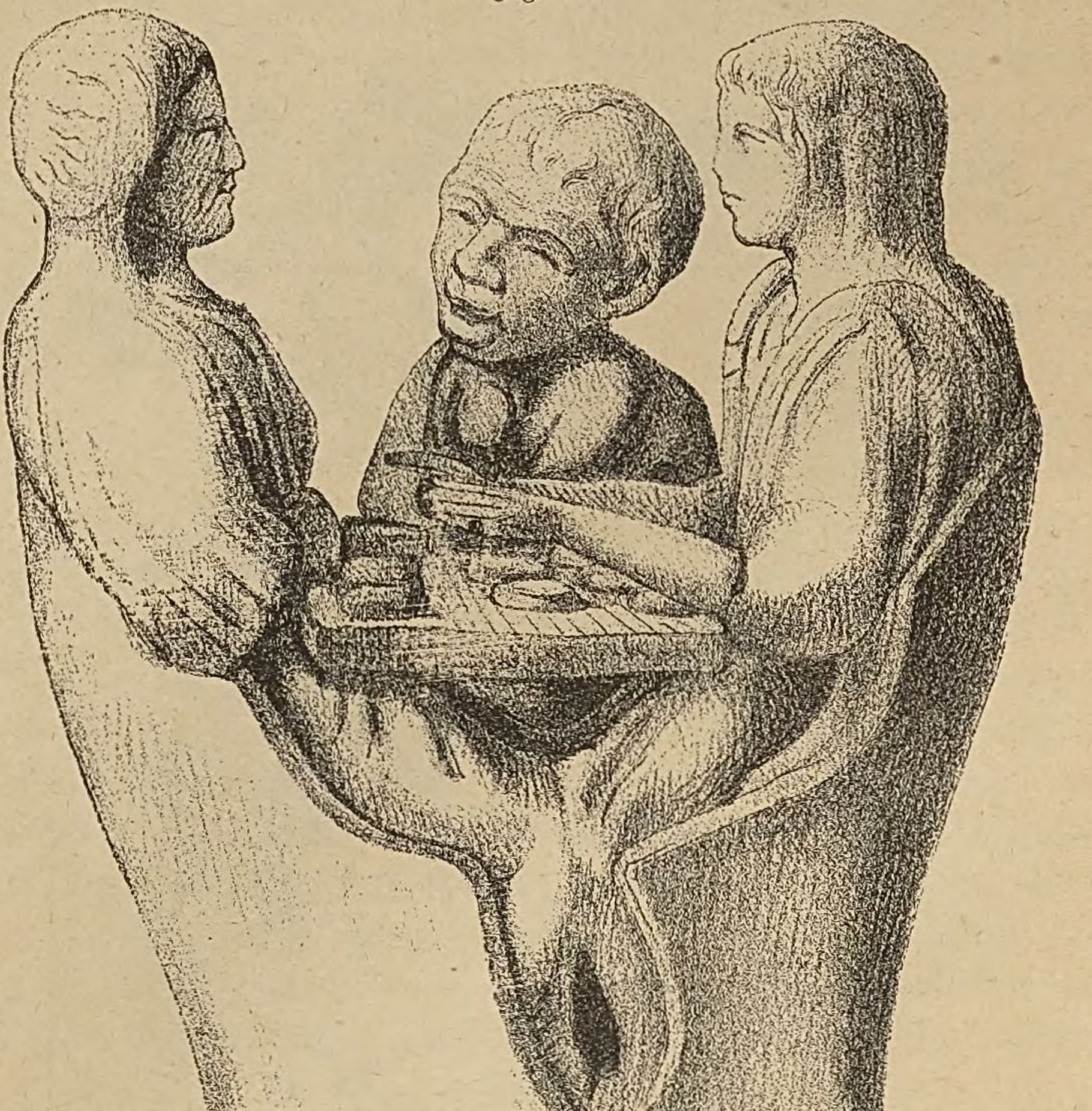


Kottabos.

beliebt sie namentlich im fünften und vierten Jahrhundert gewesen zu sein scheint, als eine geistlose bezeichnet werden.

Wir führen bei dieser Gelegenheit auch die wesentlichsten anderen geselligen Spiele an, mit denen sich Erwachsene in

Fig. 10.



Brettspieler.

Mußestunden zu beschäftigen pflegten. Manche darunter sind zu gleicher Zeit auch Kinderspiele; so ganz besonders das Ballspiel, das wir schon in der homerischen Zeit finden und welches das ganze Altertum hindurch sehr beliebt war, namentlich

in den Erholungsstunden nach dem Bade oder nach körperlichen Übungen im Gymnasium in mannigfaltiger Weise gespielt, auch von Ärzten als gesunde Bewegung empfohlen wurde. Einige andere Spiele tragen gleich diesem einen halb turnerischen Charakter und werden daher noch später bei der Gymnastik Erwähnung finden. — Außerordentlich verbreitet waren allerlei Verstandes- oder Glücksspiele, welche mit Spielbrettern, Figuren, Würfeln u. dgl. gespielt wurden. Dem Brettspiel, einer uralten, bereits den Ägyptern bekannten Erfindung begegnen wir schon in der homerischen Zeit; es blieb aber auch später noch ein äußerst beliebtes Vergnügen, dessen Darstellung wir öfters auf alten Denkmälern finden. Unter den zahlreichen Arten, welche es davon gab, haben manche große Ähnlichkeit mit modernen Spielen. Das sogenannte Städtespiel läßt sich mit unserem Dame- (oder Dam-)spiel vergleichen; es spielten dabei zwei Gegner auf einem in Felder geteilten Brett mit je dreißig Steinen, welche sich durch die Farbe unterschieden, und es kam darauf an, durch Einschließung eines feindlichen Steins durch eigene Steine denselben entweder wegzunehmen oder ihm den Ausweg zu versperren. Ein derartiges Spiel ist wahrscheinlich auf der hier unter Fig. 10 abgebildeten Terrakottagruppe dargestellt; es spielen da ein Jüngling und eine Frau miteinander, während eine dritte (karrikierte) Person zuschaut; das Spielbrett zeigt in flüchtiger Ausführung 42 Felder und 12 platte Brettsteine, doch ist daraus kein Schluß auf die Art des Spieles zu ziehen.

Wenn bei diesem Spiel, ebenso wie beim Schach- oder Damespiel, der Sieg lediglich von der Tüchtigkeit des Spielers abhing, näherte es sich dagegen schon ganz dem Glücksspiel, wenn die Art des Vorrückens der Steine auf Linien oder Feldern durch den Ausfall eines Wurfes mit Würfeln bestimmt wurde, wie das beim sog. „Fünfstrich" der Fall war, obgleich es auch da Modifikationen gegeben zu haben scheint, bei denen ein geschickter Spieler imstande war, selbst einen ungünstigen Wurf durch die Wahl unter mehreren ihm freistehenden Zügen zu

seinem Besten zu wenden. Reine Glücksspiele waren dagegen die mit Knöcheln und Würfeln gespielten, bei welchen auch in der Regel um Geld gespielt wurde. Beim Würfelspiel bediente man sich mehrerer, meist dreier, ganz und gar den heutigen gleichenden Würfel, ferner eines Bechers, aus welchem man sie schüttete, und eines Brettes oder einer mit erhöhtem Rand versehenen Tafel, worauf sie geworfen wurden. Der Gewinn hing bald von der Zahl der höchsten Augen ab (der beste Wurf, dreimal sechs, hieß „der koische", der schlechteste, dreimal eins, „der Hund"), bald von besonderen Spielregeln, indem besondere Kombinationen als Gesetz aufgestellt wurden, wie das heute noch beim Würfeln der Fall zu sein pflegt. Mit den Astragalen oder Knöcheln (aus der Ferse von Lämmern entnommen oder künstlich von anderem Material nachgebildet) spielte man in verschiedener Weise. Die eine Art, welche vornehmlich von Kindern, doch gelegentlich auch von Erwachsenen geübt wurde, war lediglich ein Geschicklichkeitsspiel und bestand darin, daß der Spielende eine Anzahl, meist fünf Knöchel (an deren Stelle aber ebenso gut Steinchen, Bohnen, Münzen u. dgl. treten konnten), in die Hand nahm, in die Höhe warf und mit dem Rücken der Hand wieder aufzufangen suchte, während er die zur Erde gefallenen gleichzeitig mit den ausgespreizten Fingern erhaschen mußte; oder es wurde auch bloß „gerade oder ungerade" gespielt, indem der eine Spielende schlechtweg zu raten hatte, ob der andere eine gerade oder ungerade Zahl von diesen, die Stelle unserer Spielmarken vertretenden Knöcheln in der geschlossenen Hand hielt. Andererseits aber wurde mit Astragalen ganz ähnlich gespielt wie mit Würfeln. In diesem Falle hatten nur die vier größeren Seiten des Knöchels, auf welchen derselbe liegen konnte, einen bestimmten Zahlenwert, der aber nicht darauf geschrieben war, sondern sich durch die Beschaffenheit des Knöchels von selbst ergab, da jede Seite von der andern verschieden war: die eine, volle Schmalseite galt nämlich 1, die andere eingedrückte Schmalseite 6, und die beiden breiteren Seiten,

von denen die eine etwas konvex, die andere etwas konkav war, galten 3 und 4; 2 und 5 fehlten also, denn die beiden noch

Fig. 11.



Knöchelspielerin.

übrigen kleinen Flächen des Knöchels kamen nicht in betracht, da der Knöchel auf diese nie zu liegen kommen konnte. Zum Spielen nahm man in der Regel vier Stück und spielte mit diesen

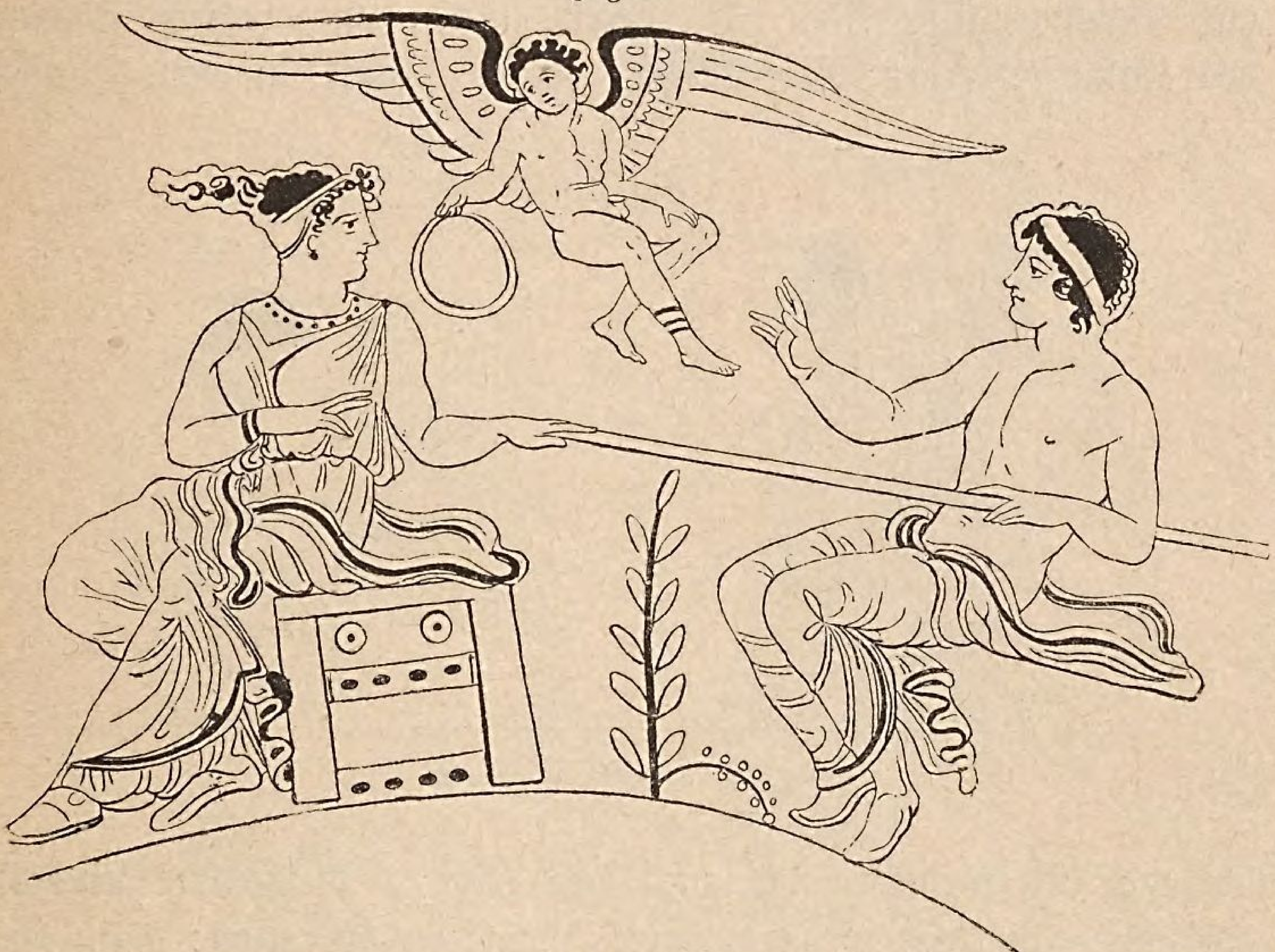
ebenso wie mit Würfeln, wobei jedoch der beste Wurf der war, bei welchem jeder Knöchel anders lag als die andern, demnach sämtliche Werte geworfen waren; sonst aber warf man vielfach auch einfach so, daß die meisten Augen gewannen. — Die Kunst hat namentlich Mädchen sehr oft in der Stellung von Astragalenspielerinnen dargestellt; eine der anmutigsten derartigen Schöpfungen zeigt uns Fig. 11, eine Terrakottafigur aus Tanagra.

Ein anderes Glücksspiel war das Riemenstechen, welches in seiner Ausführung ganz und gar jenem berüchtigten Spiele glich, das heut namentlich von sog. „Bauernfängern" ausgeübt wird. Es wurde nämlich ein Riemen in doppelter Lage auf einem Tisch mehrfach umeinander gewickelt; der Spielende stach dann mit irgend einem spitzen Werkzeug oder Dolch hinein und gewann, wenn beim Abwickeln des Riemens es sich zeigte, daß die Spitze in der doppelten Lage des Riemens steckte, während er verlor, wenn man den Riemen ganz abwickeln konnte. — Sehr verbreitet war ferner das heut noch in Italien so außerordentlich beliebte, freilich auch leicht zu blutigem Streit führende Morraspiel, wobei zwei Spieler sich in schnellem Wechsel die rechten Hände mit einigen geschlossenen und einigen gespreizten Fingern entgegenhalten, und dabei schnell mit einem Blick übersehen und ausgerufen werden muß, wie viel Finger an beiden Händen zusammen ausgestreckt sind. Wir finden dies Spiel mehrfach auf alten Bildwerken dargestellt, z. B. auf dem Fig. 12 abgebildeten Vasengemälde. Es spielt hier ein Jüngling mit einer Frau, beide sitzend, während heut die Morraspieler zu stehen pflegen; mit der linken Hand halten sie beide einen Stab fest, was den Zweck hat, zu verhindern, daß im Eifer des Spieles etwa aus Versehen einmal auch die linke Hand in Aktion trete (die Italiener legen zu diesem Behufe die linke Hand auf den Rücken); der Jüngling streckt vier Finger aus (der Daumen ist eingebogen), das Mädchen zwei, sodaß die auszurufende Zahl in diesem Falle sechs beträgt; ein oberhalb sitzender Eros reicht

dem Mädchen einen Kranz und bezeichnet dadurch dasselbe als Siegerin.

Endlich sei bei dieser Gelegenheit noch einer Unterhaltung gedacht, welche bei uns heutzutage unbekannt ist, sich aber in England erhalten hat und dort mit ganz eben solcher Leidenschaft betrieben wird, wie es im Altertum bei den Griechen der Fall war, obgleich uns diese Leidenschaft eben so schwer begreif-

Fig. 12.

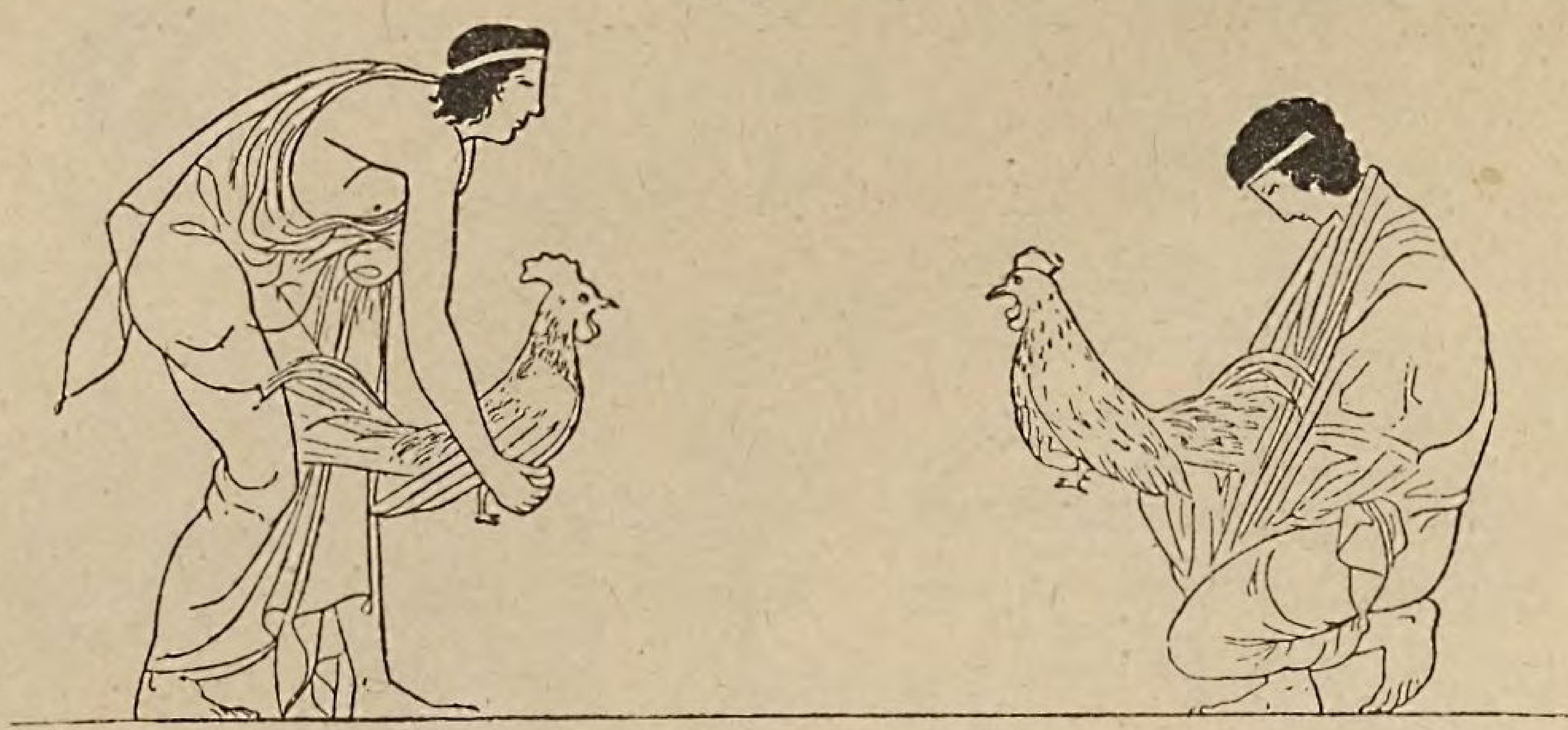


Morraspieler.

lich erscheinen mag, wie der Ernst, mit welchem selbst gelehrte Männer dieses Vergnügen betrachteten. Wir meinen die Hahnen- und Wachtelkämpfe, einen Sport, welcher in Athen eine solche Rolle spielte, daß selbst das große Theater des Dionysos den Schauplatz hergeben mußte und man naiv genug war, zu behaupten, es sei dies ein Schauspiel, welches den Mut der Bürger zu tapferen Thaten zu entflammen wohl geeignet sei. Mit der Zucht von Kampfhähnen gab man sich namentlich in Tanagra

und Rhodos ab; und nicht bloß junge Leute waren es, welche von den Händlern Streithähne oder Wachteln erstanden, sondern auch ältere widmeten sich mit Eifer der Pflege der Vögel, trugen sie stundenweit spazieren und suchten auf alle mögliche Weise ihren Kampfesmut zu steigern, um mit ihnen Preise zu erringen. Man fütterte sie zu diesem Zweck auch mit Knoblauch und band bisweilen sogar den Hähnen eherne Sporen an, um die ausgeteilten Wunden gefährlicher zu machen. Die Darstellungen (vgl. das Vasengemälde Fig. 13) zeigen uns, daß vor dem Beginn des Kampfes jeder Eigentümer, seinen Hahn in den Händen

Fig. 13.



Hahnenkampf.

haltend, sich niederkauerte, und daß beide so die Hähne zunächst einander näherten, um sie vorerst von fern zu reizen; dann ließ man sie aufeinander los und erhob sich wieder vom Boden. Mitunter ließ man auch die Hennen beim Kampfe anwesend sein, weil die Hähne in Gegenwart ihrer Hennen streitbarer sind. Ein eigentümlicher Brauch, von dem uns berichtet wird, bestand darin, daß der Eigentümer des unterliegenden Vogels denselben schleunigst aufnahm und ihm laut ins Ohr schrie; man behauptete, es geschehe dies, damit der Besiegte nicht das triumphierende Krähen seines Überwinders höre und dadurch für künftige Kämpfe mutlos gemacht werde.

Kehren wir schließlich zum Symposion, von welchem wir ausgegangen waren, zurück. Es ward schon hervorgehoben, daß trotz der Sitte, den Wein nicht unvermischt zu trinken, die großen Quantitäten des vertilgten Getränkes doch genügend dafür sorgten,

Fig. 14.



Folgen der Unmäßigkeit.

daß es, namentlich wenn sich das Gelage bis tief in die Nacht hinein ausdehnte, ohne Trunkenheit nicht abging. Die Szenen, welche sich da beim Schein der qualmenden Öllämpchen abspielten, waren denen begreiflicherweise oft gar sehr entfernt von der Grazie und dem Ebenmaß, welches man als den charakteristischen

Vorzug des Griechentums zu preisen pflegt; was uns namentlich die Vasenbilder davon zeigen, dürfte nur ein schwaches Abbild der Wirklichkeit sein. In harmloser Weise zeigt uns das Fig. 14 abgebildete Vasengemälde die nächsten Folgen des übermäßigen Weingenusses: ein Jüngling giebt, anscheinend ohne sonderliches Unbehagen, den zuviel genossenen Wein wieder von sich, wobei ihm eine gefällige Schöne schalkhaft lächelnd den Kopf hält. Anderes müssen wir hier übergehen, weil es sich ebenso der Abbildung als der Beschreibung entzieht.

Den offiziellen Abschluß des Trinkgelages pflegte eine Spende an den Hermes zu bilden. Dann aber trat man noch keineswegs immer gleich den Heimweg in Begleitung der auf ihre Herren wartenden und mit Fackeln oder Laternen nach Hause leuchtenden Sklaven an, sondern vielfach wurde die aufgeregte Stimmung noch dazu benutzt, um gemeinschaftlich im sogenannten Komos mit Flötenbläserinnen und Fackelträgern lärmend und tobend durch die Straßen zu ziehen, bei guten Freunden, welche noch beim Becher beisammen saßen, unerwartet einzubrechen oder allerhand Unfug und Schabernack auszuführen. Daß dies häufig noch zu anderen Szenen, zu Prügeleien u. dgl. führte, ist leicht begreiflich, namentlich wenn einer der Teilnehmer noch Einlaß bei einer Hetäre verlangte, wobei leicht ein Streit zwischen Nebenbuhlern ausbrechen mochte. Das hier in Fig. 15 abgebildete unteritalische Vasenbild zeigt uns eine Szene aus einem Komos, dessen Hauptperson zwar der betrunkene Herakles, den Satyrn begleiten, bildet, der aber jedenfalls nichts als ein auf heroisches Gebiet übertragener Vorgang des wirklichen Lebens ist. Offenbar hat der schwer berauscht am Boden liegende Held Einlaß an der Thür verlangt, die ihm verschlossen geblieben ist; ja er muß noch überdies argen Schimpf hinnehmen, indem eine Alte, etwa die Kupplerin, aus einem Fenster oberhalb der Thüre den Daliegenden mit Wasser oder sonst einer Flüssigkeit begießt. Zwei mit Binden und Kränzen geschmückte jugendliche Satyrn, von denen der eine einen Thyrsus und einen Korb mit Früchten

Fig. 15.



Szene des nächtlichen Komos (Herakles mit Satyrn).

und Kuchen, der andere einen Mischkrug und Tänien trägt, ferner eine Kitharspielerin mit Thyrsusstab und eine Flötenspielerin mit einer Fackel bilden das Geleite des Nachtschwärmers. Solche Szenen bilden freilich einen unerfreulichen Gegensatz gegen den Abschluß des platonischen Symposions, wo Sokrates, nachdem er die ganze Nacht hindurch ebenso wacker gezecht, als bis zum Schluß mit einigen gleich standhaften Freunden ernste wissenschaftliche Gespräche geführt hat, bei Tagesanbruch, während alle Teilnehmer des Gelages sanft entschlummert sind, festen Schrittes aufsteht, sich an einem Brunnen im Lykeion wäscht und dann wie gewöhnlich seinen Tagesgeschäften nachgeht.

VII.

Krankheiten und Ärzte, Tod und Bestattung.

In jenem glückseligen Zeitalter, welches der griechische Mythus das goldene nennt, lebten die Menschen ohne Übel und Mühen, ebenso unbekannt mit den Lastern wie mit den verderblichen Krankheiten; aber als verhängnisvoller Vorwitz die unheilbergende Büchse der Pandora geöffnet, da kamen mit all den anderen tausenden von Leiden, welche die Menschheit heimsuchen, auch die zahllosen, Tag und Nacht die Menschen überfallenden Krankheiten hervor. In naiver Weise spricht der Mythus hiermit aus, daß mit dem Fortschritt der Kultur und dem Verschwinden der alten, der Natur angepaßten, einfachen Lebensweise auch die Zahl der Krankheiten zugenommen habe. Aber je größer die Schar dieser der Gesundheit und dem Leben des Menschen nachstellenden Feinde wird, um so eifriger sucht der Mensch, wenn auch zunächst auf rein empirischem Wege, denselben entgegenzuarbeiten; und die Anfänge der Heilkunde*) sind daher

*) Vgl. Welcker, Kleine Schriften III, 1 ff.

ebenso alt, wie die menschliche Kultur überhaupt. Das älteste litterarische Denkmal griechischen Lebens, das homerische Epos spricht zwar wenig von innern Krankheiten; abgesehen von der großen Pest, welche in das Lager der Griechen von Troja verheerend einfällt, kommen keine eigentlichen Krankheiten darin vor. Aber der Grund davon liegt nicht in der etwaigen größeren Seltenheit derselben, wenn man auch immerhin wird annehmen dürfen, daß die Menschen der homerischen Zeit infolge ihrer mehr naturgemäßen Lebensweise und der größeren Kräftigung des Körpers durch den beständigen Aufenthalt im Freien, durch kriegerische und gymnastische Übungen gesünder waren, als die späteren Generationen; vielmehr liegt dem Dichter die Erwähnung innerer Krankheiten infolge seines Stoffes durchaus fern. Indes einen ärztlichen Stand treffen wir doch auch hier bereits; und wenn sich die homerischen Ärzte auch wesentlich mit der Heilung der im Kriege vorkommenden Verwundungen beschäftigen, so sind sie doch nicht bloß im Besitz gewisser chirurgischer Fertigkeiten, wie Pfeile aus den Wunden schneiden, Verbände anlegen u. dgl., sondern sie kennen auch schon die heilkräftigen Wirkungen gewisser Kräuter und bedienen sich derselben nicht nur für äußere Behandlung von Verletzungen, sondern allem Anschein nach auch bereits in innerlicher Anwendung zur Linderung des Fiebers u. dgl.; gerade derartige Kenntnisse pflegen ja schon sehr früh selbst bei Völkern von niedriger Kulturstufe vorhanden zu sein und von Generation zu Generation sich weiter zu vererben. Es sind das nicht allein die später als Ahnherren des ärztlichen Standes betrachteten und ihren Ursprung wie ihre Wissenschaft auf die Götter selbst zurückführenden Helden oder Halbgötter, wie Asklepios und Podaleirios, welche die Heilkunde ausüben, sondern wir finden damals bereits einen ärztlichen Stand; und wir dürfen wohl annehmen, daß man es nicht auf den Zufall ankommen ließ, ob bei einem Heere etwa Leute mit einigen chirurgischen und medizinischen Kenntnissen anwesend waren, sondern daß bei jeder kriegerischen Expedition auch mehrere Be-

rufsärzte mitgenommen wurden, um für die Verwundeten oder sonst Erkrankenden Sorge zu tragen.

In welcher Weise sich der ärztliche Stand seit den homerischen Zeiten weiter entwickelt hat, können wir im einzelnen nicht mehr verfolgen. In der historischen Zeit finden wir die Heilkunde im wesentlichen nach zwei Seiten hin ausgebildet; einmal als Praxis eines bestimmten ärztlichen Standes, andererseits als eine Art religiöser Geheimwissenschaft in den Händen von Priestern; dazu kommt denn als drittes noch die im Altertum wie zu allen Zeiten blühende Kurpfuscherei hinzu.

Die Berufsärzte, welche auch später noch ihre Kunst als eine göttliche, vom Ahnherrn Asklepios überlieferte betrachteten und sich darnach auch wohl als Asklepiaden bezeichneten, sind wahrscheinlich aus den priesterlichen Ärzten hervorgegangen. Es ist sehr naheliegend, daß anfänglich in den ersten Jahrhunderten nach Homer die Ausübung der ärztlichen Kunst noch ganz und gar in direktem Zusammenhange mit dem Asklepios-Kultus stand und daß erst allmählich jene Trennung eintrat, wie wir sie in den historischen Zeiten finden, indem die einen als ärztliche Assistenten der Priester bei den Heiligtümern verblieben, die andern aber sich selbständig machten und auf eigne Rechnung praktizierten. Es ist demnach auch kein bloßer Zufall, daß die Orte, wo die berühmtesten ärztlichen Schulen des Altertums sich befanden, Kos und Knidos, zugleich als Hauptstätten des Asklepioskultus bekannt sind. Die Berufsärzte, welche ohne Zusammenhang mit Heiligtümern selbständig ihre Kunst ausübten, thaten dies natürlich gegen Bezahlung; und wenn sie auch infolgedessen einigermaßen unter dem Makel, welcher jedem mit Gelderwerb verbundenen Berufe anhaftete, zu leiden hatten, so standen sie doch in der allgemeinen Achtung beträchtlich höher, als die banausischen Gewerbe, und erfuhren nur dann gerechten Tadel, wenn sie, wie es bisweilen vorkam, sich ihr Honorar im voraus bezahlen ließen und im Unvermögensfalle sogar sich erst gar nicht auf Behandlung einließen. Ihre medizinischen Kenntnisse erwarben sich die

Ärzte nicht gleich den heutigen auf hohen Schulen oder Kliniken, sondern in der Regel als Gehilfen oder Lehrlinge älterer erfahrener Ärzte, welche sie auf ihren Krankengängen begleiteten und von denen sie über Diagnose und Therapie, sowie in der Bereitung von Arzeneien unterwiesen wurden. Denn obgleich es Droguenhändler gab, welche die wichtigsten Arzneimittel feilhielten, so gab es doch keine Apotheken im heutigen Sinne, und die Ärzte bereiteten durchweg ihre Medikamente selbst. An irgendwelche Prüfung war die Ausübung des ärztlichen Berufes wenigstens in früherer Zeit nicht gebunden, so wenig wie es eine Kontrolle oder Haftpflicht der Ärzte gab; daß aber in der späteren Zeit ein gewisses Zusammenhalten der zünftigen Ärzte stattfand, vielleicht auch eine Art Freisprechung des ärztlichen Lehrlings von seiten der Meister vor versammeltem Kollegium üblich war, darauf deutet der uns erhaltene sog. Eid des Hippokrates hin, in welchem der angehende Jünger des Asklepios sich verpflichtete, stets nur das Heil seiner Patienten im Auge zu haben, verschwiegen zu sein, niemandem, selbst auf Bitten nicht, tödliche Mittel zu reichen u. dgl. m. Freilich war dieser Eid wohl nur in der Schule des Hippokrates und seiner Nachfolger üblich.

Unter den Berufsärzten hat man dann weiterhin zu scheiden zwischen solchen, welche Privatpraxis betrieben, und denen, welche eine öffentliche Anstellung hatten. Die ersteren erteilten ihren Rat teils daheim, teils machten sie Krankenbesuche. Leichtere Kranke, welche im stande waren auszugehen, begaben sich zum Arzt in die Sprechstunde; und zwar fanden sie dort nicht bloß ärztlichen Rat, sondern auch direkte Behandlung, da meistens mit dem Ordinationszimmer auch andere Räume zum Baden, Schröpfen, Klystieren, Operieren u. dgl. verbunden waren, wie denn auch der Arzt dort seine Medikamente bereitete und dispensierte. Selbst Schwerkranke, wie z. B. in den Acharnern des Aristophanes der verwundete Lamachos, ließen sich, wenn es ein dringender Fall war, direkt zum Arzte schaffen. Ein renommierter Arzt war natürlich nicht im stande, die ganze Kundschaft allein

zu befriedigen, und beschäftigte daher im Ordinationszimmer seine Assistenten, die ihn dann auch auf seinen ärztlichen Ausgängen zu begleiten pflegten, um am Krankenbett von den Erfahrungen des Meisters Nutzen zu ziehen; für die Patienten muß es freilich wenig angenehm gewesen sein, wenn der Arzt so in Begleitung einer oft nicht unbeträchtlichen Schar Studierender zu ihnen kam. Noch unangenehmer war es freilich, wenn man, etwa durch Mittellosigkeit, genötigt war, sich untergeordneten Gehilfen, die nicht selten dem Sklavenstande angehörten, anzuvertrauen. Denn diese Sklavenärzte wurden nicht bloß zur Behandlung der Sklavenbevölkerung herangezogen, sondern behandelten häufig auch freie, namentlich ärmere Leute, welche kein großes Honorar bezahlen konnten, und pflegten es dabei nicht gerade sehr genau zu nehmen; man warf ihnen vor, daß sie ganz im Gegensatze zu den aufmerksamen, den Kranken genau prüfenden und beobachtenden besseren Ärzten ihre Besuche sehr schnell abmachten, kaum nach der Art des Leidens fragten und, nachdem sie irgend etwas beliebiges verordnet, weiter eilten. Mitunter ließ aber auch wohl ein Bürger einen seiner Sklaven, wenn derselbe für diesen Beruf Geschick zeigte, bei einem Arzte die Heilkunde erlernen, um jemanden im Hause zu haben, welcher im Notfalle ärztlichen Beistand zu leisten im stande wäre; bei der verhältnismäßig freien Stellung, welche die griechischen Sklaven, namentlich in Attika, genossen, darf es nicht wunder nehmen, daß man das Wohl und Wehe seines Körpers in die Hände eines Sklaven gab, zumal man ja, wie wir gesehen, auch die geistige Pflege der Kinder Sklaven anzuvertrauen kein Bedenken trug. — Im übrigen erregten auch unter den freien Ärzten manche durch die Art ihres Auftretens Ärgernis: nicht sowohl, wie die Sklavenärzte, infolge ihrer Flüchtigkeit und Sorglosigkeit ihrer Behandlung, als vielmehr die einen durch großprahlerisches und hochmütiges Wesen, wie z. B. ein Arzt Menekrates von Syrakus, der sich immer in der prunkvollsten Kleidung zu zeigen liebte und sich Zeus betiteln ließ; andere

durch Grobheit und Rücksichtslosigkeit gegen die Patienten, wie jener Arzt, welcher einem, Besorgnis vor dem Sterben äußernden Patienten kühl mit dem homerischen Verse antwortete: „Auch Patroklus ist gestorben und war mehr als du!“ Manche wiederum erregten durch unsauberes Äußere, durch geräuschvolles Benehmen, lautes Sprechen u. dgl. Anstoß; schon Hippokrates verlangte daher vom Arzte eine gewisse, aber nicht übertriebene Eleganz in der Kleidung und Sauberkeit in Haar- und Barttracht, obgleich er charakteristischerweise hinzufügt, es solle jedem Arzte unbenommen bleiben, es damit anders zu halten, falls seine Patienten es wünschten.

Anders war die Stellung der öffentlichen Ärte, welche von einer Staatsgemeinde gewählt und besoldet wurden und dafür zu unentgeltlicher Behandlung verpflichtet waren: ob freilich eines jeden Gemeindebürgers oder nur der ärmeren, wissen wir nicht. Daß diese Staatsärzte unter Umständen sehr bedeutende Besoldungen empfingen, zeigt das Beispiel des Arztes Demokedes, welcher als Staatsarzt in Ägina eine Besoldung von einem Talent (das äginetische Talent etwa 6530 Mk.) bezog; darauf berief ihn Athen mit einem Honorar von hundert Minen (7859 Mk.) uud schon im Jahre darauf der Tyrann Polykrates von Samos (wohl nicht als seinen Leibarzt, sondern in gleicher Eigenschaft als Gemeindearzt) um zwei Talente (wohl attische, also 9431 Mark). Andererseits kam es auch vor, daß vermögende Ärzte freiwillig die unentgeltliche Armenpraxis übernahmen.

Spezialärzte für bestimmte Krankheiten sind im alten Griechenland ungewöhnlich; dieselben Ärzte behandelten äußere wie innere, Männer- und Frauenkrankheiten, nur der Steinschnitt wurde, nach dem Eid des Hippokrates, von besondern Spezialisten vorgenommen. Augenärzte kennt erst die spätere Zeit, in welcher sich überhaupt die medizinische Praxis mannichfaltiger entwickelt und namentlich auch der Einfluß der Gymnastik und der damit verbundenen Diätetik auf die ärztliche Methode von bedeutendem Einflusse ist.

Während nun die Ärzte, so vielfach auch von ihnen allerlei seltsame oder sympathetische Mittel zur Anwendung gebracht wurden und so manche Charlatane sich auch darunter befinden mochten, im allgemeinen doch darauf ausgingen, nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu kurieren, auf den von den Vorfahren überkommenen Kenntnissen weiter zu bauen und dieselben durch eigene Erfahrungen und Studien zu bereichern, stand das Heilverfahren, welches von den Priestern der Asklepiosheiligtümer angewandt wurde, in meist recht bedenklicher Weise in der Mitte zwischen empirischer Therapie und abergläubischem Hokuspokus. Von alters her war es, wie erwähnt, üblich, daß die Priester des Asklepios die Heilkunst betrieben; ihre Kenntnisse galten teils als uralte, vom Gotte selbst überkommene Erbweisheit, teils als stets sich erneuernde göttliche Offenbarungen. Einige Asklepiosheiligtümer hatten wegen ihrer glücklichen und wunderbaren Kuren vor allen andern Ruf und Zuspruch: so Kos, Knidos, Trikka, ganz besonders aber Epidauros, späterhin auch Pergamon. Zu diesen Heiligtümern wallfahrteten die Genesung suchenden Kranken, wie heut in katholischen Ländern zu wunderthätigen Gnadenorten gepilgert wird; und wie man auch heut noch in den Kirchen von Maria Einsiedeln, Altötting, in der Grotte von Lourdes u. s. w. zahlreiche Andenken der glücklich Geheilten sehen kann, Darstellungen und Beschreibungen von Krankheiten, wächserne oder silberne Nachbildungen der geheilten Körperteile u. dgl. m., so spendete man auch im Altertum dem Asklepios, abgesehen von anderen Dankesgaben, zum Teil in klingender Münze, auch Nachbildungen von Armen, Händen, Beinen, Ohren, Augen, Brüsten u. s. w. in Marmor, in Silber oder Gold, oder in schlichtem Wachs oder Thon, als Weihgeschenke, nebst Angabe des Namens dessen, der Heilung gefunden; manche hinterließen auch Inschrifttafeln mit detaillierten Angaben über ihre Krankheit und deren Heilung, und ebenso stellten die Priester größere Tafeln im Tempelbezirk auf, auf denen allerlei wunderbare Heilungen verzeichnet waren. Der Geograph Strabo

berichtet uns von solchen inschriftlichen Krankengeschichten in den Heiligtümern von Epidauros, Kos und Trikka; ebenso sah der Reisebeschreiber Pausanias im Tempelbezirk zu Epidauros sechs derartige große Tafeln, und von zweien derselben sind vor einigen Jahren sehr umfangreiche Bruchstücke gefunden worden, welche uns einen äußerst interessanten Einblick in das Verfahren in den Asklepiosheiligtümern eröffnen.

Die Heilmethode der Asklepiospriester unterscheidet sich von der der Berufsärzte vor allem dadurch, daß sie durchweg sich mit dem Schleier des Geheimnisvollen und Wunderbaren umgiebt, in der richtigen Erkenntnis, daß die Spekulation auf die Dummheit und den Wunderglauben der Menge immer Aussicht auf Erfolg hat. Die Heilung erfolgte auf dem Wege der sog. Inkubation, d. h. der Patient mußte sich nachts im Heiligtum niederlegen und schlafen; im Traum erschien ihm der Gott und gab ihm entweder ein Mittel an, durch welches er Genesung finden könne, oder nahm gleich auf der Stelle die Heilung an dem Schlafenden vor, so daß der Patient beim Erwachen sich geheilt fand und fröhlich von dannen ging! In drastischer Weise schildert Aristophanes im „Plutos" eine solche Heilung im Tempel. Der blinde Gott des Reichtums sucht nämlich im Tempel des Asklepios Heilung von seinem Gebrechen; nachdem er vorher ein Bad im Meere genommen, wird er in das Heiligtum geführt, opfert und legt sich dann, zusammen mit andern Patienten, zum Schlafe nieder, wobei sie ein Tempeldiener ermahnt, vor allem tiefes Schweigen zu bewahren. Der den Plutos begleitende Diener, welcher den Vorgang erzählt, ist freilich ein etwas freisinniger Schalk; er kann nicht schlafen, und da er bemerkt, daß, nachdem die Kranken eingeschlafen sind, die Priester kommen und die Opfergaben von den Altären wegnehmen und einsacken, so benutzt auch er die Gelegenheit, einer alten Frau in seiner Nähe einen Topf mit Brei zu stibitzen. Nach einiger Zeit erscheint der Gott selbst, in Begleitung von zwei Heilgöttinnen; er geht umher, untersucht die einzelnen Patienten und kommt schließlich

auch zum Plutos: er befühlt diesem den Kopf, trocknet ihm die Augenlider mit einen Leintuch rein ab, und eine der Göttinnen legt ihm einen purpurnen Schleier um das Haupt. Plötzlich erscheinen zwei große Schlangen vom Tempelinnern her, kriechen unter den Schleier und lecken dem Plutos die Augenlider, wodurch derselbe die Sehkraft wiedergewinnt. Wie hier die Kur während des Schlafes selbst erfolgt, so auch in den Geschichten, welche auf den erwähnten Inschrifttafeln von Epidauros berichtet werden. Auch da wird die Heilung einer Blinden erzählt, welcher Asklepios im Traum erscheint und das Augenlicht wiedergiebt, indem er ihr gegen das Versprechen, daß sie ein silbernes Schwein zur Strafe dafür, daß sie ungläubig zum Tempel gekommen, weihen wolle (dem Asklepios wurden besonders Schweine geopfert), ein Heilmittel in die Augen träufelt. Solche Heilungen von Blinden kommen mehrfach in den Inschriften vor; bisweilen vertritt dabei, wie bei Aristophanes die Schlangen, der Hund, der ebenfalls ein dem Asklepios heiliges Tier ist, die Stelle des Gottes, indem er durch Belecken die Augen heilt, wie in einem andern Falle die Asklepiosschlange durch Lecken die wunde Zehe eines Patienten herstellt. Manche Fälle sind freilich noch viel wunderbarer. Da bekommt ein Einäugiger, dem sein eines Auge vollständig ausgelaufen ist, im Schlafe durch ein vom Gott in die Augen gegossenes Heilmittel sein verlornes Auge wieder; da träumt einer Frau, welche einen Wurm im Leibe hat, Asklepios schneide ihr den Bauch auf, nehme den Wurm heraus und nähe ihr den Bauch wieder zu; ein Mann hat Male an der Stirn, welche der Gott dadurch beseitigt, daß er ihm eine Binde um die Stirn legt, worauf die Stirn am Morgen weiß und rein ist, während die Male sich auf der Binde finden; einem andern, welchem die Finger der einen Hand gelähmt sind, springt der Gott auf die Hand und zieht ihm die Finger gerade, worauf sie wieder beweglich werden u. s. f. Ja noch mehr, Asklepios heilt nicht bloß kranke Menschen, sondern auch leblose Gegenstände: da hat ein Sklave den Becher seines Herrn zerbrochen,

und wie er bekümmert dasitzt, meint ein Vorübergehender lachend, den könne selbst Asklepios nicht mehr ganz machen. Das bringt ihn auf den Gedanken, mit den Scherben in den Tempel zu gehen; und als er am Morgen den Behälter, in dem er sie aufbewahrt hat, öffnet, — siehe da, da ist der Becher wieder heil!

Es ist schwer zu entscheiden, wie viel bei jenen Krankengeschichten einfacher Schwindel ist und wie viel davon auf wirkliche, durch operative Eingriffe erfolgte ärztliche Behandlung zurückgeht. Es ist zunächst schon selbstverständlich, daß die Priester zunächst durch Befragen sich über das Leiden eines jeden Heilung Suchenden unterrichteten; der zur Heilung unerläßliche Schlaf im Heiligtum aber war, nach der ansprechenden Vermutung Zachers, gewiß kein natürlicher, sondern entweder ein magnetischer Schlaf, da dergleichen auch den Alten sicherlich schon bekannt war, oder ein durch irgendwelches Narkotikum erzeugter Halbschlummer, während dessen die im Dienste des Asklepios stehenden Priester oder deren Heilgehilfen erschienen und an den Kranken chirurgische Operationen, natürlich bloß leichterer Art, vornahmen. Es stimmt zu dieser Hypothese, daß alle Kuren, welche uns in jenen epidaurischen Inschriften (dieselben rühren zwar aus der Zeit Alexanders d. Gr. her, sind aber Kopieen nach älteren Inschriften, vermutlich des fünften Jahrhunderts) berichtet werden, nur von äußerlichen Mitteln, nicht von innerlicher Behandlung berichten; Einnehmen eines Trankes oder dergleichen kommt darauf nicht vor.

Anderer Art sind die Heilungen, wie sie später in den Asklepiosheiligtümern durch Inkubation oder Tempelschlaf stattfanden und auch in der römischen Zeit üblich waren. Es empfingen nämlich die Kranken im Traum nicht die Heilung selbst, sondern eine Anweisung seitens des Gottes, auf welche Weise sie von ihren Leiden befreit werden könnten: Verordnungen, welche sich bald auf allerlei diätetische Vorschriften, wie Bäder und Waschungen, Fasten u. s. w. beziehen, bald direkt bestimmte Heilmittel angeben. Auch in diesen Fällen wird man wohl annehmen

müssen, daß der Kranke in einen Halbschlummer versetzt wurde, während dessen ein Priester in der Gestalt des Gottes erschien und die betreffenden Weisungen gab, wobei den Priestern jedenfalls ein gewisser durch Erfahrung gesammelter Schatz von medizinischen Kenntnissen zu gute kommen mochte. Bisweilen leisteten auch heilkräftige Thermen oder Trinkquellen, wie sie sich bei manchen Heiligtümern befanden, gute Dienste, namentlich wenn die Kranken längeren Aufenthalt daselbst nahmen; nicht umsonst lagen die griechischen Asklepieien vornehmlich an hochbelegenen Plätzen mit gesunder, reiner Luft. Daher gab es auch jedenfalls Gebäude zur Aufnahme der Kranken, zumal der aus größerer Entfernung zugereisten; lag doch das Heiligtum des Asklepios zu Epidauros beinahe eine Meile von der Stadt entfernt; nur durfte, um jede Verunreinigung des heiligen Besitzes zu verhüten, keine Frau innerhalb desselben niederkommen und kein Todesfall sich ereignen, weshalb Gebärende und Sterbende ohne Gnade entfernt wurden. Das übrigens die Asklepiospriester ihre Hilfe nicht umsonst den Kranken zu teil werden, sondern sich dieselbe durch Geldspenden oder Weihgeschenke an das Heiligtum bezahlen ließen, ist selbstverständlich und geht überdies aus bestimmten darauf bezüglichen Angaben zur Genüge hervor; das epidaurische Heiligtum konnte an Reichtum mit dem delphischen wetteifern.

Ähnliche Traumorakel gab es aber nicht bloß in den Asklepiostempeln, sondern auch manche andere Götter oder Heroen machten sich in gleicher Weise um die leidende Menschheit verdient, gleichwie heut die Orte mit wunderthätigen Madonnenbildern oder Reliquieen sich Konkurrenz zu machen pflegen. So wurden Kranke aufgenommen in dem zwischen Tralles und Nysa in Lydien belegenen Tempel des Hades, nur daß hier die Priester selbst anstatt der Patienten im Schlaf die Kurmethode erfuhren; ähnlich war es im Tempel des Amphiaraos zu Oropos an der attisch-böotischen Grenze.

Endlich müssen wir hier auch noch der Quacksalberei und der sympathetischen Kuren gedenken. Der Glaube an letztere

war im Altertum ganz allgemein verbreitet und wurde selbst von vorurteilsfreien Männern mit wissenschaftlicher Bildung geteilt. Es handelte sich dabei nicht nur um allerlei zur Abwehr oder Heilung von Krankheiten dienende Amulette, welche man sich umhing, sondern auch um Zaubersprüche, welche denjenigen sympathischen Kuren entsprechen, die man heut „Besprechen" zu nennen pflegt, mit Handauflegen, symbolischen Waschungen u. a. m. Mit Quacksalberei beschäftigten sich vornehmlich die Pharmakopöen, Droguenhändler, welche neben Schönheitsmitteln, Schminken, Farbstoffen u. dgl. auch Arzeneimittel verkauften und von ihren Buden aus den Leuten marktschreierisch anpriesen; es kam oft genug vor, daß gerade wie bei uns Kranke ihren Arzt, wenn ihnen derselbe nicht Linderung oder Heilung verschaffen konnte, aufgaben und sich mit solchen Kurpfuschern einließen. So bedeutend daher auch die Fortschritte sind, welche die Medizin seit den Zeiten des Hippokrates bis auf unsere Tage gemacht hat, so wenig hat sich in diesen Zuständen verändert; die Spekulation auf den Aberglauben und auf die Dummheit der Menschen trägt heute noch gerade so wie vor Jahrtausenden den Sieg über Vernunft und Wissenschaft davon.

Eine Menge bald sinnvoller, bald abergläubischer Gebräuche waren endlich auch mit Tod und Bestattung verbunden, welche teils damit zusammenhingen, daß man nach antiker Vorstellung der Seele des Entschlafenen durch die Fürsorge um seinen Leichnam die Aufnahme und Fortdauer im dunkeln Schattenreich erleichterte, teils darauf zurückgingen, daß nach der Meinung der Alten pietätvolle Bestattung und Grabespflege, als Erfüllung einer von den Göttern gebotenen Pflicht, zugleich auch den überlebenden Mitgliedern des Geschlechts Segen brachte. Diese Pflicht wurde deshalb nur in wenigen, verschwindenden Ausnahmefällen unterlassen; bloß Verbrecher scharrte man in aller Stille ein oder ließ sie gar unbegraben verwesen, und auch Selbstmörder pflegten nicht mit den gewöhnlichen Ehren des öffentlichen Begräbnisses, sondern

in der Nacht, welche Zeit sonst nicht für Bestattungen üblich war, hinausgeschafft zu werden.

Wenden wir uns nun, um diese Gebräuche kennen zu lernen, wieder jenem athenischen Bürgerhause zu, welches wir am Eingang unserer Darstellung betreten haben, um der Geburt und den ersten Lebenstagen eines Atheners der bessern Stände beizuwohnen, der sich nun, nach einem im Dienst des Vaterlandes verbrachten ehrenvollen Leben zur letzten Ruhe niedergelegt hat. Umgeben von den nächsten Mitgliedern der Familie hat er den letzten Seufzer ausgehaucht, nachdem er noch selbst mit sterbender Hand sein Gesicht mit einem Zipfel des Gewandes bedeckt hat, um den Seinigen den schmerzlichen Anblick des Todeskampfes zu ersparen. Nun tritt einer der Überlebenden an das Sterbelager heran, enthüllt das Antlitz des Toten und drückt ihm sanft Augen und Mund zu. Da nach der eigentümlichen, nicht bloß griechischen, sondern überhaupt antiken Anschauung der Mensch ebenso unmittelbar nach seinem Eintritt in das Leben, als Neugeborner, unrein ist, wie bei seinem Ausgang aus der Welt als Leiche, und da diese Verunreinigung auf das Sterbehaus und alle in demselben Verkehrenden übergeht, so wird alsbald nach dem Tode ein Gefäß mit geweihtem Wasser, das aber aus einem andern Hause geholt sein muß, vor der Hausthür aufgestellt, aus dem jeder, der das Haus verläßt, sich besprengt, um dadurch wieder rein zu werden und auch mit andern in Verkehr treten zu können. Der Leichnam wird hierauf, und zwar nicht von der Dienerschaft oder von fremden bezahlten Personen, sondern von den zur Familie gehörenden Frauen selbst gewaschen, mit feinem Öl und mit wohlriechenden Essenzen gesalbt und in reine Gewänder von weißer Farbe gehüllt. Es ist die Tracht des gewöhnlichen Lebens, kein eigenes Sterbekleid, welche man ihm anlegt, der Chiton mit dem Himation; doch so, daß beide Arme eingehüllt sind und nur Kopf und Füße aus dem Mantel heraussehen. Epheben wurden statt dessen wohl auch mit der Chlamys bekleidet, und die Lakedämonier zogen es vor, ihren

Toten das scharlachrote Kriegsgewand anzulegen, während in Athen an Stelle der ganz weißen Totenkleider häufig buntverzierte traten. Um das Haupt legt man dem Toten einen Kranz von natürlichen Blumen, wie sie gerade die Jahreszeit bietet, oder von Lorbeer, Oliven, Eppich 2c.; beim Begräbnis wurde derselbe häufig durch einen künstlichen aus gepreßten Goldblättern ersetzt, und es haben sich zahlreiche Reste solcher oft äußerst kunstvoll gearbeiteter Totenkränze in griechischen Gräbern gefunden.*) Auch schickten Verwandte und Freunde, gerade wie bei uns, frische Kränze und Guirlanden als Zeichen ihrer Teilnahme, und man benutzte dieselben, um damit die Bahre und das Grab zu schmücken. In den Mund des Toten aber steckt man ein Geldstück als Fährgeld für den Fergen, der die Seelen über den Styx zu führen hat; denn nachdem der Glaube an den Charon, welcher der homerischen Zeit noch fremd ist, im griechischen Volke feste Wurzel geschlagen hatte, galt es als fromme Pflicht, den Toten so bald als möglich mit diesem Lohn für den Fährmann zu versehen, damit sein Schatten nicht zu lange ruhelos am Ufer des Styx herumzuirren brauche; und man steckt ihm die Münze deshalb in den Mund, weil auch im gewöhnlichen Leben man nicht selten einzelne Münzen (größere Summen trug man nur selten bei sich und bediente sich dafür eines Beutels) in Ermangelung von Taschen, welche bei der antiken Tracht nicht vorkommen, in der Backenhöhlung aufbewahrte. Auf der gleichen Anschauung beruhte es, wenn an einigen Orten der Brauch bestand, der Leiche einen Honigkuchen, zur Besänftigung des grimmen Unterweltswächters, des Kerberos, beizulegen.

Diese Ausstattung des Leichnams gilt jedoch zunächst nicht nur seiner Beerdigung, sondern zugleich der feierlichen **Ausstellung**, welche den Zweck hatte, teils Freunden und Bekannten Gelegenheit zu geben, sich den Verstorbenen noch einmal anzu-

*) S. die Abbildung eines solchen, Kunstgew. im Altert. II, 179 Fig. 91.

sehen, teils wohl auch, damit die nahen Angehörigen in würdiger Weise die Trauerklage um den Toten anstimmen könnten. Diese Ausstellung oder Prothesis fand meist in der im Innern des Hauses belegenen, offenen Säulenhalle statt, jedoch mit strenger Beobachtung, daß die Sonne nicht auf den Leichnam schien; denn auch der Sonnengott durfte sich nicht durch den Anblick der Leiche verunreinigen. Auf einer mit Kissen und Teppichen bedeckten, mit Blumen und Zweigen geschmückten Lagerstatt wird der Tote so niedergelegt, daß seine Füße nach der Hausthür, durch welche er seinen letzten Weg antreten soll, gerichtet sind; um ihn her stellt man, wenigstens nach athenischem Brauch, größere oder kleinere, mit allerlei auf Tod und Gräberkultus bezüglichen Malereien verzierte Salbflaschen oder Lekythen auf, dergleichen eigens für diesen Zweck in den attischen Vasenfabriken angefertigt und wohl auch von teilnehmenden Freunden als Trauergaben geschickt wurden.*) In der feierlichen Leichenklage finden sich dann außer den nächsten Angehörigen auch nähere Freunde, an welche zu diesem Zwecke bisweilen eine eigene Einladung gerichtet wurde, ein; auch die Dienerschaft des Hauses umsteht mit den anderen Leidtragenden das Lager und stimmt mit ein in die Totenklage, bei welcher Frauen und Männer, wie in der Aufstellung getrennt, so auch im Gesang abzuwechseln pflegen. Diese Klage besteht nicht in regellosem, wildem Jammern, sondern in bestimmten Trauergesängen, zu deren kunstvollerer Ausführung nicht selten auch eigene Sänger oder Sängerinnen gemietet werden und bei denen der Einzelgesang von Zeit zu Zeit durch einen von der ganzen Versammlung oder von Halbchören angestimmten Refrain unterbrochen wird. Damit sind aber auch allerlei äußerliche Bezeugungen der Trauer verbunden, welche in dem, starken Ausdruck der Empfindungen mehr als der kühle Nordländer liebenden Süden meist einen sehr lebhaften

---

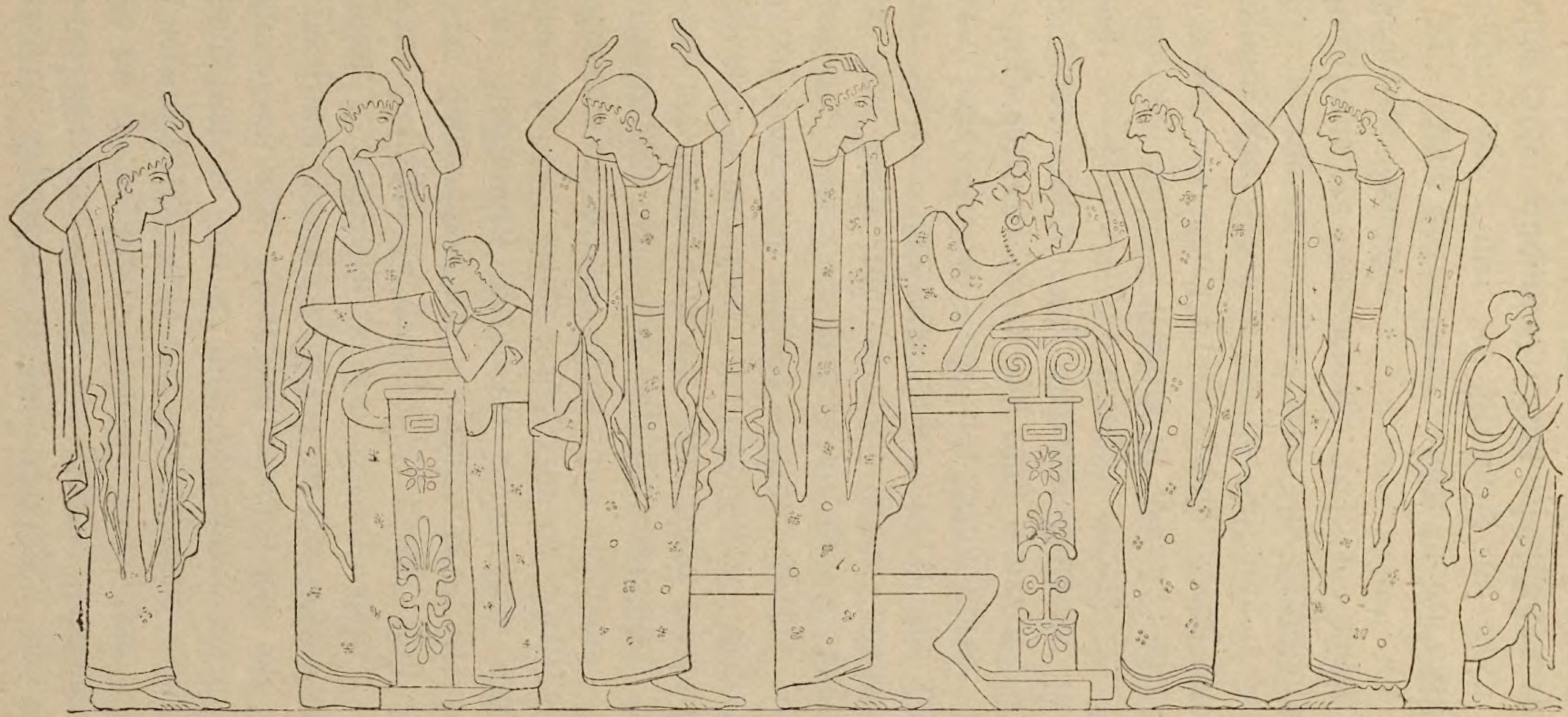
*) Vergl. Kunstgew. im Altert. I, 64 und Fig. 46 S. 66; ebendaselbst II, 130 ff.

und aufgeregten Charakter tragen: Schlagen an die Brust, Zerkratzen der Wangen, Raufen der Haare, Zerreißen der Gewänder sind die gewöhnlichen Formen; dazwischen durchbrechen auch wohl vereinzelte Wehrufe den Trauergesang. Freilich hatte Solon Maßhalten in den Trauerbezeugungen verordnet; aber es wird schwer, wo nicht unmöglich gewesen sein, die Ausbrüche wilder Verzweiflung, namentlich seitens der weiblichen Angehörigen, durch gesetzliche Vorschriften in Schranken zu halten.

Der Brauch solcher Totenklagen ist uralt. Wir finden ihn bereits in der homerischen Zeit allgemein verbreitet, und zwar schon in der kunstvollen Form der Responsion; nicht minder wird in Troja bei der Leiche des Hektor die Klage angestimmt, als im Griechenlager an der Bahre des Achilleus. Auf zahlreichen Darstellungen, namentlich von Vasengemälden, finden wir die Prothesis der Leiche und die Totenklage bei derselben abgebildet: so in dem hier Fig. 16 abgebildeten. Wir sehen hier den Toten auf einer reich verzierten Kline liegen, vor welcher eine Fußbank steht; der Tote ist bis zum Hals in seinen Mantel gehüllt, auf dem Kopfe trägt er einen Kranz, das Haupt ruht auf mehreren Kissen. Vor dem Lager und zu den Seiten desselben stehen sechs Frauen, alle mit Klagegeberde die Arme erhebend; einige darunter fassen sich nach dem Kopf, als wollten sie sich das Haar raufen. Ein kleineres Mädchen in ähnlicher Haltung steht am Fußende des Bettes; rechts, der Szene abgewandt, steht ein Knabe. Ähnlich ist Fig. 17: hier sehen wir unter dem Lager des Toten seinen Schild, Helm und Panzer; von den wehklagenden Frauen, die sich fast alle in den Haaren raufen, hält eine eine Lyra, eine andere eine Binde in der Hand: jene zur Begleitung des Klagegesangs, diese, um damit die Leiche oder die Bahre zu schmücken.

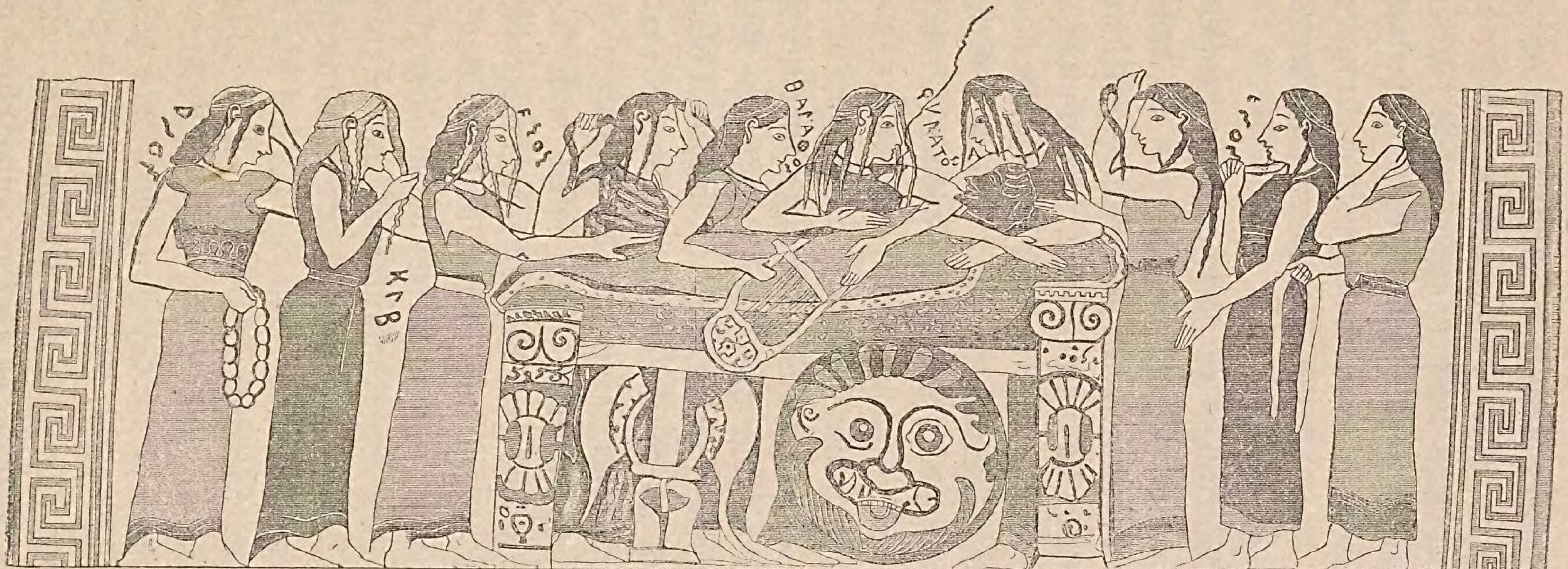
Das heiße Klima des Südens machte in den meisten Fällen die Beschränkung der Dauer der Prothesis auf einen Tag notwendig, welche Solon auch ausdrücklich gesetzlich verordnet hatte; nur wenn irgendwelche Vorkehrungen für Konservierung der

Fig. 16.



Totenklage.

Fig. 17.



Totenklage.

Leiche getroffen waren, konnte die Ausstellung auf mehrere Tage ausgedehnt werden. Aber Einbalsamierung war in Griechenland nicht üblich; nur wenn Leichen auswärts Verstorbener nach der Heimat transportiert werden sollten, um dort bestattet zu werden, legte man dieselben in eine die Verwesung hemmende Substanz, z. B. in Honig, wie es die Spartaner mit ihren in der Ferne gefallenen Königen thaten.

Für die Bestattung, zu welcher man meistens den frühen Morgen vor Sonnenaufgang wählte, gab es das ganze Altertum hindurch die beiden Arten des Beerdigens und des Verbrennens, welche bald in gleicher Ausdehnung nebeneinander zur Anwendung kamen, bald so, daß die eine oder andere Methode eine Zeitlang die allgemeinere war. Bei den Griechen hat das Beerdigen anscheinend durchweg eine größere Verbreitung gehabt, als das Verbrennen. Zwar finden wir in den homerischen Gedichten nur Verbrennung erwähnt; allein wir dürfen nicht vergessen, daß wir es in der Ilias mit außergewöhnlichen Zuständen zu thun haben, da die vor Troja gefallenen Krieger nicht in der Heimat gestorben waren, und in solchen Fällen pflegte man auch später noch die Verbrennung, welche es möglich machte, die Asche des Verstorbenen mit nach der Heimat zurück zu bringen, der Beerdigung vorzuziehen. Daß aber auch in jenen frühen Jahrhunderten neben der Leichenverbrennung die Beerdigung sehr häufig war, zeigen uns anstatt der fehlenden ausdrücklichen Nachrichten besser noch die in Griechenland an zahlreichen Stellen aufgedeckten uralten Begräbnisstätten; und ebenso war in der historischen Zeit das Verbrennen der Leichen zwar durchaus üblich, aber jedenfalls minder häufig, als die Beerdigung, schon aus dem einfach praktischen Grunde, weil letztere bedeutend billiger und weniger umständlich war. Mochte nun aber die eine oder die andere Form der Bestattung von den Angehörigen gewählt oder noch durch eigene Verfügung des Verstorbenen bestimmt sein, auf alle Fälle war ein feierlicher Leichenzug damit verbunden; denn sowohl die Verbrennungsplätze als die Fried-

höfe lagen außerhalb der Stadtthore, da es in Athen und wahrscheinlich auch in den meisten andern griechischen Städten nicht erlaubt war, innerhalb der Stadt zu beerdigen; nur die dorischen Staaten scheinen davon eine Ausnahme gemacht zu haben.

Wenn es, nach der Darstellung einer in hohes Altertum zurückgehenden bemalten Vase,*) in früherer Zeit üblich gewesen zu sein scheint, den Toten auf einem von Pferden gezogenen Leichenwagen zum Bestattungsplatze zu fahren, so war es in der historischen Zeit dagegen allgemein, daß die Leiche auf derselben Kline, auf welcher sie während der Prothesis ausgestellt gewesen war, zu Grabe getragen wurde. Das besorgten in der Regel die Sklaven des Hauses und, wo solche nicht in genügender Zahl vorhanden waren, auch wohl gemietete Totengräber, während bei hochverdienten Männern die Bürger es als eine Ehrenpflicht betrachteten, selbst diesen Liebesdienst zu verrichten. War der Tote eines gewaltsamen Todes gestorben, so wurde ihm ein Speer vorangetragen, als Hindeutung auf die noch zu erfüllende Blutrache an dem Mörder; der Speer wurde sodann am Grabe in die Erde gesteckt und der nächste Anverwandte sprach den Bann über den Mörder aus, worauf die Grabstätte drei Tage lang bewacht wurde. Man braucht jedoch hierbei nicht immer an Selbstrache seitens der Verwandten zu denken, sondern an die durch die gesetzmäßige Behörde zu vollziehende Sühne. — Für gewöhnlich aber gehen an der Spitze des Zuges die männlichen Verwandten und Freunde, hinter der Leiche die Frauen; doch war durch eine Verordnung des Solon das weibliche Trauergefolge nur bis auf die Töchter der Geschwisterkinder hinab gestattet, bei entfernterer Verwandtschaft nur Frauen im Alter von über sechzig Jahren zugelassen. Freilich scheint man sich nicht immer ganz streng an dieses Gesetz gehalten zu haben. Sämtliche Leidtragende erschienen in grauer oder schwarzer Trauer-

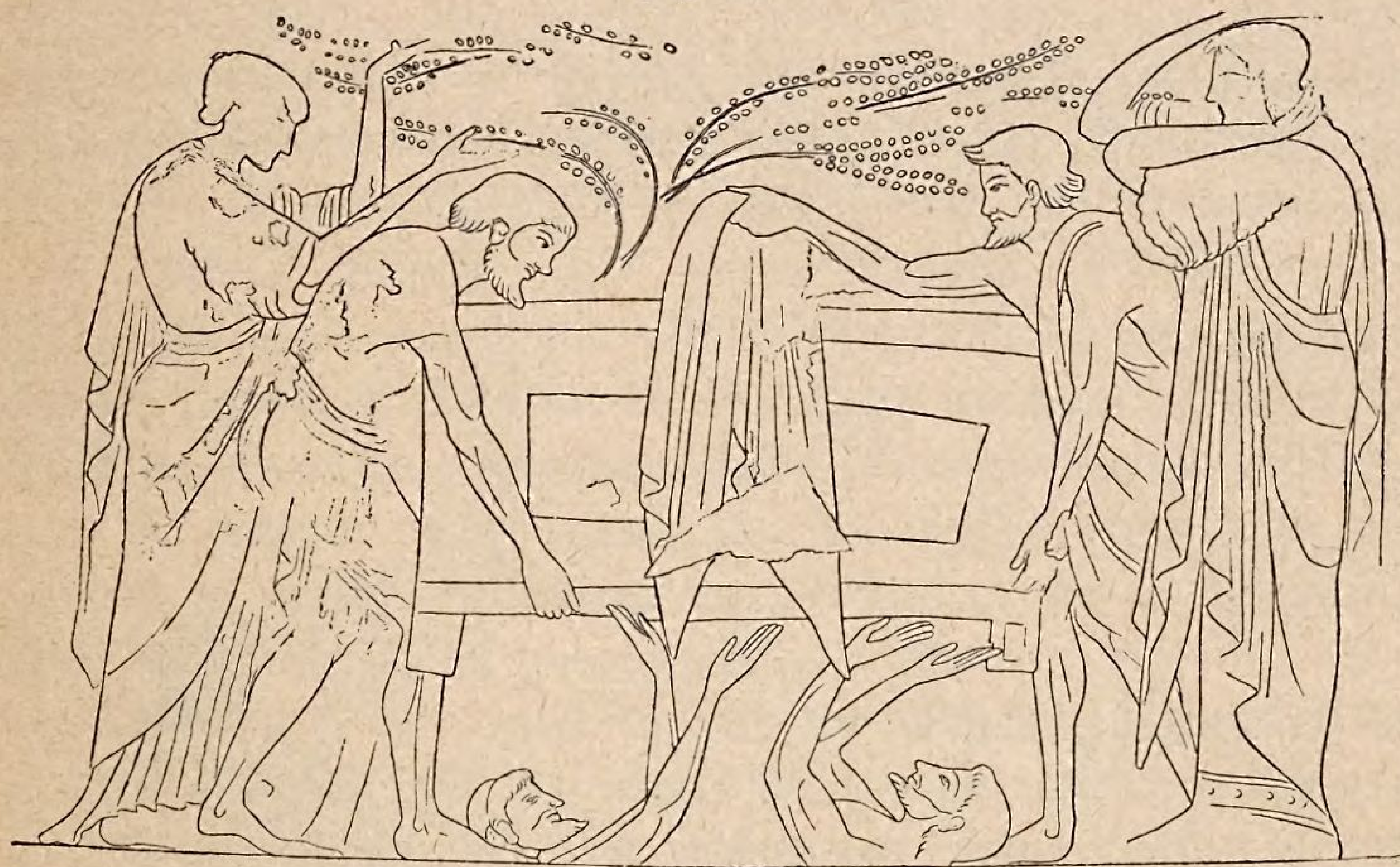
*) Dieselbe ist Kunstgew. im Altertum I, 49 Fig. 31 abgebildet.

kleidung, die nächsten Anverwandten auch mit abgeschnittenem Haar; denn der Gebrauch, bei Todesfällen sich das Haar zu scheren, ist sehr alt, und schon bei Homer lesen wir, daß man das abgeschnittene Haar dem Toten in die Hand gab. Beim Leichenzuge erklangen auch wiederum Trauergesänge mit Begleitung der klagenden Töne der Flöte; doch war hierin der Brauch nicht überall gleich, und in Keos z. B., wo uns eine in manchen Punkten sich wesentlich von attischer Grabessitte unterscheidende Verordnung über Bestattung erhalten ist, war es ausdrücklich Vorschrift, daß die Leiche in der Stille hinausgetragen wurde. Der Leichnam behielt bei der Bestattung die Gewänder an, in welche er bei der Prothesis gekleidet war; doch machte Mißbrauch und überhandnehmender Luxus Beschränkung durch die Gesetze notwendig, sodaß Solon ausdrücklich die Zahl der Gewänder auf das Maximum von drei festsetzte, wie auch die eben erwähnte Verordnung von Keos nur ein Untergewand, einen Mantel und eine Decke oder Teppich, im Gesamtwerte von höchstens 300 Drachmen, gestattete und ebenso vorschrieb, daß die Kline, auf welcher man den Toten hinausgeschafft, und die übrigen dabei verwandten Decken oder Polster nicht mit verbrannt resp. begraben, sondern wieder zurückgebracht werden sollten.

Die Beisetzung der Leiche erfolgte dann in verschiedener Weise, je nachdem die Beschaffenheit des Grabes es mit sich brachte. Wurde, wie bei uns, der Tote in eine Gruft versenkt, so war es üblich ihn in einen Sarg zu thun, welcher durch die Träger in die Grube herabgelassen wurde. Das sehen wir auf dem Fig. 18 abgebildeten Vasengemälde dargestellt: zwei Männer von dem Aussehen barbarischer Sklaven oder niedriger Berufsklassen stehen in der Grube und halten die Hände in die Höhe, um den Sarg, den zwei Männer von ähnlichem Äußern vorsichtig herablassen, in Empfang zu nehmen; rechts und links stehen wehklagende Frauen dabei. Das Material der Särge war teils Holz, namentlich Cypressenholz, welches bisweilen mit

kostbarer Schnitzarbeit und Bemalung versehen wurde,*) teils Thon, seltner Stein, obwohl Steinsarkophage auch bereits in Griechenland vorkommen und nur die Mode, die Seitenflächen der Sarkophage mit skulpierten Darstellungen zu versehen, erst in der römischen Zeit allgemeiner wird. Auch die Form der Särge war wechselnd; neben viereckigen, kastenartigen Särgen finden sich solche von ovaler Form oder von flachen Thonziegeln gebildete in prismatischer Giebelform. Ärmere wnrden in der

Fig. 18.



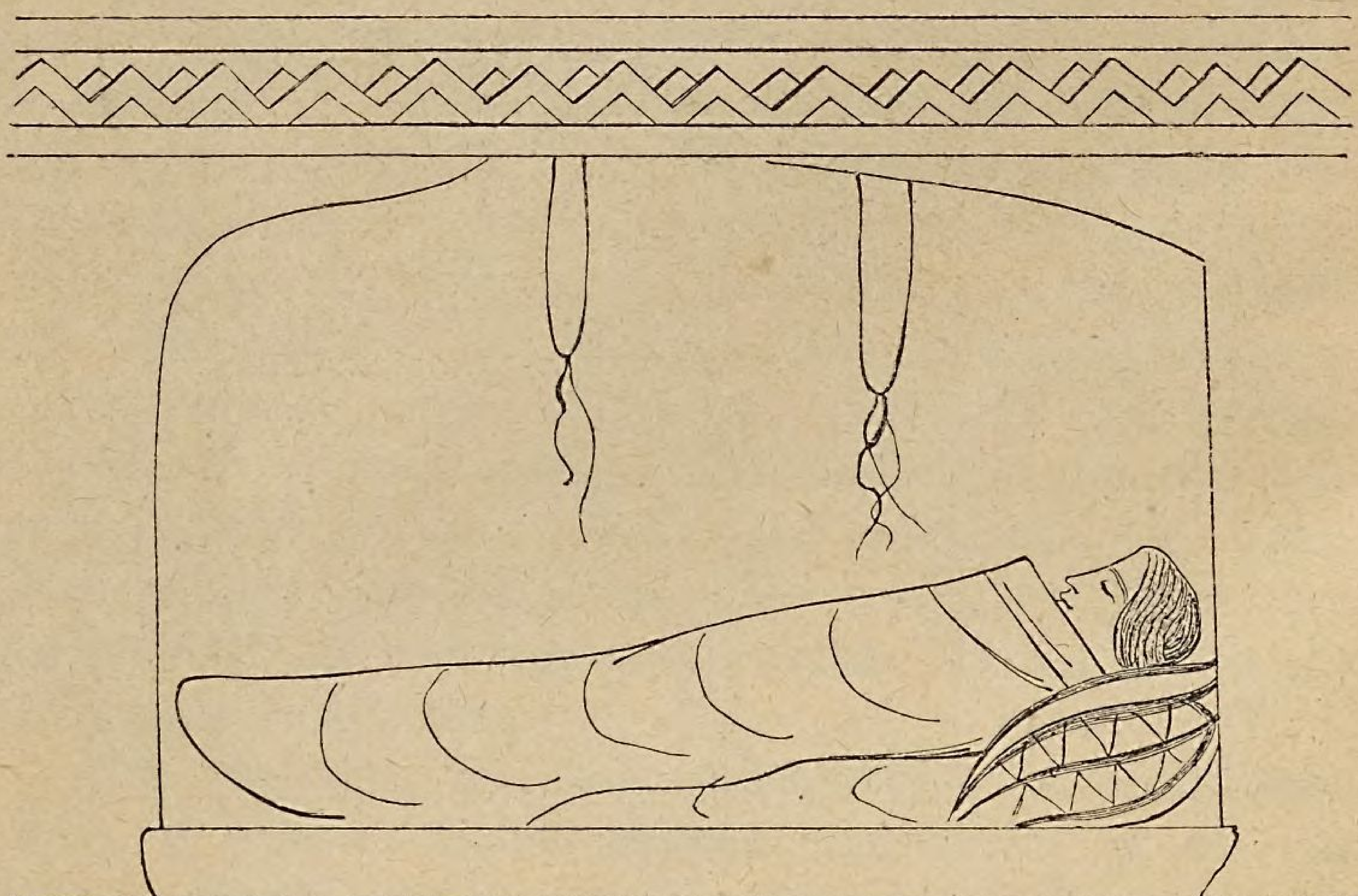
Beerdigung.

Regel auf einem gemeinschaftlichen Begräbnisplatze in einfachen Särgen und in Massengräbern beigesetzt; Wohlhabendere dagegen ließen sich Grabkammern herstellen, welche entweder durch Aushöhlung von Felsboden unterhalb oder oberhalb der Erde oder durch künstliche Aufmauerung eines Tumulus oder sonstiger Grabanlage geschaffen wurden. Die merkwürdigen Tholosbauten von Mykenä, Orchomenos, Attika u. s. sind, wie heut allgemein angenommen wird, weiter nichts, als solche gewaltige Grab-

*) Vergl. Kunstgew. im Altertum I, 124 ff. mit Fig. 88–90.

kammern; auch sonst weist der Boden Griechenlands, Siziliens und Unteritaliens zahlreiche in Fels ausgehöhlte oder aus Quadern gewölbte Grabanlagen auf, um von den tempel- und turmartigen Bauten, wie sie namentlich auf kleinasiatischem Boden sich finden und da freilich zum Teil auf nichtgriechischen Ursprung oder Einfluß zurückgehen, zu schweigen. In diesen Grabkammern, welche vielfach für Familien als Erbbegräbnisse dienten, legte man den Toten entweder ebenfalls im Sarge oder ohne Sarg

Fig. 19.



Leiche in der Grabkammer.

nur in den Totengewändern nieder, wobei eine Steinplatte als Unterlage diente. So zeigt uns das Fig. 19 abgebildete attische Vasenbild den Toten in seiner Grabkammer, deren Wölbung der Maler angedeutet hat, in ein weites Tuch eingehüllt, ein Kissen unter dem Kopf; Binden hängen von der Decke herab. In Attika war es Brauch, die Leichen so niederzulegen, daß sie mit dem Kopf nach Westen, mit den Füßen nach Osten zu lagen, während man in Megara ihnen die entgegengesetzte Lage gab,

wie denn letztere auch darin einem anderen Brauche folgten, daß sie bisweilen drei bis vier Leichen in einen Sarg legten. Allgemein aber war die Sitte, dem Toten allerlei Gegenstände des täglichen Lebens ins Grab mitzugeben; zunächst solche Dinge, mit denen er sich bei Lebzeiten für gewöhnlich beschäftigt oder die zu seinem Beruf gehört hatten: außer Kleidung, Geld, Lekythen und anderen Thongefäßen legte man demnach z. B. dem Kinde sein Spielzeug bei, dem Krieger seine Waffen, der Hausfrau Spindel oder Schmucksachen und Spiegel, dem Jüngling Strigilis und Ölfläschchen, dem Musiker Flöte oder Lyra u. s. w. Den ganzen Reichtum an Werken der Kleinkunst, welchen wir aus dem Altertum überkommen haben, Vasen, Terrakotten, geschnittene Steine, Goldschmuck, Kästchen u. dgl. verdanken wir zum weitaus größten Teile diesem Brauche, die Gräber der Toten durch Ausputz mit solchen Gegenständen des täglichen Lebens freundlich, man möchte fast sagen wohnlich auszustatten. Manches darunter, namentlich Vasen, Lampen, Leuchter, Waffen u. s. w., scheint sogar eigens zu dem Behufe, ins Grab mitgegeben zu werden, angefertigt worden zu sein, da es für praktischen Gebrauch häufig ganz untauglich ist.

Für die Verbrennung gab es höchst wahrscheinlich besondere, eigens hierfür bestimmte Plätze außerhalb der Mauern, obgleich die Möglichkeit, daß jemand auf seinem eigenen Grundstück, wenn dasselbe genügend groß war, verbrannt werden konnte, nicht geleugnet werden soll. Hierfür wurde aus Holz, Reisig und sonst leicht brennbaren Stoffen ein Scheiterhaufen errichtet, die Leiche nebst den zur Verbrennung bestimmten Gaben, wozu außer den oben angeführten mancherlei Gegenständen nicht selten auch die Lieblingstiere des Verstorbenen gehörten, darauf gelegt und der Scheiterhaufen mit einer Fackel entzündet. Rings herum stand das Trauergeleit und rief dabei laut und zu wiederholten Malen dem Verstorbenen, unter Nennung seines Namens, ein Lebewohl zu. Anderweitige Feierlichkeiten scheinen aber weder hiermit noch mit der Beerdigung verbunden gewesen zu

sein; auch trägt beides nach keiner Seite hin, etwa durch Anwesenheit von Priestern oder Darbringung von Opfern, einen hervorragend religiösen Charakter, wobei freilich nicht übersehen werden darf, daß die Bestattung ja an und für sich schon als eine religiöse Handlung betrachtet wurde. Auch Leichenreden

Fig. 20.



Auslöschen des Scheiterhaufens.

kamen nur ausnahmsweise vor, bei im Kriege Gefallenen oder besonders um den Staat verdienten Männern. — War die Leiche vom Feuer verzehrt und der Scheiterhaufen heruntergebrannt, so wurden die glimmenden Reste desselben mit Wasser oder wohl auch mit Wein gelöscht; diesen Akt zeigt eine Szene eines die Apotheose des Herakles darstellenden Vasengemäldes, hier Fig. 20.

Die Asche des Toten wurde dann zusammen mit den nicht vollständig verbrannten Knochenteilen gesammelt und in einen besondern Behälter gethan. Als Aschengefäße dienten Urnen, sargartige Kästchen, kleinere Gefäße, welche wiederum in größere Behälter gelegt wurden u. dgl. m.; das Material dafür war sehr verschiedenartig: Thon oder Stein, Erz, Blei, bisweilen selbst Silber oder Gold. Diese Aschengefäße wurden dann gleich den Särgen in einer Grabkammer oder unter der Erde beigesetzt.

Nach erfolgter Beerdigung oder Verbrennung der Leiche pflegten sich die Verwandten und nächsten Freunde des Verstorbenen in der Behausung des letzteren, nachdem sowohl Haus als Bewohner durch Räucherungen und Besprengung resp. Waschung mit Weihwasser von der mit dem Tode verbundenen Befleckung gereinigt worden waren, zu einem gemeinschaftlichen Leichenmahle zu versammeln; hierbei nahmen die Blutsverwandten, welche bis dahin sich der Nahrung (oder doch wenigstens der Fleischspeisen) enthalten hatten, zum ersten Male wieder die gewohnten Speisen zu sich: ein Brauch der wohl nur da durchgeführt wurde, wo die Bestattung schon am zweiten Tage nach dem Tode erfolgte. Am dritten und am neunten Tage nach der Bestattung aber begaben sich die nächsten Angehörigen an das Grab mit Spenden, welche teils in unblutigen Gaben, als Milch, Honig, Wein u. dgl., teils auch in Darbringung wirklicher Opfer-Schlachttiere bestanden. An der Stätte aber, da man die Leiche oder deren Asche geborgen, erhob sich, wenn nicht eine oberhalb der Erde erbaute Grabkammer oder ein Felsengrab die Überreste aufgenommen hatte, ein Grabdenkmal, welches Namen, Familie und Heimat des Verstorbenen, bisweilen in metrischer Form, mitteilte, auch wohl Details über sein Leben und seine Verdienste, und meist auch bildlich verziert war. Am gebräuchlichsten war dafür die Form der Grabstele, welche bald in der Form eines hohen, schmalen Oblongs, bald in der einer mehr quadratischen Platte den Verstorbenen in irgendwelcher Beschäftigung des täglichen Lebens zeigte. Da

spielt der Knabe mit seinem Ball und das Mädchen mit seiner Puppe; der Ephebe hält seinen Diskus, der kräftige Krieger steht in voller Rüstung, wie zum Auszug bereit, da, der Landmann lehnt sich, begleitet von seinem treuen Hunde, behaglich auf den Knotenstock; die junge Frau sitzt bei ihrem Arbeitskorb oder sie erfreut sich an ihrem Geschmeide, wie die auf dem Grabrelief Fig. 21, wo die Dame aus dem ihr von der Dienerin gereichten Schmuckkästchen einen Ring zu entnehmen scheint. Andere zeigen uns die verstorbene Person, allein oder mit andern, ohne bestimmte Situation, bloß in bequemer, dem Leben abgelauschter Stellung, wie die beiden Frauen auf dem Grabstein Fig. 22; andere dagegen erinnern an den Tod, indem sie das verstorbene Familienmitglied Abschied nehmend von den Verwandten darstellen. Zur Mutter, welche der Tod abgefordert hat, kriecht das kleinste Kind heran (vgl. Bd. I, Fig. 62) oder man reicht ihr das noch in Windeln gehüllte zum letzten Abschiedskuß (vgl. ebd. Fig. 58); der Mann tritt an seine im Lehnsessel ruhende Gattin heran und reicht ihr mit ernster aber sich beherrschender Trauer die Rechte zum letzten Lebewohl. Auf Grabreliefs von länglicher Form ist die Vorstellung des Familienmahles, wobei der Mann auf dem Lager liegt, die Frau neben ihm sitzt, die Kinder sich herandrängen und selbst die treuen Haustiere, Hund und Leibroß, oft nicht vergessen sind, sehr gewöhnlich, bald als einfache Darstellung einer Szene des täglichen Lebens, bald dadurch etwas verändert, daß der Hausherr bereits als Toter heroisiert gedacht ist und ihm von seinen Angehörigen die dem Seligen gebührende Ehre der Adoration dargebracht wird. Von Porträtähnlichkeit ist dabei in den meisten griechischen Grabdenkmälern derart durchaus abgesehen; es sind Idealtypen, oft von außerordentlicher Schönheit, hier und da vielleicht auch wirklich mit einem Anklang an das Äußere des Verstorbenen, aber keineswegs realistische Porträtbildungen. Mag nun aber die Kunst eine Szene des gewöhnlichen Lebens auf das Grabmal setzen, mag sie uns den bittern letzten Abschied vorstellen oder

Fig. 21.



Athenisches Grabrelief.

auf das Leben im Jenseits anspielen, worauf Andeutungen sich nicht selten finden, überall zeichnen sich diese Grabreliefs durch Maßhalten im Ausdruck des Schmerzes, durch eine überaus wohlthuende Ruhe der Empfindung und einen würdigen Ausdruck der Trauer aus, welcher in seiner Weise auch auf den in christlichen Anschauungen aufgewachsenen ungemein erhebend wirken muß, selbst da, wo nur ein schlichter Steinmetz in etwas unbeholfener Weise den Gedanken der Trennung und des Wiedersehens in Stein übertragen hat, geschweige denn in jenen großartigen Schöpfungen der attischen Blütezeit, zu denen die oben abgebildeten Exemplare von Grabstelen gehören.

Außer dieser Form des Grabmals kommen auch noch zahlreiche andere vor. Häufig waren die Stelen anstatt mit Reliefs bloß mit Malereien versehen; andere hinwiederum nehmen, durch Verbreiterung der Fläche und Vertiefung des Hintergrundes, einen architektonischen, kapellenartigen Charakter an und werden in entsprechender Weise von Pilastern und Giebel umrahmt. Sodann gab man den Grabdenkmälern nicht selten die Form einer Vase, namentlich der für den Totenkultus so bedeutsamen Lekythos, welche dann bisweilen auch mit einer Reliefdarstellung versehen wurde; ferner setzte man niedrige Säulen von runder oder eckiger Form auf das Grab, auf denen bisweilen eine Sirene, welche als Sängerin der Trauerlieder sepulkrale Bedeutung hat, angebracht wird; auch ganze Statuen, sei es von idealer Bedeutung, sei es das Porträt des Verstorbenen, wurden mitunter auf den Gräbern aufgestellt, wenn dies auch mehr eine Sitte der hellenistischen Periode als der Blütezeit gewesen zu sein scheint.

Kindliche Anhänglichkeit und frommer Glaube statteten diese an sich schon hochpoetischen Grabstätten dann noch weiterhin reichlich mit Kränzen, Binden, daneben angepflanzten Blumenbeeten u. dgl. aus; dieser Schmuck wurde oft erneuert, und namentlich am Geburts- und Todestage des Verstorbenen erschienen die Verwandten, um durch Spenden und Opfer aller

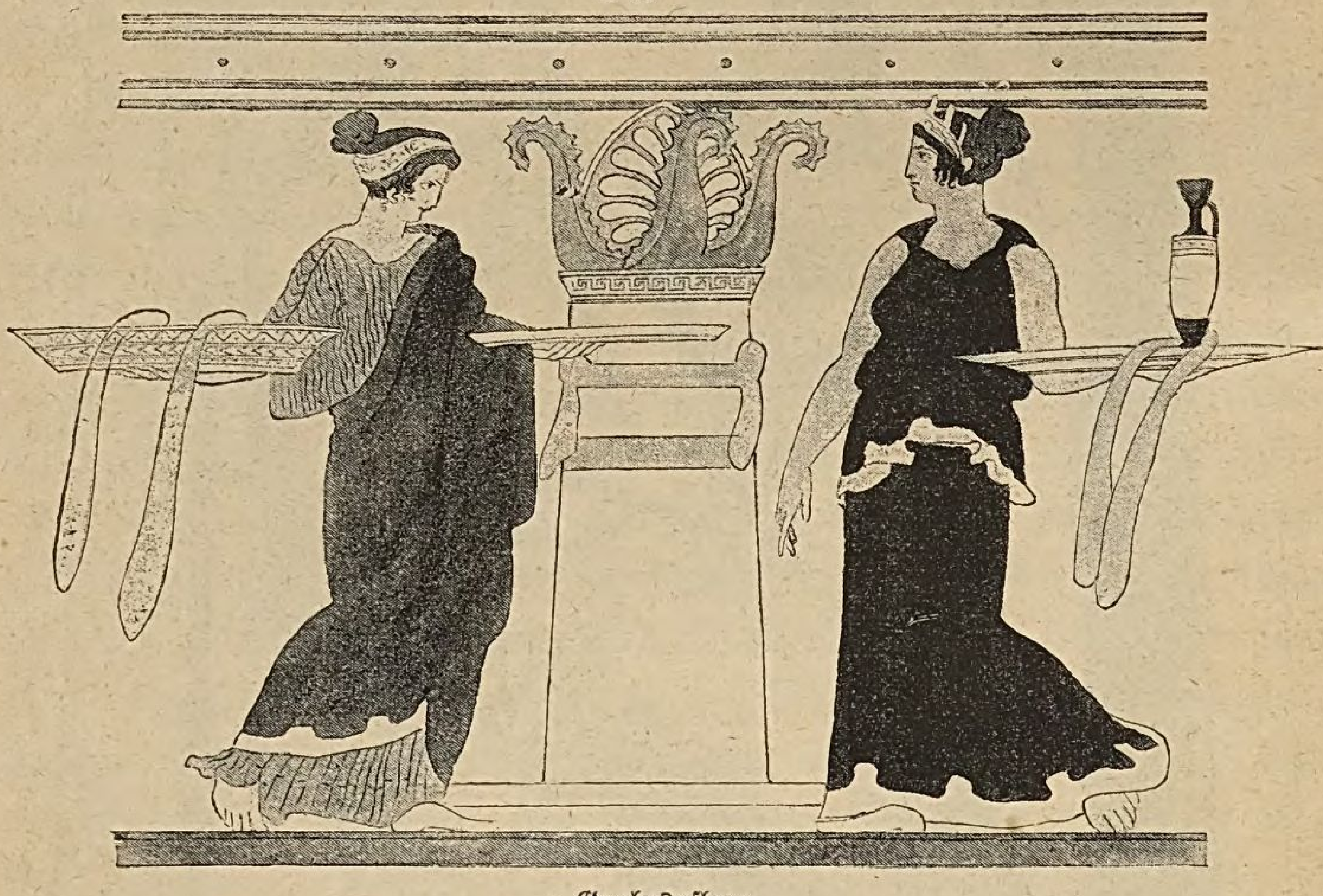
Fig. 22.



Athenisches Grabrelief.

Art, durch Ausgießen von Wohlgerüchen oder Wein und sonstige Weihungen ihre Erinnerung an den Dahingegangenen stets aufs neue zu erweisen. Dieser Grab- und Totenkultus ist sehr häufig, namentlich auf Vasenbildern, dargestellt. So sehen wir auf dem Fig. 23 abgebildeten Vasengemälde zu einer Grabstele Frauen herantreten, welche Teller mit Lekythen und Binden trugen; ähnlich in Fig. 24, wo die klagende Frau am Fuße der Grabstele von besonderer Anmut der Zeichnung ist.

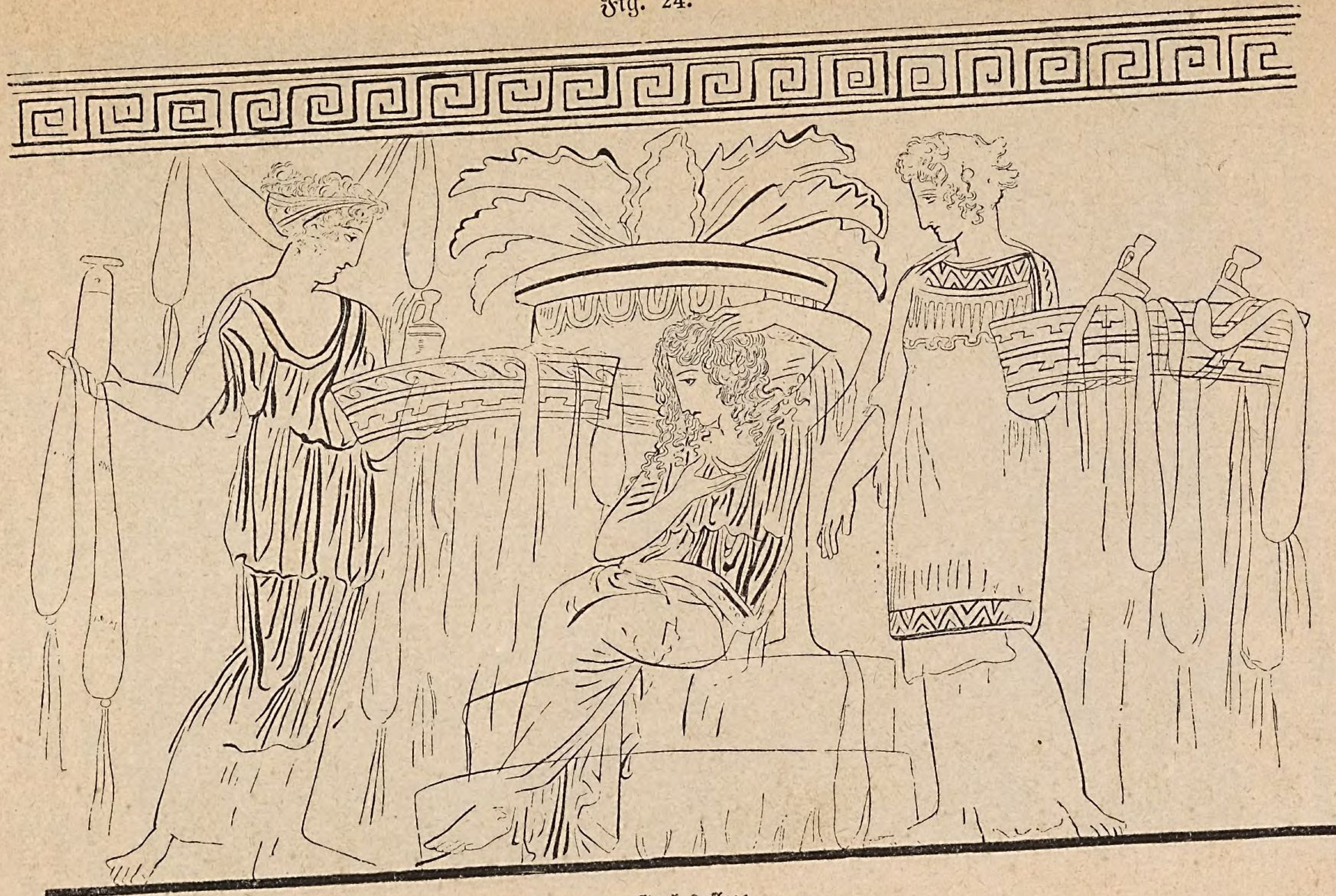
Fig. 23.



Grabespflege.

So hielten die Griechen, obgleich bei ihnen die von der Sitte geforderte Trauerzeit nicht entfernt so lange dauerte, wie es bei uns meist der Fall zu sein pflegt, sondern in der Regel auf einen oder auf mehrere Monate beschränkt war, das Andenken ihrer Toten in würdigster Weise in Ehren; und so wenig mochte man dies Herzensbedürfnis entbehren, daß man selbst für auswärts Gestorbene, deren Gebeine nicht nach der Heimat gebracht worden waren, für im Meer Ertrunkene oder Verschollene

Fig. 24.



Grabespflege.

Grabmäler (Kenotaphien) errichtete, um eine Stelle zu haben, an welche der dem Andenken des Verstorbenen gewidmete Kultus anknüpfen konnte. Das hier Fig. 25 abgebildete Grabmal ist vermutlich das Denkmal eines auf solche Weise, etwa im Schiffbruch, ums Leben Gekommenen; das Relief zeigt den Verstorbenen traurig neben dem Schiff am Lande sitzend und nach der fernen Heimat spähend, welche wiederzusehen ihm nicht vergönnt war; der leere Raum darunter meldete in aufgemalter, jetzt erloschener Schrift seinen Namen und wohl auch die näheren Umstände seines Todes.

VIII.

Gymnastik.*)

Wir haben in den früheren Abschnitten mehrfach Gelegenheit gehabt, auf die wichtige Rolle hinzuweisen, welche die Gymnastik in der Erziehung und im späteren Leben der Griechen spielte. Wir haben gesehen, daß dieselbe in den dorischen Staaten sogar die Grundlage der Erziehung nicht bloß des männlichen, sondern teilweise selbst des weiblichen Geschlechtes bildete, und daß auch in Athen die Leibesübungen nicht nur einen hervorragenden Bestandteil des Knaben- und Ephebenunterrichtes ausmachten, sondern auch später noch im Mannesalter beständig gepflegt wurden, auch von solchen, welche damit nichts als die gedeihliche Entwickelung und Stählung ihrer Körperkräfte, aber kein öffentliches Auftreten bei Festen und Wettkämpfen beabsichtigten. Wir haben nunmehr näher zu betrachten, welches die vornehmlichsten dieser gymnastischen Übungen waren und in welcher Weise dieselben be-

*) L. Grasberger, Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum (Würzburg, 1864—81), Bd. I Abteil. 2 und Bd. III. Daneben immer noch brauchbar, wenn auch mehr als Materialiensammlung, J. H. Krause, Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen. 2 Bde. Leipzig 1841.

Fig. 25.



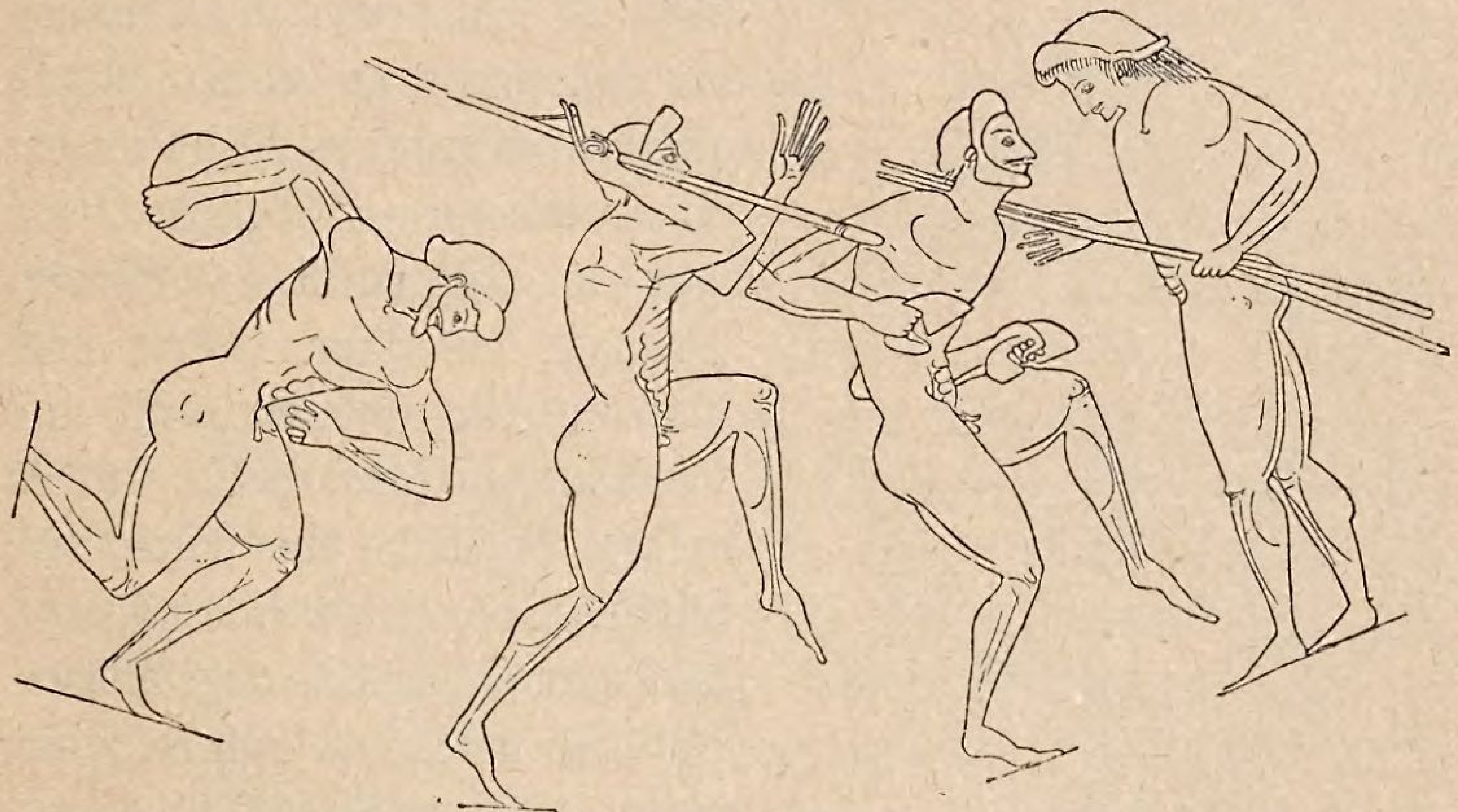
Athenisches Grabrelief.

trieben zu werden pflegten, wobei wir demnächst von den einfacheren und leichteren, später von den schwierigeren und zusammengesetzten Leibesübungen handeln.

Unter denjenigen Übungen, welche bereits in der Turnschule der Knaben gepflegt wurden, zugleich aber auch bei den gymnastischen Agonen von wesentlicher Bedeutung waren, nennen wir zunächst den Sprung. Wie der Wettlauf, der Diskoswurf, das Ringen und der Faustkampf, so ist auch das Springen bereits in der homerischen Zeit ein Bestandteil der Gymnastik, doch erfahren wir über die Art, in welcher dasselbe geübt wurde, nichts näheres. In der historischen Zeit finden wir dieselben Arten des Sprunges, welche die heutige Turnkunst pflegt, im Gebrauch, nämlich Hochsprung, Weitsprung und Hoch-Weitsprung; freilich beansprucht darunter der Weitsprung die vornehmste Bedeutung und spielte auch allein in der Agonistik eine Rolle. Während man jedoch bei uns nur den reinen Sprung, mit oder ohne Sprungbrett, übt und daneben nur bisweilen als Hilfsmittel den Springstab gebraucht, bediente sich die alte Gymnastik, obgleich auch sie den reinen Sprung namentlich als Knabenübung gekannt hat, doch in der Regel der sogenannten Sprunggewichte oder Halteren, welche zwar einerseits dadurch, daß sie den Körper des Springenden belasteten, eine Erhöhung der Kraftleistung erforderten, andererseits aber zugleich dem Springenden einen gewissen Vorteil zu gewähren geeignet waren, indem sie ihm einen gesteigerten Schwung verliehen. Die Halteren sind im wesentlichen nichts anderes, als Hanteln von Metall oder Stein und gleichen in ihrer Form meistens diesem auch heute, obwohl in der Regel in anderer Anwendung üblichen Turngerät. Es gab allerdings zwei Gattungen derselben. Die ältere Form glich einem Kreissegment von etwas unter Halbkreisgröße, wobei ein Teil des Kreisbogens als Griff dient; diese ältere Art der Hanteln, die wir auf zahlreichen Vasengemälden finden, hat sich noch bis in spätere Zeit erhalten, obgleich wesentlich in der Heilgymnastik. Dagegen war für die Agonistik, vornehmlich für den

Fünfkampf oder das Pentathlon, eine andere Form die allgemein gebräuchliche geworden: dieselbe gleicht ganz unsern modernen Hanteln (für die sie ja auch zum Vorbilde gedient haben), indem zwei runde Kolben an den Enden eines meist etwas kreisförmig gebogenen massiven Griffes befestigt sind, von denen bisweilen, namentlich wenn die Haltēren nicht zu bloßen Armübungen, sondern als Springgewichte dienen, der eine, und zwar der beim Sprung nach vorn gehaltene Kolben, größer und gewichtiger ist, als der andere. Daß diese Hanteln in der alten Gymnastik auch zur

Fig. 26.

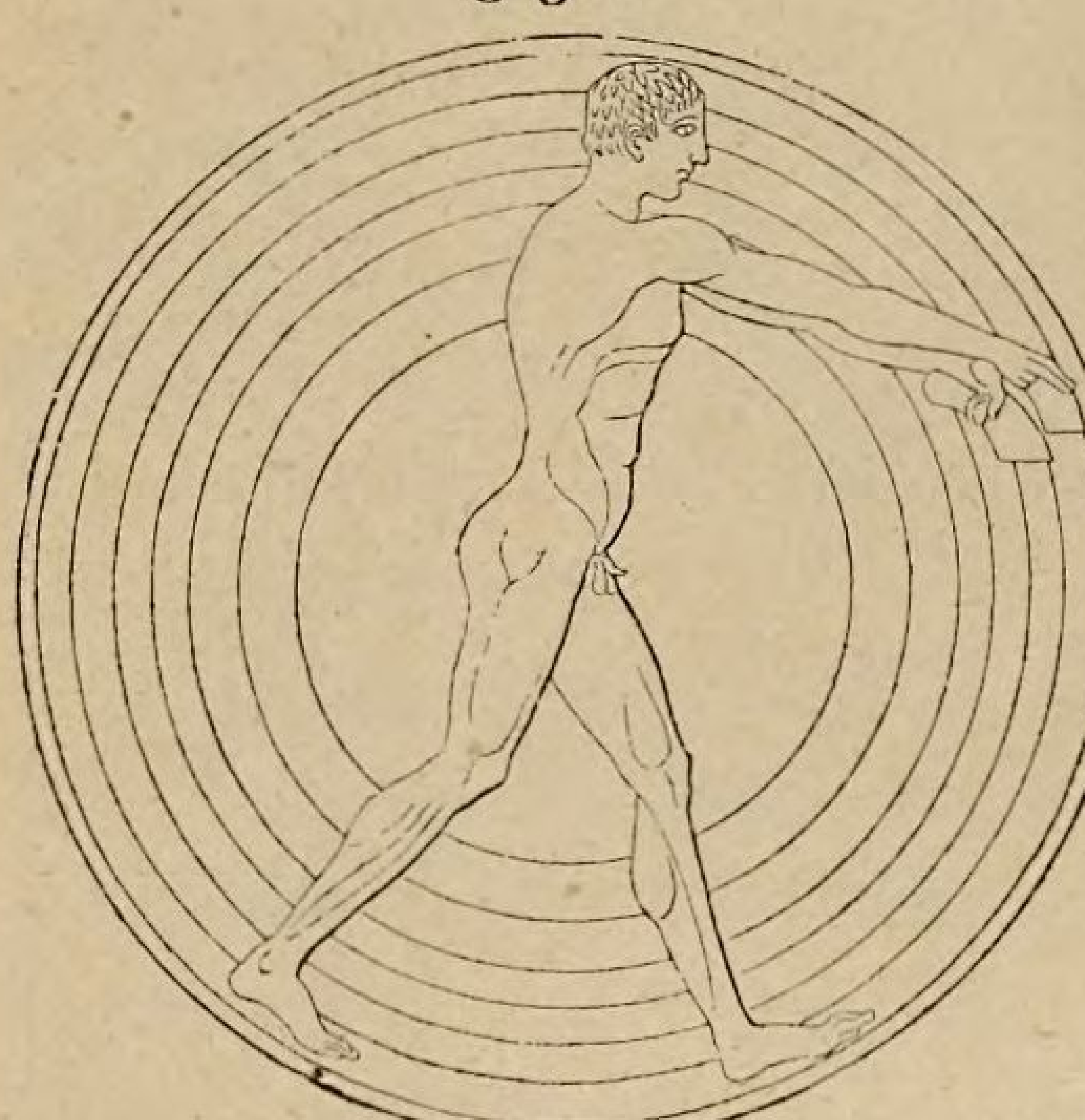


Gymnastische Übungen.

Stärkung der Schultern, Arme und Finger gebraucht wurden, wird ausdrücklich berichtet, und auf manchen alten Vasenbildern, wo wir Hanteln in den Händen von Epheben erblicken, kann man der ganzen Stellung und Haltung nach nur an solche Übungen, nicht an Springen denken. Auf dem hier Fig. 26 abgebildeten Vasengemälde hält der eine der sich übenden Männer zwei solcher Hanteln in den Händen; ob er sich zum Sprung anschickt, wie man in der Regel annimmt, oder bloße Hantelübungen macht, ist nicht deutlich erkennbar. Immerhin aber scheint es, als ob letzteres eine mehr untergeordnete Anwendung

der Hanteln war, und daß sie ihren vornehmlichsten Gebrauch beim Sprung fanden. Man hielt nämlich die Hanteln beim Anlauf zum Sprung nach hinten und warf im Augenblick des Sprunges die Arme kräftig nach vorn; der durch die Schwere der Haltēren dem Körper gegebene Schwung teilte sich zugleich auch den Beinen mit, und es ließ sich infolgedessen eine größere Sprungweite erzielen. Daher sehen wir auf den Abbildungen die Springer sehr häufig im Sprung mit vorwärts gehaltenen Armen dargestellt; und auch praktische Versuche aus neuester Zeit haben es bestätigt, daß die Bedeutung der Hanteln beim Springen nicht etwa auf einer zurückstoßenden Bewegung derselben, sondern auf dem Vorwärtsschleudern der Arme beruht. Dagegen warf man im Augenblick des Niedersprunges die Arme wieder nach hinten zurück (wie ebenfalls aus Abbildungen hervorgeht), und es wurde dadurch ein festes und sicheres Stehenbleiben ermöglicht. Bei dem Fig. 27 abgebildeten, Haltēren haltenden Epheben (von einem gravierten Diskos, vgl. unten S. 110), ist es freilich zweifelhaft, ob wir ihn die Hanteln bloß zur Armübung oder behufs des Sprunges handhaben sehen; event. könnte er auch in dem, dem Sprunge vorausgehenden Anlaufe gedacht sein. Andere Darstellungen von Springern s. unten Fig. 29 und 35. Es ist übrigens naheliegend, daß diese Springgewichte vornehmlich beim Weitsprung Anwendung fanden, dagegen vermutlich nicht beim Hochsprung, bei dem sie eher eine Erschwerung als eine Erleichterung gewesen wären.

Fig. 27.



Übung mit Haltēren (Hanteln).

Viel schwieriger ist die Frage zu entscheiden, ob die Alten sich ebenso, wie die heutigen Turner, der Springstangen bedienten.

Eine unzweideutige alte Darstellung einer Übung mit dem Springstab giebt es nicht; so vielfach wir auch bei Darstellungen gymnastischer Szenen auf Vasenbildern Stäbe oder Stangen finden, so lassen dieselben doch durchweg eine andere Deutung zu: es sind bald Gere oder Wurfstangen, wie man sie bei den Übungen für den Speerwurf gebraucht, bald die Meßstäbe, mit denen die beaufsichtigenden Lehrer oder Kampfrichter die Weite eines Sprunges oder eines Diskoswurfes abzumessen pflegten; nicht selten auch bloß Stäbe, welche die Beamten in den Gymnasien als Zeichen ihrer Machtbefugnis führen. Ebensowenig giebt es bei den Schriftstellern bestimmte Angaben über den Gebrauch der Springstangen; abgesehen von gelegentlichen Sprüngen über Gräben mit Hilfe einer Stange und von dem Aufschwunge auf das Pferd vermittelst der Lanze, kommt der Gebrauch des Springstabes nicht vor, und es scheint darnach, als habe derselbe in der antiken Turnkunst keine Rolle gespielt.

Eine weitere, an diese Übung sich knüpfende Frage ist es, ob die Alten beim Absprung sich eines Sprungbrettes bedienten. Auch hierüber haben wir zwar keine deutlichen Angaben oder bildliche Darstellungen davon; allein man darf aus einigen, wenn auch späteren Stellen schließen, daß für den Weitsprung, und dieser war ja der weitaus am meisten geübte und vor allem derjenige, welcher allein in den Kampfspielen vorkam, eine Erhöhung zum Abspringen angebracht war, welche man Bater nannte. Nur fehlt freilich jegliche Andeutung, daß diese Erhöhung, wie bei uns, von Holz war, sodaß der davon Abspringende infolge der Elastizität des Trittbrettes einen Vorteil hatte; es hat vielmehr eher den Anschein, als sei das nur eine kleine Erderhöhung gewesen, von der aus man den Sprung vollführte. Beim Springen selbst wurde dann in folgender Weise verfahren: sämtliche im Springen sich Übende oder im Wettkampf Auftretende stellten sich in gleicher Reihe hinter einer im Sande der Palästra gezogenen Linie oder Furche auf und sprangen von da der Reihe nach; selbstverständlich nicht ohne Anlauf, denn

was uns über die Leistungen der Alten im Weitsprung berichtet wird, wäre ohne einen solchen geradezu undenkbar. Man lief also vom Platz der Aufstellung bis zum Batēr und sprang von diesem ab; wo der erste niedergekommen war, wurde eine neue Furche vermittelst einer Spitzhacke (wir erblicken solche auf Vasengemälden häufig in der Hand der Epheben oder eines Aufsehers, und sie diente außerdem auch zur Auflockerung des Erdbodens, um den Anprall beim Niedersprung zu vermeiden) gezogen; jeder nachfolgende suchte natürlich noch weiter zu springen, und jeder weitere Sprung wurde wiederum durch eine Furche markiert, während die kürzeren unberücksichtigt bleiben konnten, sobald es nicht (wie beim Fünfkampf) darauf ankam, nicht bloß einen, sondern mehrere Beste zu haben. Mit langen Meßketten wurde schließlich das Resultat der verschiedenen Sprünge festgestellt. Was uns die alten Schriftsteller über die berühmten Leistungen der griechischen Athleten im Weitsprung erzählen, klingt freilich beinah fabelhaft; ganz besonders gilt das vom Sprung des Chionis, welcher 52, und dem des Phayllos, welcher 55 Fuß betragen haben soll. Moderne Turnschriftsteller haben diese an sich wohl bezeugten Nachrichten mehrfach für geradezu unglaublich und übertrieben erklärt; allein es ist ungerechtfertigt, wenn man auf Grund unserer heutigen turnerischen Erziehung, welche eine ganz anders geartete ist, als die hellenische, und bei welcher die Elastizität der beim Sprunge in Betracht kommenden Sehnen und Muskeln nicht entfernt so von frühester Jugend auf geübt worden ist, wie bei den Griechen, derartige Kraftleistungen, die doch nur als staunenswerte Ausnahmen gemeldet werden, direkt für unmöglich erklären will. Denn auf alle Fälle müssen die Griechen gerade von den Springern auch als gewöhnliche Leistung schon bedeutende Sprungweite verlangt haben; sonst wäre es unbegreiflich, daß gerade der Sprung, welcher an und für sich doch eine der leichtesten Turnübungen ist, von den Alten übereinstimmend, als eine der schwersten Leistungen des palästrischen Agons bezeichnet wird.

Dem Wettlauf begegnen wir schon unter den gymnastischen Übungen, mit denen sich bei Homer die Jünglinge der Phäaken unterhalten; er blieb auch in der folgenden Zeit immer sehr beliebt und bildete einen wichtigen Bestandteil der bei den großen hellenischen Festspielen stattfindenden gymnastischen Wettkämpfe. Es galt dabei ebenso die Schnelligkeit als die Ausdauer und die Überwindung von Terrainschwierigkeiten zu zeigen; denn man lief nicht auf festem Boden, sondern in weichem Sand, wo es doppelt schwer war, schnell zu laufen, da der Fuß einsank, wenn man zu fest ihn aufsetzte. Je nach der Länge des zu durchmessenden Weges unterschied man vier Arten: den einfachen Lauf (Stadion), den Doppellauf (Diaulos), den Roßlauf (Hippios dromos) und den Dauerlauf (Dolichos). Der einfache Lauf betrug die Länge der Rennbahn oder des Stadions, d. h. den vierzigsten Teil einer geographischen Meile, 600 Fuß, resp. 125 Schritt; hierbei hatte der Läufer also die Rennbahn vom Anfangs- bis zum Endpunkte zu durchmessen. Beim Doppellauf wurde dieselbe Strecke wieder zurück, also zweimal, durchlaufen; beim Roßlauf lief man zweimal hin und zurück, also vier Stadien, was die Länge des Wettrennens zu Pferd ausmachte, daher der Name. Wie groß aber die zu durchlaufende Strecke beim Dauerlauf gewesen sei, darüber lauten die Nachrichten der Alten verschieden, indem 7, 12, 20 und selbst 24 Stadien dafür angegeben werden (letzteres [$^3/_5$ geogr. Meile] scheint das gewöhnliche Maß in Olympia gewesen zu sein). Wir können nicht mehr beurteilen, ob diese verschiedenen Angaben auf irrtümlichen Berechnungen oder auf abweichendem Gebrauche beruhen; auf jeden Fall braucht man auch die längste der angegebenen Strecken nicht in Zweifel zu ziehen, da zahlreiche moderne Schnellläufer weit beträchtlichere Strecken machen, sodaß ein Lauf von 24 Stadien sehr gut als höchste Leistung eines tüchtigen Athleten verlangt werden konnte. Freilich kam es darauf an, welchen Grad von Schnelligkeit man hierfür verlangte; und da lassen uns denn unsere Nachrichten im Stich. Wir wissen zwar, daß man die pädagogische und

praktische Bedeutung des Laufens nicht bloß in der Erreichung einer möglichst großen Geschwindigkeit für eine kurze Strecke, sondern auch in der zur Bewältigung einer größeren Strecke nötigen Ausdauer erkannte; und bei den Übungen in Gymnasien mag es, bei längeren Wettläufen, mehr auf festhalten einer gleichmäßigen Geschwindigkeit, als auf ganz besondere Schnelligkeit angekommen sein. Aber indem diese Übungen eben zu Wettkämpfen wurden, mußte natürlich die mit Recht verlangte Mäßigung in der Schnelligkeit des Laufes dahinfallen, da jeder darnach strebte, als erster die gestellte Aufgabe zu bewältigen; und daher erklärt es sich, daß Fälle vorkamen, in denen der siegende Wettläufer, an den Schranken anlangend, infolge übermäßiger Anstrengung seinen Geist aufgab, wie jener Läufer Ladas, dessen Standbild Myron fertigte. Daher pflegten sich auch die Läufer, wie die meisten zu gymnastischen Übungen Antretenden, vorher den Körper mit Öl einzureiben, um die Glieder geschmeidig zu machen. Beim Wettlauf traten in der Regel drei bis fünf Läufer zu gleicher Zeit an; bei größerer Teilnehmerzahl scheint eine Teilung in Parteien von je vier eingetreten zu sein, wobei denn freilich die Sieger aufs neue zu abermaligem Wettkampf unter sich antreten mußten. Das Zeichen zum Ablauf gab das Fallen eines von den Läufern ausgespannten Seiles. Beim Laufen hielt man entweder, wie es heut beim Dauerlauf geschieht, die Arme fest mit den Ellenbogen an die Brust geschlossen, oder man schwang sie stark und beinah taktmäßig, den Füßen entsprechend, nach vorn und hinten; höchst wahrscheinlich war jene Haltung für den Dauerlauf, bei dem es sich um festhalten einer gleichmäßigen Geschwindigkeit handelte, berechnet, diese für den schnellsten Lauf, bei dem das Rudern mit den Armen als Unterstützung gelten konnte; doch galt auch da als Regel, daß ein guter Läufer zu Anfang ein etwas bescheidenes Tempo nahm, und erst allmählich und gegen Ende zu immer größerer Schnelligkeit überging. Die auf Vasengemälden, namentlich der sogenannten panathenäischen Preisamphoren, nicht seltenen Darstellungen von

Wettläufern zeigen außerdem meistens die Eigentümlichkeit, daß die Laufenden das vorgesetzte Bein sehr stark in die Höhe gehoben haben, während das andere weit nach hinten gesetzt, gerade noch mit den Zehen den Boden zu berühren scheint; da nun bei Darstellungen normalen Laufes die Kunst den Lauf so zu fixieren pflegt, daß das vorgesetzte Bein als den Boden berührendes Standbein, das andere aber weit nach hinten hinausgeworfen, in der Luft schwebt (was auch auf antiken Abbildungen vorkommt, aber seltner), so erhält man den Eindruck, als habe der

Fig. 28.



Wettläufer.

alte Schnelllauf, wenigsten in einigen Arten, mehr in einer Art weiter Sprünge bestanden, bei denen man wesentlich mit den Zehen den Boden berührte. Auf dem Fig. 28 abgebildeten Vasenbilde sehen wir so vier Läufer sich von links nach rechts bewegen, das linke Bein weit voraus geschwungen, das rechte zurückgesetzt und die Arme in einem mit der Bewegung der Beine korrespondierenden Schwunge bewegend. Die früher aufgestellte und vielfach geglaubte Hypothese, daß auf den Vasengemälden die von links nach rechts Laufenden Stadiodromen, die von rechts nach

links Laufenden aber Dolichodromen seien, ist freilich durchaus unerweislich. Ganz in derselben Weise springen die beiden sich übenden Männer auf dem Vasenbilde Fig. 29; hinter ihnen tritt einer mit Halteren zum Sprung an, dabei steht ein Lehrer oder Aufseher im Mantel und eine Gerte in der Hand haltend; am Boden liegt ein Diskos.

Fig. 29.



Läufer und Springer.

Der gewöhnliche Wettlauf wurde in älterer Zeit mit einem einfachen Schurz um die Lenden, später aber ganz ohne jedes Kleidungsstück vorgenommen. Außerdem aber gab es dann wieder eine besondere Art des Wettlaufs, den sogenannten Waffenlauf (Hoplitodromie), der erst im Jahre 520 Aufnahme in die olympischen Kampfspiele gefunden hat, wobei die Läufer in der schweren Hoplitenrüstung liefen. Indessen scheint derselbe nur in der älteren Zeit in der Weise stattgefunden zu haben, daß

man in der vollen Rüstung, d. h. mit Helm, Panzer und Beinschienen, mit Schwert und Speer lief; später beschränkte sich vielmehr, wenn man sich in dieser Hinsicht auf die Darstellungen der Vasenbilder verlassen darf, der Waffenlauf darauf, daß die Läufer dabei nur den Helm und den runden Hoplitenschild trugen; so sehen wir auf dem Fig. 30 abgebildeten Vasengemälde vier Läufer, in der Bewegung von rechts nach links. Auch scheint es, als habe man diese Art des Wettlaufs, welche natürlich eine bei weitem größere Anstrengung erfordert, als der gewöhnliche Lauf,

Fig. 30.



Waffenlauf.

nur bei der Stadiodromie und beim Diaulos, und zwar ganz besonders bei letzterem vorgenommen, nicht aber beim Roßlauf und beim Dolichos.

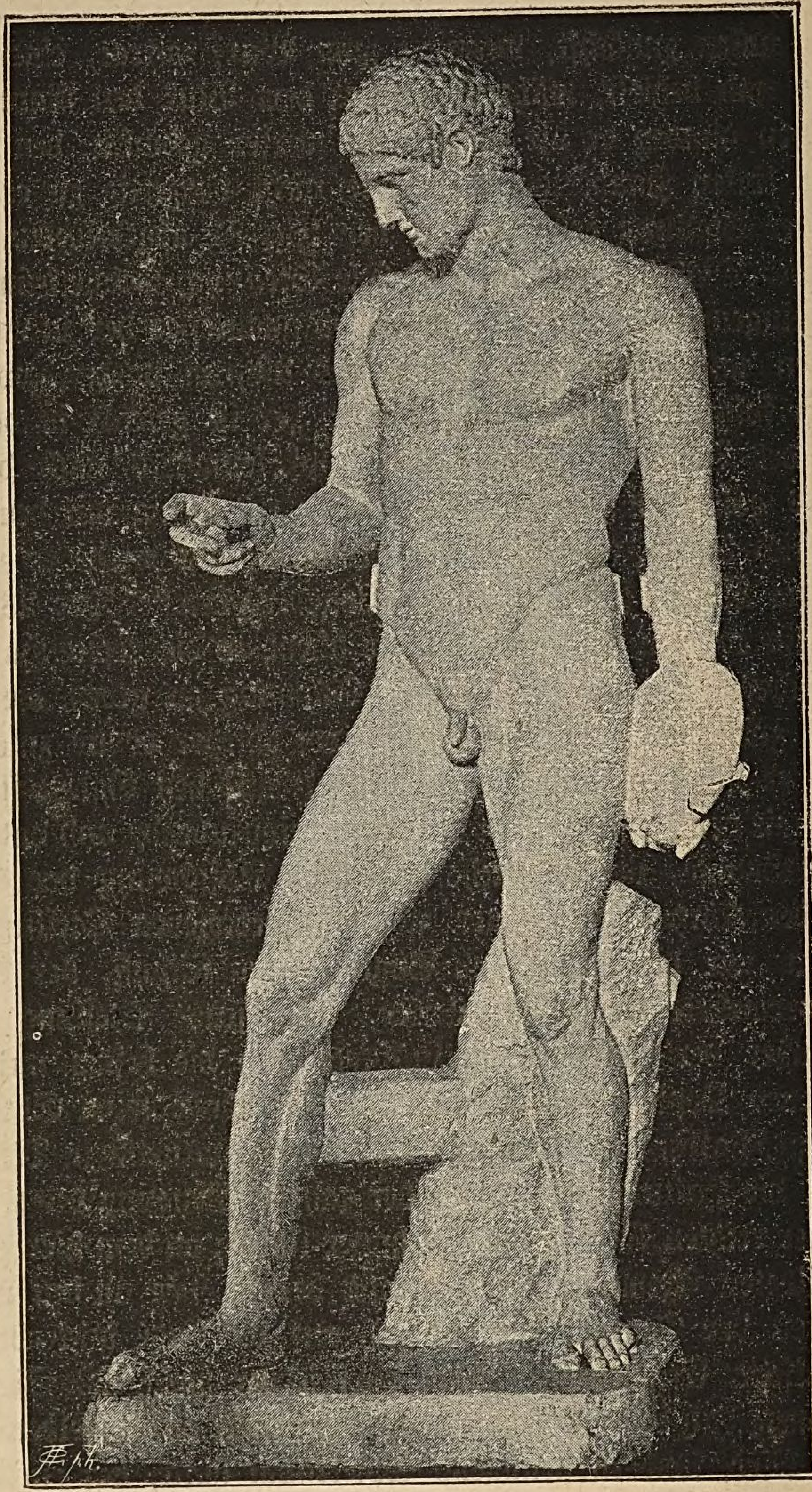
Bei einer andern Art des Laufes war es dagegen mehr auf Geschicklichkeit, als auf Schnelligkeit oder Körperkräfte abgesehen: es war das der sogenannte Fackellauf (Lampadodromie), welcher besonders in Athen gepflegt wurde und dort einen wichtigen Bestandteil gewisser Feste, namentlich der Panathenäen, der Hephästos- und Prometheusfeste u. a. m. bildete, jedoch mit den gymnastischen Agonen bei den großen nationalen Spielen nichts

zu thun hatte. Die am Fackellauf teilnehmenden Jünglinge (denn es war nur eine Belustigung der Epheben) entzündeten ihre Fackeln an einem in der Akademie befindlichen Altar und liefen von da aus gleichzeitig mit brennender Fackel nach einem festgesetzen Zielpunkt in der Stadt. Hierbei war nicht derjenige Sieger, der am schnellsten lief, sondern der, welcher zuerst mit brennender Fackel am Ziele ankam; es handelte sich also darum, schnell und dabei doch so vorsichtig zu laufen, daß die Fackel nicht erlosch. Die Kosten dieser Veranstaltungen, welche jedoch nicht sehr beträchtlich gewesen sein können, gehörten zu den sogen. Liturgieen, d. h. zu den von einzelnen wohlhabenden Bürgern übernommenen freiwilligen Leistungen; diesen lag dann auch die Einübung oder wenigstens die Sorge dafür ob. Wenn man aus antiken Darstellungen der Lampadodromie schließen darf, so trugen die Fackelläufer bisweilen außer der Fackel auch noch am linken Arme einen Schild, ferner einen Kopfputz und, da es sich ja von vornherein nicht um große Schnelligkeit handelte, auch irgend ein leichtes Kleidungsstück.

An dritter Stelle betrachten wir den Wurf mit dem Diskos. Auch diese Übung, bei welcher es darauf ankam, eine schwere Scheibe möglichst weit fortzuschleudern, finden wir bereits in der Odyssee beschrieben. Die Phäakenjünglinge erlustigen sich damit, Odysseus aber übertrifft sie darin weit, indem die von seiner Hand geschleuderte Scheibe über alle Merkzeichen der anderen Mitspielenden hinausfliegt. Ebenso finden wir den Diskoswurf als Unterhaltung der Freier und bei den Leichenspielen zu Ehren des Patroklos. Homer nennt steinerne und eiserne Wurfscheiben; in der späteren Zeit war Metall, Eisen oder Bronze das gewöhnliche Material dafür. Sie hatten eine flachrunde Form, mit einer mäßigen Wölbung auf jeder Seite und einem Durchmesser von etwa 30 Centimeter, waren daher nicht unbeträchtlich schwer und wegen der Glätte nicht leicht anzufassen. In welcher Weise man diese Scheiben warf, davon erhalten wir sowohl aus den Beschreibungen der Alten als noch viel an=

schaulicher aus alten Bildwerken eine Vorstellung. Der Diskoswerfer nahm zunächst, wenn er zum Wurf antrat, einen festen Stand und behielt, während er mit dem Blick den Raum maß, über den hinweg er die Scheibe zu werfen gedachte, den Diskos in der linken Hand, um die rechte nicht vorzeitig zu ermüden; in dieser Stellung erblicken wir den Fig. 31 abgebildeten, sogen. stehenden Diskobol im Vatikan. Die Stellung, welche beim Wurf selbst eingenommen wurde, gab am prägnantesten der in mehreren Kopieen uns erhaltene Diskobol des Myron wieder, von dem Lukian folgende Beschreibung macht: „er ist gebückt in der Haltung des Abwurfs, wendet den Kopf seitwärts nach der den Diskos haltenden Hand, und indem er ein wenig mit dem einen Bein sich kauert, erweckt er den Anschein, als werde er zugleich mit dem Wurfe sich aus dieser Lage erheben.“ Der Werfende bog also in dem Augenblicke, in welchem er die rechte Hand mit der Scheibe, um ihr den nötigen Schwung zu geben, weit nach hinten zurückwarf, zugleich den ganzen Körper etwas zusammen, indem er mit dem linken Bein sich fest auf den Boden stemmte, dabei mit den Zehen sich in den Sand eingrabend, und das rechte stark krümmte, um dadurch, daß beim Abschwung der Scheibe auch der Körper aus seiner zusammengebogenen Stellung aufschnellte wie die Sehne des Bogens beim Schuß, der Scheibe eine vermehrte Kraft mitzuteilen. Bei jener Stellung folgte, wie außer der Beschreibung Lukians auch die besten unter den erhaltenen Kopieen des myronischen Diskobols (eine Statue im Palazzo Massimi in Rom und eine Bronzestatuette in München) zeigen, die Haltung des Kopfes der ganzen Wendung des Körpers nach der rechten Seite (vom Beschauer links); an dem hier Fig. 32 abgebildeten Exemplar des Vatikans beruht, wie an den übrigen Repliken der Statue, der vor sich auf die Erde blickende Kopf auf falscher Ergänzung. Man darf ferner wohl mit Sicherheit annehmen, daß der Werfer beim Abwurf nicht auf derselben Stelle stehen blieb, sondern genügend Spielraum hatte, um ein kleines Stück vorwärts zu laufen, wie es heute bei dem in seinen Be-

Fig. 31.



Stehender Diskobol des Vatikans.

Fig. 32.



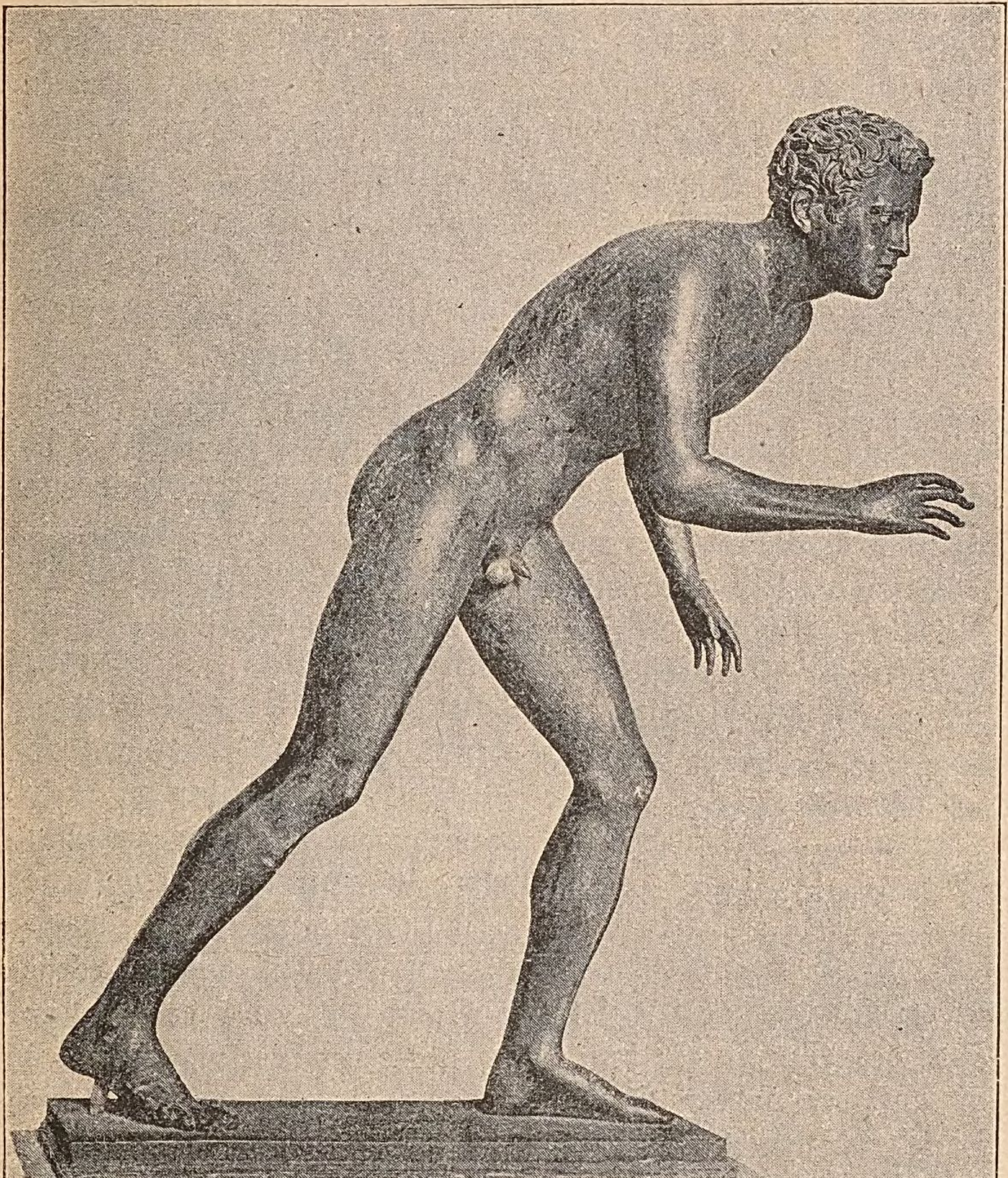
Werfender Diskobol (nach Myron) im Vatikan.

wegungen dem Diskoswurf sehr ähnlichen Kegelschieben der Fall ist, da ein unverrückt am Platze stehenbleiben die Kraft des Schwunges hemmen würde; also so, wie die (anderweitig freilich als anlaufender Ringkämpfer erklärte) Bronzestatue Fig. 33 es zeigt, wobei der Diskoswerfer ein paar Schritte weiter laufend, mit vorgebeugtem Oberkörper, den Erfolg seines Wurfes zu erspähen sucht. Vermutlich bot daher die kleine Erhöhung, von welcher aus nach den Nachrichten der alten Schriftsteller der Diskoswerfer die Scheibe schleuderte, den nötigen Platz für eine solche kurze Vorwärtsbewegung, und der äußerste Rand dieser Erhöhung, die den Namen Balbis führte, war zugleich die Grenze, welche bewirkte, daß beim Wettkampf mehrerer keiner einen weiteren Anlauf nehmen oder seine Scheibe von einem näheren Punkte abgeben konnte, als der andere, sodaß die Bedingungen des Wurfes für alle gleich waren. Die beaufsichtigenden Pädotriben oder Gymnasiarchen markierten durch Linien oder auf sonst eine Weise genau die Stelle, bis zu welcher jeder Kämpfer seinen Diskos geschleudert hatte, und wessen Scheibe am weitesten geflogen war, war Sieger.

Gleich den beiden erstbesprochenen Übungen des Sprunges und Laufes wurde der Diskoswurf ebenfalls schon beim Turnen der Knaben geübt; doch bedienten sich diese jedenfalls einer kleineren und leichteren Scheibe, als die Männer. Der Diskos aus Aegina (jetzt im Berliner Museum), dessen eine Seite wir oben Fig. 27 abgebildet haben, hat nur 21 Centimeter im Durchmesser und ein Gewicht von etwa 2 Kilogramm, hat aber vermutlich gar nicht als palästrisches Gerät in wirklichem Gebrauche gedient.

Auch die vierte Übung, der Speerwurf, wurde in der Knaben-Palästra betrieben. Es ist das eine ursprünglich rein kriegerische Übung, deren militärische Bedeutung nicht näher dargelegt zu werden braucht; wir finden daher auch schon in der heroischen Zeit den Speerwurf nicht bloß als Kampfesart, sondern auch als Spiel geübt. In der Turnschule der Knaben und Epheben bediente man sich, wie wir aus den Abbildungen schließen

Fig. 33.



Diskobol nach dem Wurfe.

dürfen, anstatt eines wirklichen Speeres vielfach eines stumpfen Stabes, welcher ungefähr die gleiche Länge, wie ein wirklicher Wurfspeer hatte, obgleich gelegentlich auch bei den Übungen ordentliche, mit scharfer Spitze versehene Speere zur Verwendung gekommen sein müssen, da beim Redner Antiphon erzählt wird, daß ein älterer Knabe im Gymnasion einen jüngeren, welcher durch Versehen in die Wurflinie lief, mit seinem Wurfspieß getötet habe, was bei einem Ger nicht möglich gewesen wäre. Wahrscheinlich fand hinsichtlich der Schwere der Wurfgeschosse, ebenso wie beim Diskos, eine Steigerung statt, indem die Epheben schwerere Waffen als die Knaben führten, und die Männer wiederum schwerere, als die Epheben. Daß man aber neben dem Werfen des Gers, wodurch zunächst Sicherheit im Treffen erzielt werden sollte, sich auch des wirklichen Speers zu bedienen notwendigerweise eigens erlernen mußte, geht daraus hervor, daß der Wurfspieß, welcher mit einer Schleife oder Riemen versehen war, in ganz besonderer Weise geschleudert werden mußte, während der Ger keine Schleife hatte und daher in anderer Weise geworfen wurde. Diese Schleife befand sich nahe dem untern Ende des Wurfspeers; beim Wurf steckte der Werfende, wie das die auf der andern Seite des mehrfach erwähnten Berliner Diskos befindliche Darstellung Fig. 34 zeigt, und ebenso verschiedene Vasenbilder und eine Figur des pergamenischen Gigantenfrieses, Zeige- und Mittelfinger seiner rechten Hand durch die Schleife (bisweilen auch in einen offenen, zweiteiligen Riemen, sodaß jeder Finger in einer besonderen Schleife steckt), legte den Daumen an resp. auf das Speerholz und ließ dieses auf dem

Fig. 34.



Speerwerfer.

daruntergelegten vierten und fünften Finger, auch wohl auf dem vierten Finger allein, ruhen; in dieser Haltung wurde die Hand nach hinten gezogen und dann nach einem bestimmten Ziele (über dessen Beschaffenheit wir jedoch nichts wissen) geschleudert; und zwar entweder in horizontaler Richtung als Weitwurf, was wohl die gewöhnlichste Übung war, wie aus einigen antiken Darstellungen hervorzugehen scheint, oder im Hochwurf nach einem höher gelegenen Zielpunkt. Unter den in Fig. 35 nach einem Vasenbilde abgebildeten gymnastischen Übungen spielt auch der Speerwurf eine Rolle. Wir sehen hier links (neben dem Henkel) zunächst einen Jüngling dargestellt, der eben den Lauf beginnt; rechts neben ihm macht ein zweiter eine Übung mit Hanteln oder schickt sich zum Sprung an. Neben einem langbekleideten Flötenbläser, dessen Spiel die Übungen begleitet, sehen wir dann einen im Lauf begriffenen Speerwerfer, der jedoch sein Gesicht nicht nach vorn, dem Ziele zu, gewandt hat, sondern rückwärts, nach der den Speer haltenden Hand kehrt (wie der werfende Diskobol), sodaß man annehmen muß, es handele sich hier nicht darum, den Speer nach einem bestimmten Ziele, sondern nur, ihn möglichst weit zu werfen. Auf einen bärtigen Aufseher im Mantel und mit der Gerte folgt dann ein Diskoswerfer, eben im Begriff, die in der Rechten gehaltene Scheibe fortzuschleudern; den Abschluß rechts macht ein Paar von Faustkämpfern, über deren Stellung wir unten noch sprechen werden. Andere Darstellung lassen erkennen, daß beim Hochwurf der Griff mit der Schleife nach unten gesenkt gehalten wird; beim Weitwurf dagegen, wenn es nur einem möglichst weiten Wurfe gilt, wird der rechte Arm, wie in Fig. 27 und hier, weit nach hinten gezogen, gilt es aber einem bestimmten Ziele, das getroffen werden soll, so bringt man den Oberarm in horizontaler Haltung ungefähr in die Höhe des Ohres und wirft mit genauem Zielen ab. Zu beachten ist auch, daß der in den gymnastischen Übungen und den Kampfspielen gebrauchte Wurfspeer abweichend von dem im Kriege verwandten meist von ganz leichtem Holze gefertigt war und keine Lanzenspitze, wie der zum

Notkampf bestimmte Speer, sondern, wie Fig. 27 zeigt, eine sehr dünne und ziemlich lange Spitze hatte, offenbar deshalb, damit der Speer in dem wahrscheinlich von Holz gefertigten Zielobjekte leichter haften sollte.

Diejenige Leibesübung aber, welche nicht bloß neben dem Lauf die älteste, sondern auch die das ganze Altertum hindurch weitaus beliebteste und verbreitetste war, ist der Ringkampf, dessen Bedeutung teils darauf beruht, daß dabei der ganze Körper gleichmäßig angestrengt und sämtliche Muskeln in Thätigkeit versetzt werden, teils darauf, daß es keine Übung eines einzelnen, sondern ein unmittelbares Messen der Kräfte zweier Gegner ist, daher in noch höherem Grade als die andern, zum Zusammennehmen der vollen Körperkraft auffordert. Schon in der homerischen Zeit spielt daher das Ringen eine bedeutende Rolle; und wie tief dasselbe in das griechische Leben überhaupt eingegriffen, das zeigt am besten die große Menge technischer, dem Ringkampf entlehnter Ausdrücke, welche in übertragener Bedeutung in die gewöhnliche Umgangssprache übergegangen sind; in keiner andern Kampfart, auch in dem sonst ebenfalls sehr beliebten Ringkampf nicht, hatte sich eine so ins Detail gehende Theorie mit einer Menge von Kunstausdrücken, welche wir heut mit unserem Sprachschatz gar nicht ganz entsprechend zu übersetzen imstande sind, ausgebildet. — Zum Ringen trat man, wie zu den meisten anderen gymnastischen Übungen, anfangs mit einem Schurz um die Lenden, später aber ganz entblößt an. Zur Vorbereitung diente reichliches Einölen des ganzen Körpers, welches den Zweck hatte, die Glieder geschmeidiger, elastischer zu machen; zu diesem Zwecke waren in den Gymnasien und Palästen besondere Räume, in denen größere ölgefüllte Gefäße standen, aus welchem man sich sein Ölfläschchen füllte; aus letzterem ließ man dann etwas in die Hand fließen und rieb sich damit entweder selbst den Körper ein oder ließ sich durch einen eigens dazu angestellten Unterbeamten der Gymnasien, dem sogenannten Aleiptes, einreiben. Da indessen

Fig. 35.



Läufer, Springer, Speerwerfer, Diskonwerfer, Faustkämpfer.

der Körper durch diese Einölung und den beim Kampfe reichlich vergossenen Schweiß gar zu glatt und schlüpfrig wurde und das Festhalten desselben vielfach faktisch unmöglich geworden wäre, so streute man nach erfolgter Einölung noch einen feinen Staub, welcher aus besonderen Sandgruben bezogen wurde oder eigens präpariert war, auf die Haut; man verband damit auch einen hygienischen Zweck, indem man annahm, daß der Staub ein zu starkes Schwitzen verhindere und infolge dessen, da starkes Schwitzen ermattet, Kraft spare; auch das wurde als Vorteil angeführt, daß der schädliche Einfluß der Zugluft auf die in allen Poren geöffnete Haut durch diese Einstäubung abgehalten oder vermindert würde. Öl, Schweiß, der eingeriebene Staub und dazu noch der weiche Sand der Paläſtra, in welchem man den Ringkampf vornahm und der sich, sobald die Ringer ihren Kampf am Boden fortsetzten, an ihrem Körper ansetzte, bildeten zusammen eine dicke Schmutzkruste, zu deren Entfernung nach beendigter Übung ein einfaches warmes Bad nicht genügt hätte; daher bedienten sich die Ringer zur Körperreinigung zunächst der sog. Stlengis oder Strigilis,*) des Schabeisens, mit dessen löffelförmiger Höhlung sie sich den Schmutz vom Körper teils selbst, teils mit Hilfe der Diener abkratzten, um dann erst den Rest im warmen Bade abzuspülen. Der trotz des Unästhetischen der Beschäftigung anmutige Stellungen ergebende Akt dieses Schabens ist von Künstlern gern plastisch dargestellt worden; von der berühmtesten Figur derart, dem Apoxyomenos oder Schaber des Lysipp, haben wir eine gute Kopie erhalten. — Auf das Bad folgt dann in der Regel eine nochmalige Ölung des Körpers, weil man den Gebrauch von Öl überhaupt für dienlich zur Erhaltung der Gesundheit und zur Stählung der Glieder hielt. Wir erwähnten schon,**) daß sich mit diesem Einreiben später eine Art Massage, ein Drücken und Kneten des

*) S. Kunstgewerbe im Altert. II, 133.

**) Bd. I. S. 138.

Körpers verband, auf welches sich die Aleipten verstanden und das dergestalt als ein hygienisches Mittel betrachtet wurde, daß die hierin besonders geschickten Aleipten als „Jatraleipten“, d. h. gewissermaßen als eine Verbindung von Arzt und Einreiber bezeichnet wurden. Der beständige Aufenthalt in der frischen Luft aber, die Gewöhnung des nackten Körpers an das Behagen der Sonnenstrahlen, verbunden mit diesem oben geschilderten Verfahren der Einölung und Einstäubung, erzeugten ganz besonders bei den Ringern, obgleich ähnlich auch bei den Athleten überhaupt, einen sehr dunkeln, fast leberfarbigen Teint, welcher bei Alten als Zeichen der Gesundheit, wie der männlichen Tüchtigkeit galt und oft im Gegensatz zur bleichen Farbe der „im Schatten sitzenden“ Handwerker und Stubenhocker gepriesen wird.

Beim gewöhnlichen Ringkampfe gab es nun zwei Hauptarten: das Ringen im Stehen und das Ringen sowohl im Stehen als im Liegen. Bei der ersten Art des Kampfes kam alles darauf an, daß der eine Kämpfer es fertig brachte, seinen Gegner entweder durch Kraft oder durch Kunstgriffe, welche, wie gleich näher dargelegt werden wird, beim Ringen erlaubt waren, so zu Boden zu werfen, daß er mit der Schulter die Erde berührte, während der andere selbst seinen Stand behauptete; nur war mit einmaligem Niederwerfen der Sieg noch nicht entschieden, sondern um aus dem stehenden Ringkampf als Sieger hervorzugehen, mußte man seinen Gegner dreimal in der bezeichneten Weise geworfen haben. Kamen beim Ringen beide Gegner zugleich zu Fall, ohne sich umschlungen zu halten, so sprangen sie auf und fingen den Kampf aufs neue an; hielten sie sich jedoch beide im Fallen fest umklammert, so daß noch keine Entscheidung da war, so ging der Ringkampf gewöhnlich gleich in die zweite Art über, das sogenannte „Wälzen“; d. h. beide rangen, am Boden liegend, wobei bald der eine, bald der andere sich vorübergehend im Vorteil befinden mochte, so lange weiter, bis einer von beiden sich für besiegt erklärte und die Fortsetzung des Kampfes aufgab. In dieser Situation sehen wir die in Fig. 36 abgebildteen

Ringer der berühmten Florentiner Marmorgruppe dargestellt. Das wälzende Ringen fand jedoch nur in der Turnschule der der Knaben und später bei öffentlichen Aufführungen von Pankratiasten (s. unten S. 128) und Athleten von Fach statt; sonst aber war bei den großen Kampfspielen und bei dem sog. Fünfkampf, dessen Anordnung und Einrichtung wir noch besprechen werden, lediglich der Stehkampf in Anwendung.

Die Art, in welcher die Ringer zum Kampfe antraten, wird uns anschaulich bei einigen Schriftstellern geschildert und ist auch auf Bildwerken häufig dargestellt. Jeder Kämpfer stellt sich mit etwas gespreizten Beinen, den rechten Fuß voran, fest hin, legt die Arme aus, zieht den Kopf etwas in die Schultern und wölbt den Oberleib, Rücken, Schultern und Nacken, um dadurch den Unterleib vor dem Angriffe des Gegners etwas zurückzuziehen. In solcher Weise traten sich die Kämpfer gegenüber, ein jeder auf den Augenblick lauernd, wo der andere etwa sich eine Blöße geben würde, welche mit Vorteil benutzt werden könnte; und da begreiflicherweise ein jeder so sehr als möglich auf seiner Hut war, so dauerte es nicht selten eine beträchtliche Zeit, bis eine wirkliche Eröffnung des Kampfes durch Greifen und Packen des Gegners stattfand. War aber der Kampf auf solche Weise einmal begonnen, dann wurde zwar von den beaufsichtigenden Lehrern oder Beamten, bei den Übungen wie bei den Festspielen, streng darauf gesehen, daß nur die durch Herkommen und Satzung erlaubten Wendungen und Griffe vorkamen, daß ferner Schlagen oder gar Beißen und sonstige regelwidrige Ausschreitungen unterblieben; aber zugleich durfte man sich doch gewisser Listen oder Finten bedienen, durch welche man den Gegner irre leiten oder einen Vorteil über ihn erringen konnte. Zu den durchaus erlaubten Kampfweisen gehörte das Würgen des Gegners am Halse, entweder durch Anfassen mit der Hand oder durch Umschlingen des Halses mit dem einen oder mit beiden Armen oder durch Anstemmen des Ellbogens unter das Kinn, wodurch unter Umständen der so Angegriffene, wenn er keinen Atem mehr be-

Fig. 36.



Ringergruppe.

kam, gezwungen werden konnte, sich für besiegt zu erklären, auch ohne zu Boden geworfen zu sein; ebenso konnte der Gegner durch Zusammenpressen des Leibes zum Aufgeben des Kampfes genötigt werden, und auch beim Wälzkampfe kam es vor, daß der, welcher die Oberhand hatte, auf dem zu Boden Geworfenen kniete und ihn so lange würgte, bis dieser um Gnade bat. Erlaubt war ferner das Drehen und Beugen der Glieder, das Führen eines Stoßes mit Arm oder Fuß nach dem Unterleib des Gegners; das vom Platze Drängen oder Stoßen, wobei,

Fig. 37.

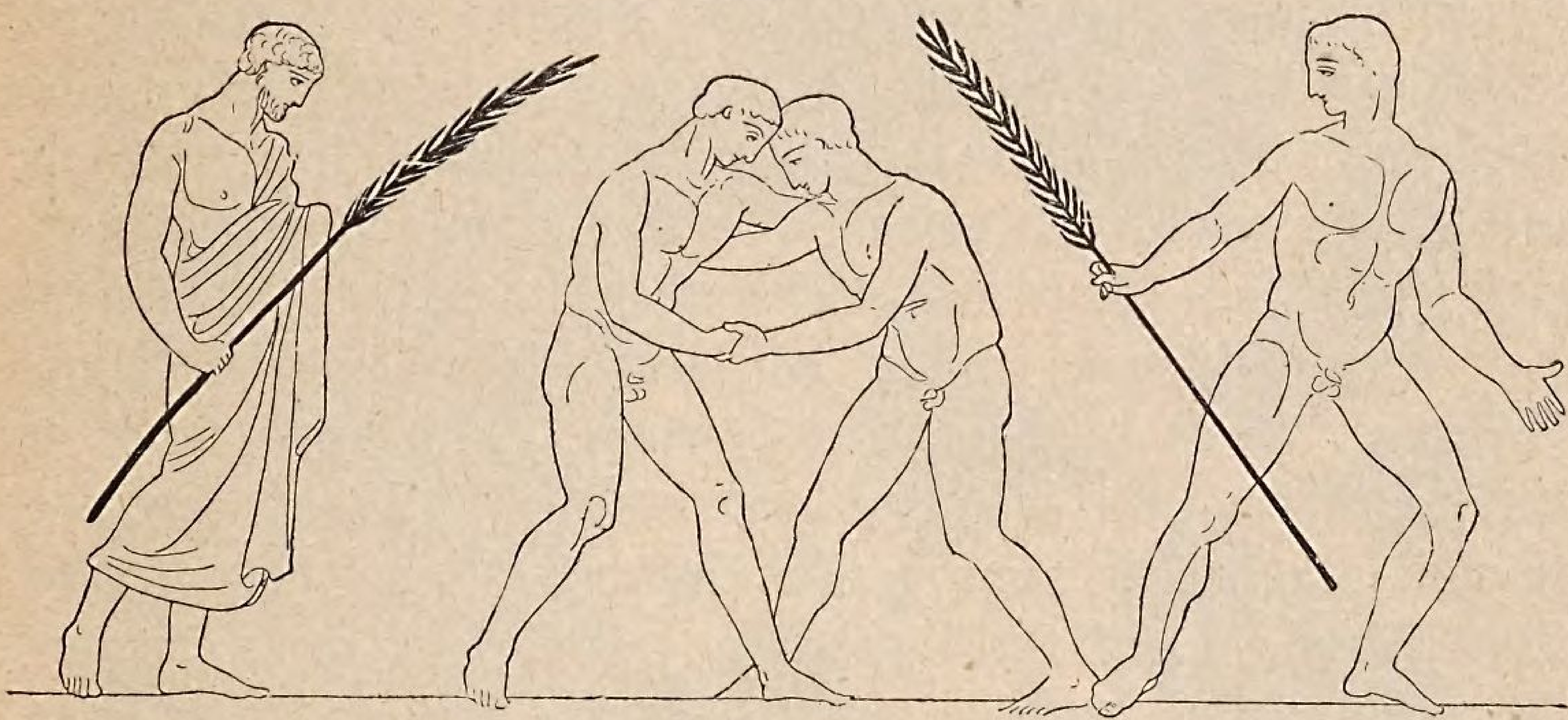


Ringer.

wenn die Hände beschäftigt waren, häufig die Stirnen in Mitthätigkeit traten und die beiden Kämpfer wie zwei ergrimmte Stiere mit den Köpfen gegeneinander drängten, war ein sehr beliebtes Manöver und ist daher auch auf Kunstdarstellungen häufig zu finden. So sehen wir auf dem Fig. 37 abgebildeten Vasengemälde zwei Ringer, die sich bei den Armen gepackt halten, indem jeder mit seinem rechten Arm den linken des Gegners festhält; sie stemmen die Köpfe mit der Stirn gegeneinander, wobei der eine mit dem rechten Fuß weit zurücktritt, um größeren

Widerstand leisten zu können. Ebenso kämpfen die Ringer in dem Vasenbild Fig. 38; hier hat der eine seinen Gegner mit der Linken am rechten Arm gepackt und ihm seinen rechten Arm um den Leib geschlungen, während dieser mit seinen Linken nach dem Rücken des andern greift. Links steht der Aufseher im Mantel und mit einem Zweige ruhig zusehend; rechts läuft ein Jüngling eilig hinweg. — Zu den Finten gehörte auch das plötzliche Unterschlagen des Beines, wobei man entweder von hinten den Gegner mit dem herumgebogenen Fuße so in die Kniekehle stieß, daß er zu Falle kam, oder, wenn dies nicht an-

Fig. 38.



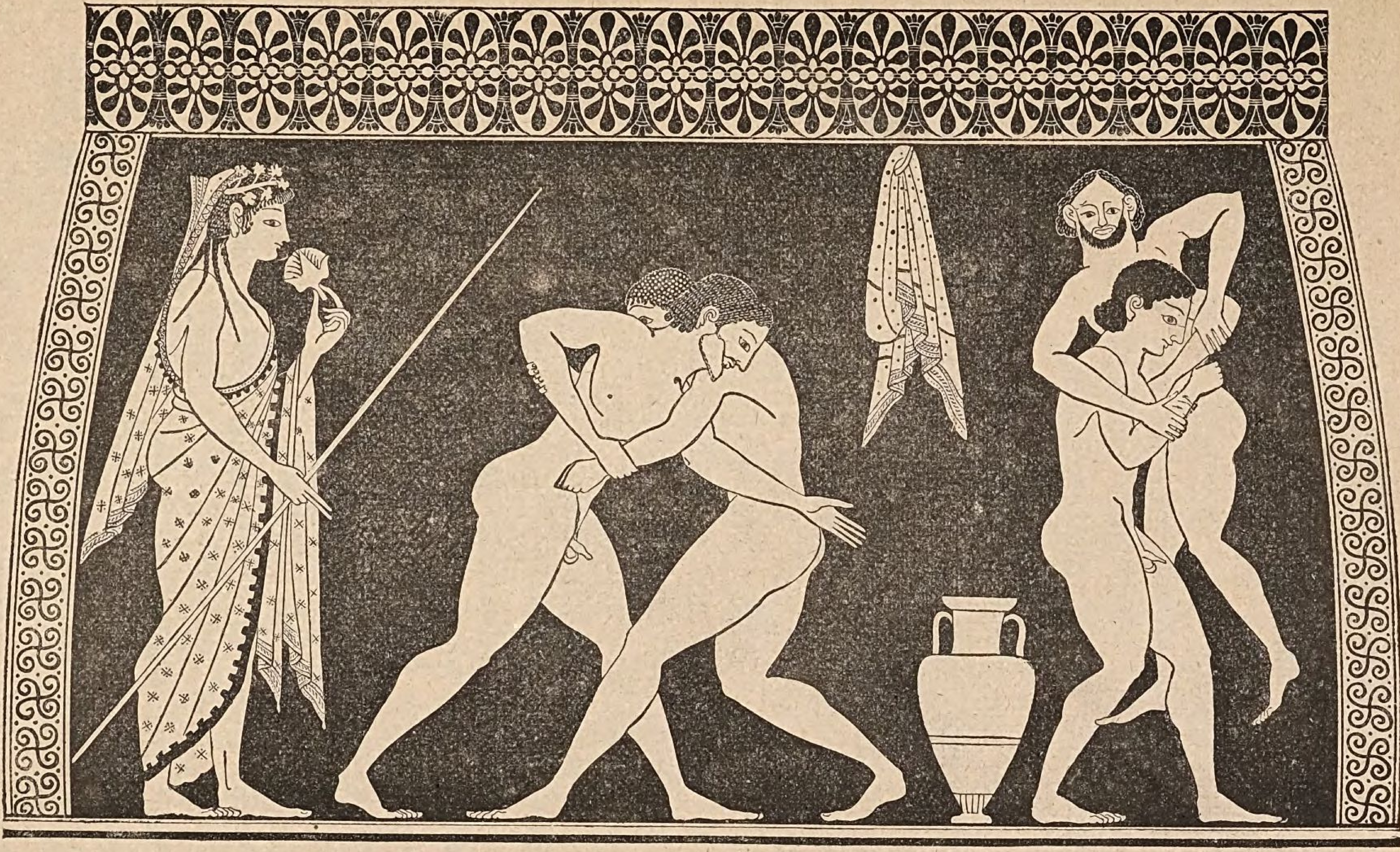
Ringer.

ging, einen ähnlichen Schlag von der Seite her führte; ferner das Packen am Bein oder Schenkel mit dem Versuch, dasselbe mit kräftigem Schwunge so weit in die Höhe zu heben, daß der Gegner rücklings hinfallen muß. Es kam auch vor, daß ein kräftiger und gewandter Ringer seinen Gegner mit solcher Gewalt mit beiden Armen um die Hüften packte, daß er ihn ganz und gar in die Höhe heben und mit dem Kopfe nach unten umstürzen konnte. Auf dem Fig. 39 abgebildeten Vasengemälde hat in der Gruppe rechts der eine Ringer seinen Feind in solcher Weise, indem er ihn um den Leib gepackt hat, in die Höhe gehoben, während dieser versucht, sich von den ihn haltenden

Armen los zu machen. Von den Ringern der andern Gruppe packt der eine mit seiner Rechten den linken Arm des Gegners und sucht ihn zugleich, indem er den Kopf über dessen linke Schulter legt, mit dem Oberkörper niederzudrücken; dieser aber legt seinen Kopf über den Rücken des andern und ergreift mit seiner Rechten den rechten Unterarm des Gegners von hinten. Der dabei stehende, reich gekleidete Jüngling von fast weiblichem Aussehen, mit Stab und Blume in den Händen, ist unerklärt. — Die gleichen Kunstgriffe und Manöver wurden auch beim wälzenden Ringen zur Anwendung gebracht. Hier kam noch hinzu, daß man vornehmlich die Beine des Gegners durch seine eigenen zu umschlingen trachtete, um denselben am Aufstehen zu verhindern. Derartige Kampfweisen oder Schemata gab es in sehr großer Zahl, alle mit besonderer Terminologie, sodaß in der That keine einzige gymnastische Übung in solcher Weise zu einer förmlichen Kunst ausgebildet erscheint, wie der Ringkampf.

Der Faustkampf, dem wir auch schon bei den Leichenspielen zu Ehren des Patroklos begegnen, wurde zwar auch in der historischen Zeit beständig geübt und gelehrt, aber als eine Kampfesart, welche nicht gerade notwendig zur gymnastischen Durchbildung eines jeden Hellenen gehörte, vielmehr wesentlich von solchen betrieben wurde, welche in den öffentlichen Spielen Preise erringen und durch ihre körperliche Gewandtheit und Stärke neben Ruhm auch Gewinn erzielen wollten. Denn so sehr wir sonst die turnerische Ausbildung der Hellenen als eine nicht bloß in physischer Hinsicht, sondern auch geistig kräftigende bezeichnen dürfen, so wäre es doch sehr verfehlt, wenn man es leugnen wollte, daß der Faustkampf, namentlich in der Gestalt, welche er im Lauf der Jahrhunderte annahm, eine Rohheit ist, und daß das Vergnügen, welches die Griechen unstreitbar am Zuschauen bei solchen wüsten Balgereien empfanden, zwar nicht ganz auf eine Stufe gestellt werden kann mit der fühllosen Grausamkeit der an Gladiatorenkämpfen und Tierhetzen sich erfreuenden Römer, aber doch in Verbindung mit einigen

Fig. 39.



Ringer.

anderen Erscheinungen (wie z. B. den früher besprochenen Hahnenkämpfen*) u. dgl.) eben auch als ein Zeichen betrachtet werden darf, daß selbst ein so hoher Grad von Bildung, wie ihn namentlich das athenische Volk des fünften Jahrhunderts unstreitig erreicht hatte, die Bestie im Menschen nicht gänzlich zu unterdrücken imstande ist. Es kann dies um so eher gesagt werden, als ja selbst unser vielgepriesenes neunzehntes Jahrhundert noch Boxen, Parforcejagden, Taubenschießen und ähnliche Sportsvergnügungen kennt.

Nun wurde freilich auch der Faustkampf, gleich dem Ringkampf, durch bestimmte Regeln der Kampfweise so ausgebildet, daß man mehr Wert auf solche kunstvolle und elegante Ausführung als auf die Beweise hervorragender Körperkräfte und roher Gewalt legte. Besonders geschickte Faustkämpfer gingen sogar mehr darauf aus, durch strengste Defensive, d. h. durch Parieren aller Schläge des Gegners vermittelst der Arme, den Feind zu ermüden und zum schließlichen Aufgeben des Kampfes zu zwingen, als denselben geradezu durch wohlgezielte Hiebe kampfunfähig zu machen; und ebenso unterschied man auch bei der Defensive zwischen regelrecht geführten Schlägen und einem wüsten Draufloshämmern, welches zwar manchmal, wenn der Angreifer über bedeutende Kräfte verfügte, ihm den Sieg, aber deshalb noch keinen Ruhm verschaffte. Nichts desto weniger waren schwere Körperverletzungen oder zum mindesten dauernde Entstellungen, vornehmlich am Kopf und Gesicht, mit dem Faustkampf unausbleiblich verbunden; und es war etwas ganz gewöhnliches, daß die Faustkämpfer gänzlich entstellte, platt geschlagene Ohren aufwiesen, dergleichen man sogar noch an einigen antiken Köpfen bemerken kann, weshalb es später auch üblich wurde, zum Schutz der Ohren besondere Binden anzulegen. Was den Faustkampf aber ganz besonders roh und unter Umständen sogar lebensgefährlich machte, das war die Sitte, sich

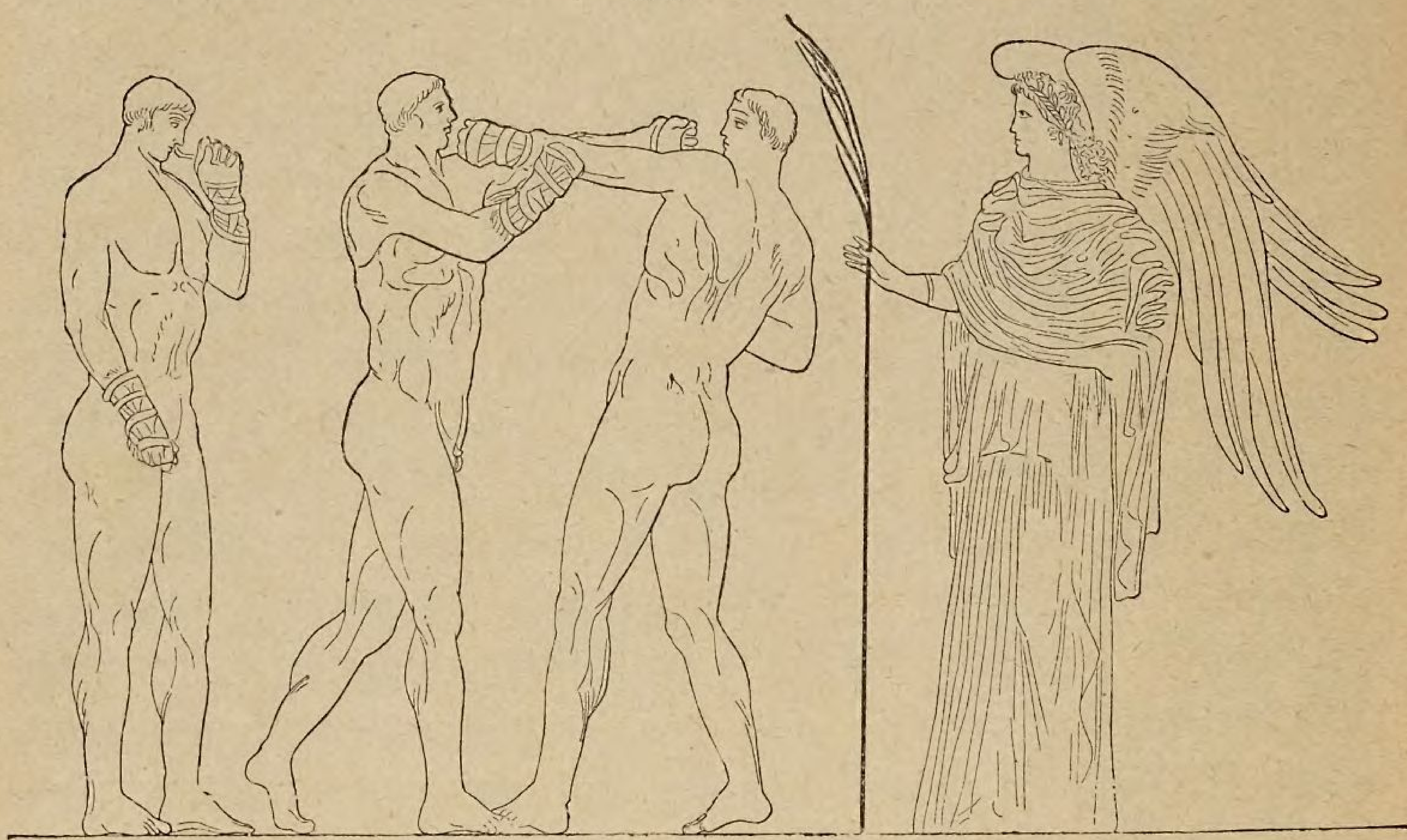
*) Oben S. 57.

dabei die Hände mit ledernen Riemen zu umwinden. Ursprünglich freilich waren diese Riemen noch verhältnismäßig unschuldig; sie bestanden aus bloßem Leder und wurden so angelegt, daß die Finger frei blieben, während die Riemen meist noch etwas über das Handgelenk hinauf gingen und einen Teil des Unterarmes mit bedeckten, natürlich ohne die Beweglichkeit des Handgelenkes zu hemmen. Aber diese mildere Form (sie hieß auch so: „die Sanften"), die immerhin schon recht beträchtliche Verletzungen zuzufügen imstande war, diente später mehr bei der Vorübung als beim ernstlichen Kampfe; für letzteren nahm man schwere Handschuhe von gehärteter Stierhaut, bei denen bleierne Buckel und dergl. im Leder befestigt waren. Welch furchtbare Wunden ein Schlag mit solchen Faustriemen zufügte, kann man sich denken; mancher alte Athlet wies einen Körper auf, welcher gleich dem eines alten Soldaten Wunde neben Wunde zeigte, und die Epigrammendichter vergleichen solche Athletenleiber scherzhaft mit durchlöcherten Sieben. Und wenn es auch verboten war, absichtlich Schläge zu führen, welche das Leben der Angegriffenen bedrohten, so kam es doch vor, wie bei dem berüchtigten Zweikampf des Kreugas und Damoxenos, daß die gegenseitige Erhitzung schließlich zur Hintansetzung der bestehenden Vorschriften führte und aus dem kunstgerechten Kampfe eine wilde Schlächterei wurde, von der sich der feiner fühlende Teil der Zuschauer mit Entrüstung abwenden mußte.

Beim Kampf stellte man sich in der Regel so auf, daß man dem Gegner nicht die volle Brust und Unterleib, sondern die Seite, und zwar in der Regel die linke, zuwandte. Die Art des Kampfes brachte es mit sich, daß ein beständiger Wechsel zwischen Angriff und Abwehr das gewöhnliche war; die auf zahlreichen Denkmälern abgebildeten Stellungen, wobei der linke Arm zur Deckung, der rechte zum Angriff ausgelegt erscheint, galt nicht bloß für die Einleitung des Kampfes, sondern mußte sich bei jeder neuen Phase des Kampfes wiederholen, nur daß bisweilen darin ein Wechsel stattfand, daß man sich des rechten Armes

zur Verteidigung, des linken zum Schlagen bediente. Auf dem Fig. 40 abgebildeten Vasengemälde sehen wir zwei, durch starke Proportionen als besonders kräftig gekennzeichnete Faustkämpfer; beide haben die Arme und Hände mit gewaltigen Riemen umwickelt. Der eine stößt mit der linken Faust seinen Gegner gerade ins Gesicht, während dieser den rechten Arm wie zur Abwehr erhebt, mit dem linken aber ebenfalls nach dem Kopf des Feindes zielt. Rechts daneben ist eine geflügelte Siegesgöttin dargestellt;

Fig. 40.

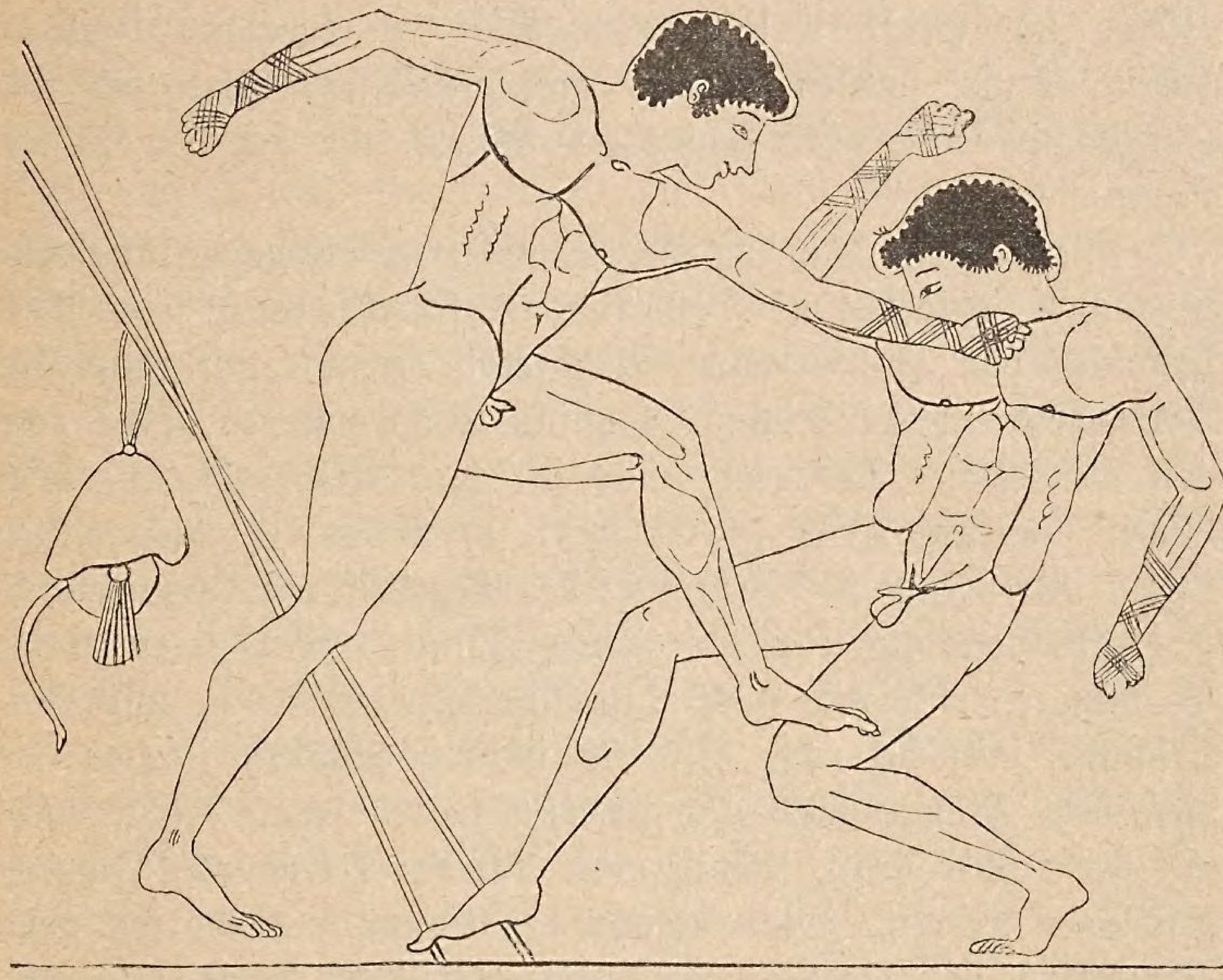


Faustkämpfer.

links ein ruhig stehender Faustkämpfer mit Schlagriemen, den linken Arm zum Kopf erhebend. In dem Vasenbilde Fig. 41 versetzt der eine der beiden, ebenfalls mit Schlagriemen bewaffneter Faustkämpfer dem andern mit der linken Faust einen so wohlgezielten Schlag vor die Brust, daß derselbe taumelt und nicht imstande ist, sich fest auf den Beinen zu halten, zumal der Gegner die Kraft seines Stoßes durch mächtigen Ansprung noch verstärkt hat. An der Seite lehnen einige Stangen (wohl Gere), sowie paläſtrische Geräte (Strigilis, Schwamm und dergl.) —

Zwei Faustkämpfer sehen wir auch auf dem oben unter Fig. 35 abgebildeten Vasengemälde. Nur hat der rechts stehende mit der linken Faust den andern so fest auf den Kopf geschlagen, daß der Getroffene, trotz des schützend vorgehaltenen linken Armes, in seiner Stellung erschüttert scheint; auf alle Fälle hat er genug, denn der erhobene Zeigefinger seiner rechten Hand deutet

Fig. 41.



Faustkämpfer.

an, daß er um Gnade bittet und sich für besiegt erklärt. Daß hier die Riemen bloß an der rechten Hand des einen Kämpfers sichtbar sind, kann nur auf einem Versehen des Vasenmalers beruhen.

Als Vorübung für den Faustkampf, namentlich zur Erlernung der hauptsächlichsten Hiebe und Ausfälle, diente die sog. Korykomachie, d. h. das Führen von Schlägen nach dem

Korykos, einem schwebend aufgehängten, mit Sand gefüllten Schlauch oder Lederball, eine Übung, die wir mehrfach auf alten Bildwerken begegnen, am deutlichsten auf der sog. ficoronischen Cista*). Diese Übung mit dem Korykos gehörte zu den stehenden, im Gymnasium vorgenommenen; denn wenn man auch den gefährlichen Kampf mit den Buckelhandschuhen den Athleten von Fach überließ, so liebte man es doch, im gewöhnlichen, harmloseren Faustkampf, bei dem man nicht gerade eingeschlagene Zähne und dergl. riskierte, die Kraft zu erproben, und in diesem Sinne müssen wir es auch auffassen, wenn wir den Faustkampf selbst unter den gymnastischen Übungen der Knaben finden.

Gleicherweise war das eben so schwierige als gefährliche, dem heroischen Zeitalter noch unbekannte Pankration, eine Verbindung von Faust- und Ringkampf, zwar auch unter die Übungen der Männer und Jünglinge aufgenommen, aber doch von wesentlicher Bedeutung nur für die Berufsathleten. Hier kamen sämtliche Teile des Körpers in Mitarbeit, hier galten Listen und schlaue Finten, welche den Gegner irre führten, ebenso sehr, als Leibesstärke und mächtige Fäuste. Man kämpfte, wie die Ringer, nackt und nach vorausgegangener Ölung und Einstäubung, aber ohne die beim Faustkampf üblichen Riemen, da diese beim Ringen hinderlich gewesen wären; auch durfte nicht mit der vollen Faust, sondern nur mit den gekrümmten Fingern geschlagen werden. Man begann den Kampf stehend, wie beim Ringkampf, und die besondere Schwierigkeit lag darin, daß jeder bei der Offensive darauf bedacht sein mußte, ebenso die Umschlingung des andern zu vermeiden, wie einen unerwarteten Faustschlag desselben zu parieren. Das Austeilen von Hieben fand wohl auch nicht bloß beim stehenden Kampf, sondern auch beim Wälzen statt; wie man denn beim Pankration in noch höherem Grade als bei den Einzelkämpfen des Ringens und

*) Vgl. Kunstgew. im Altert. I, 249 und Fig. 79.

des Faustkampfes auch von den Füßen zum Schlagen und Stoßen Gebrauch machte, die Hände des Gegners zu verdrehen oder ihm die Finger zu brechen suchte, da es ja vor allem darauf ankam, ihn kampfunfähig zu machen. Es ist daher begreiflich, daß in der eigentlichen Athletik das Pankration für die Krone unter allen Kampfarten betrachtet wurde.

Ganz anderer Art war eine zweite zusammengesetzte Übung, das Pentathlon oder der Fünfkampf.*) Während beim Pankration die beiden Kampfarten des Ring- und des Faustkampfes ineinander verschmolzen waren, bestand der Fünfkampf darin, daß die Übung des Sprunges, Laufes, Diskoswurfes, Speerwurfes und Ringkampfes von einer Anzahl von Wettkämpfern in bestimmter Reihenfolge hintereinander vorgenommen wurden, und daß derjenige, welcher sich dabei in allen tüchtig, in gewissen aber als erster gezeigt hatte, als Sieger im Pentathlon den Preis erhielt. Obgleich die Zusammenstellung dieser fünf Übungen wesentlich für die öffentlichen Spiele berechnet war, lag darin doch eine tiefere pädagogische Bedeutung; denn indem hierbei leichtere und schwerere Kampfarten verbunden waren, solche, welche mehr Gewandtheit erforderten, mit solchen, bei denen die Körperkraft vornehmlich den Ausschlag gab, war gerade das Pentathlon dazu geeignet, den Körper harmonisch durchzubilden und vor virtuosenhafter Bevorzugung einer einzelnen Seite der Gymnastik zum Nachteil der anderen zu bewahren; daher denn auch schon bei den Übungen der Knaben der Fünfkampf eingeführt war. In welcher Weise nun beim Pentathlon verfahren wurde, d. h. in welcher Reihenfolge die einzelnen Kämpfe aufeinander folgten und unter welchen Bedingungen ein Kämpfer schließlich als Sieger hervorging, darüber haben wir keine bestimmt lautenden Angaben aus dem Altertum erhalten, und die Hypothesen der Neueren gehen in dieser Be-

*) Vgl. Ed. Pinder, Über den Fünfkampf der Hellenen. Berlin 1867. Neusterdings H. Marquardt, Zum Pentathlon der Hellenen. Progr. von Güstrow 1886, mit unhaltbaren Hypothesen.

ziehung sehr auseinander. Die Feststellung dieser fraglichen Punkte wird besonders dadurch erschwert, daß zwar bei den vier ersten Kampfarten an und für sich eine beliebig große Anzahl von Kämpfern sich beteiligen konnte, hingegen der Ringkampf, der der Natur der Sache nach der letzte sein mußte, lediglich von zwei Preisbewerbern vorgenommen werden konnte; man muß also annehmen, daß die Einrichtung des Wettkampfes eine derartige war, daß für den letzten Kampf bloß noch zwei Teilnehmer übrig bleiben. Vermutlich begann man mit dem Lauf, zu welchem eine beliebige, wenn auch immerhin nicht zu große Zahl von Bewerbern (bei größerer Beteiligung wird man wohl mehrere Serien von Kämpfern ausgelost haben) antreten konnten. Die fünf besten Läufer traten dann zur zweiten Übung, vielleicht dem Speerwurf, zusammen; darauf schied der schlechteste aus diesen fünf aus und die übrig bleibenden vier machten die dritte Übung, den Sprung, zusammen; die drei besten Springer warfen sodann den Diskos, und die beiden besten Diskoswerfer rangen schließlich im Ringkampf um die Palme. Mag nun die Anordnung so oder ähnlich gewesen sein, immer konnte es möglicherweise vorkommen, daß jemand, welcher in keinem der vier ersten Kämpfe erster Sieger geworden war, schließlich doch den Sieg davontrug; aber dem Unrecht, das dadurch einem anderen hätte zugefügt werden können, war in der Weise vorgebeugt, daß wenn jemand in den drei ersten Kämpfen oder in dreien unter den vier ersten der erste Sieger geworden war, die beiden letzten resp. der letzte Kampf dahinfiel und jener der Sieger im Pentathlon war. Der schließliche Ringkampf trat also nur dann ein, wenn nach dem vierten Kampf der Sieg noch unentschieden, d. h. von den beiden übrig bleibenden besten Diskoswerfern keiner ein dreimaliger erster Sieger war. So konnte es wohl vorkommen, daß einer, welcher in den drei ersten Kämpfen zweimal erster und einmal zweiter Sieger geworden war, beim vierten Kampfe austreten mußte und daß ein anderer den Sieg gewann, welcher niemals erster Sieger geworden war,

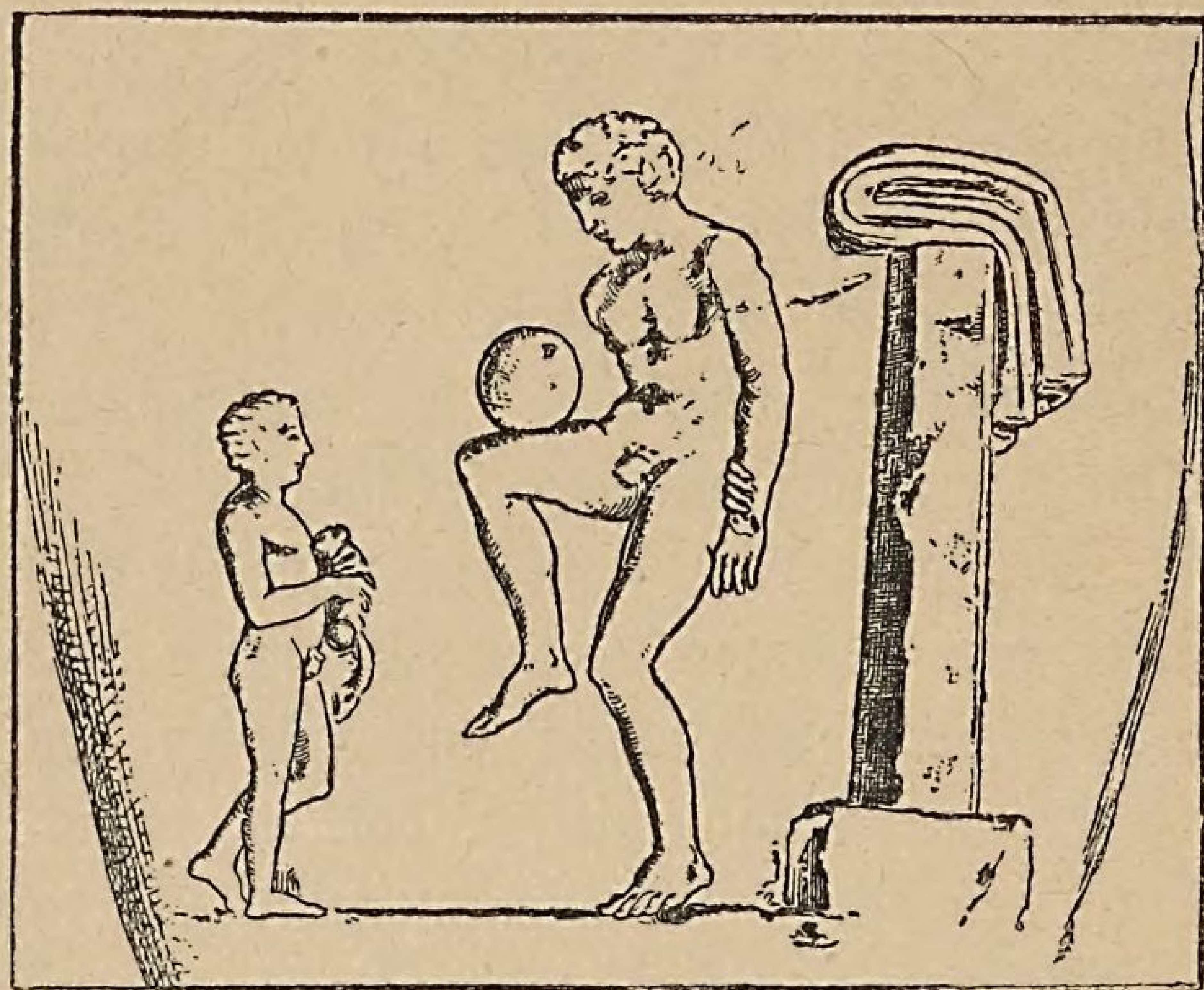
außer zuletzt; aber man muß gegen diese scheinbare Ungerechtigkeit doch in Anschlag bringen, daß teils gerade die letzte Übung die schwierigste war, während bei den ersten eine gewisse Normalleistung schon bei jedem zum Pentathlon antretenden Kämpfer vorausgesetzt werden muß, teils es doch auch kein kleines Verdienst war, in allen fünf Übungen, wenn auch nur in einer oder zweien als erster Sieger, seinen Platz unter den Siegern zu behaupten. — Das sind, wie wir noch ausdrücklich hervorzuheben nicht unterlassen wollen, freilich lediglich Hypothesen; aber Sicherheit ist in dieser Frage mit dem bisher vorliegenden Material nicht zu erreichen.

Eine Anzahl anderer gymnastischer Übungen hatte mehr Bedeutung für den Turnplatz, als für die Kampfspiele. Als solche gymnastische Übungen, die lediglich als Vorbereitung für ernstere Aufgaben galten, haben wir schon die mit den Haltēren sowie die Korykomachie angeführt. Andere haben in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit unseren Freiübungen; so z. B. das namentlich in Sparta beliebte, dort auch von Mädchen betriebene Anfersen, ferner das Bewegen der ausgestreckten Arme nach vorn und nach hinten bei Zehenstand; das Hüpfen am Platz auf einem Bein oder mit Beinwechsel u. dgl. m. Auch das Ballspiel gehörte zu den einen halbgymnastischen Charakter tragenden Spielen, wie ja auch bei uns der Ball bei den Turnspielen eine Rolle spielt; ebenso ist das Seilziehen eine bereits im Altertum beliebte turnerische Belustigung, doch bleibt das Ballspiel das ganze Altertum hindurch weitaus am beliebtesten und wurde in den Gymnasien und Palaestren zur Erholung von den gymnastischen Übungen an besonders dafür bestimmten Plätzen gespielt, wie später in den Bädern oder Thermen regelmäßig auch ein für das Ballspiel bestimmter Raum da war. Derartige Beschäftigungen, welche die Mitte zwischen ernster Übung und frohem Spiele halten, werden uns noch mehrere bei den alten Schriftstellern genannt; daß außerdem noch manches andere vorgekommen sein muß, worüber uns nichts über-

liefert ist, kann unter anderem auch das hier Fig. 42 abgebildete Relief lehren, auf welchem offenbar eine Übung mit einem großen festen Ball oder einer Kugel dargestellt ist, wobei es galt, die in die Luft geworfene Kugel mit dem Oberschenkel aufzufangen und vielleicht damit aufs neue in die Luft zu schleudern.

Andererseits wurden auch manche Übungen, welche mehr militärischen Charakter trugen, auf den Turnplätzen vorgenommen. Außer dem Speerwerfen, welches ganz als gymnastische Übung

Fig. 42.



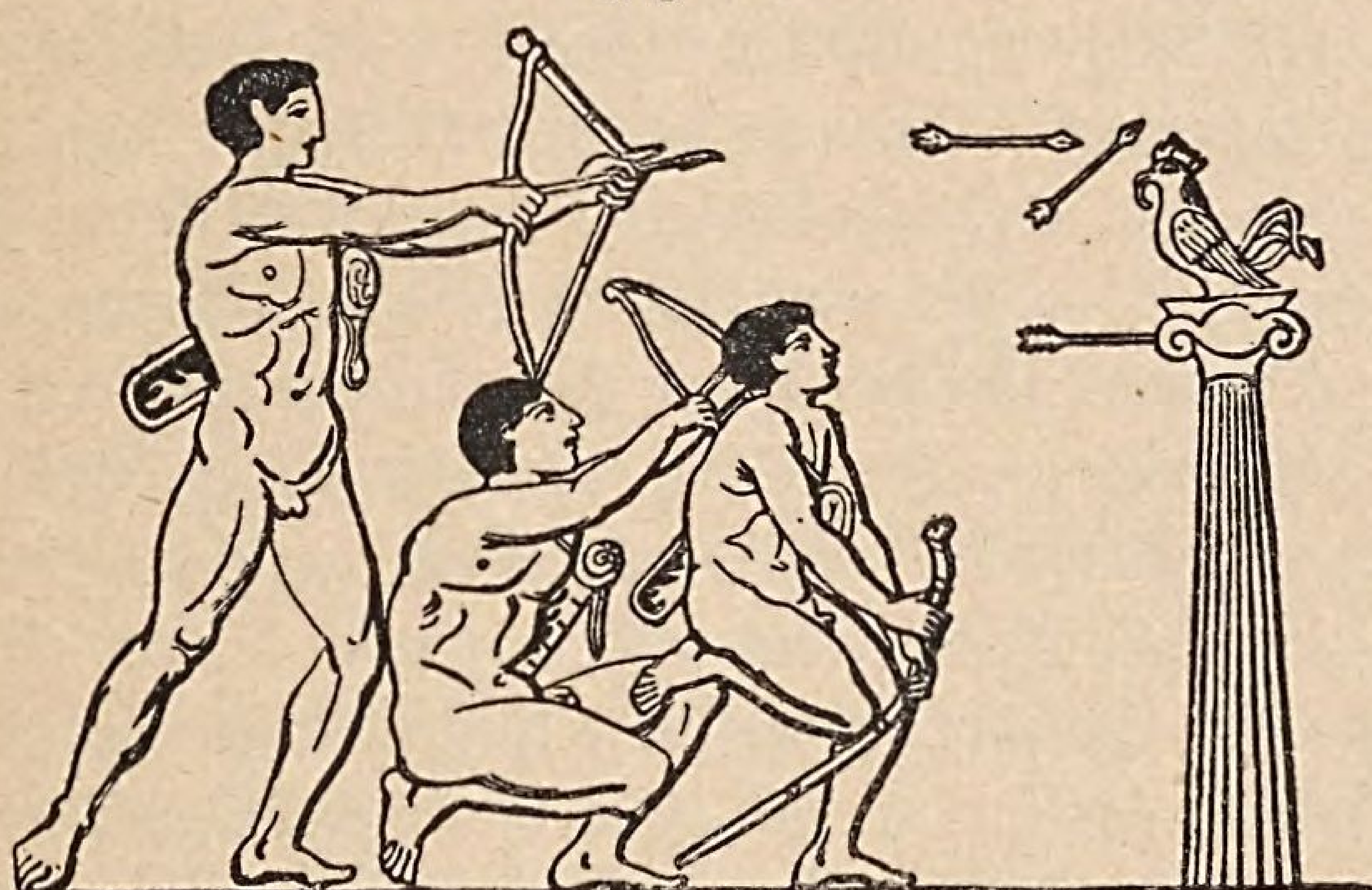
Gymnastische Übung mit einer Kugel.

betrachtet wurde und ja auch einen Teil der Agonistik bildete, haben wir da ganz besonders noch des Bogenschießens zu gedenken, welches in der Diadochenzeit, wie wir früher erwähnten*), sogar in den Erziehungsplan der attischen Epheben Aufnahme gefunden hatte, wie das bei den Kretern, welche von jeher als tüchtige Bogenschützen berühmt waren, zur Zeit Platos und jedenfalls auch schon früher der Fall war. Man bediente sich dabei des von Horn oder hartem Holz gefertigten

*) Bd. I. S. 139.

Bogens in seinen beiden Formen: sowohl in der namentlich im Orient üblichen, aber schon bei Homer beschriebenen Gestalt, wobei zwei hörnerartig gebogene Enden durch ein gerades Mittelstück verbunden sind, als in der einfacheren Form, wobei der ganze Bogen aus einem, in nicht gespanntem Zustande nur wenig gekrümmten Stücke elastischen Holzes besteht, welches bei der Spannung nahezu Halbkreisform annimmt. Die Sehne war für gewöhnlich, wenn der Bogen nicht gebraucht wurde, nur an einem Ende desselben befestigt; bevor man schoß, wurde sie vermittelst des an ihrem Ende angebrachten Ringes oder Öse an

Fig. 43.



Übung im Bogenschießen.

den am anderen Ende des Bogens angebrachten Haken angehängt, indem man mit Aufwendung einer meist schon ziemlich beträchtlichen Kraft den Bogen so weit zusammenbiegen mußte, daß die Befestigung der Sehne möglich war. Beim Schießen selbst zog man den mit einer Kerbe auf die Sehne gelegten, befiederten Pfeil nebst der Sehne zurück, nach der Brust zu, indem man mit der linken Hand den Bogen selbst festhielt. Eine Übung im Bogenschießen zeigt das hier Fig. 43 abgebildete Vasengemälde. Als Scheibe dient hier die auf eine Säule gestellte, jedenfalls aus Holz geschnitzte Figur eines Hahnes; von

den drei sich übenden Jünglingen schießt der eine im Stehen, der zweite im Knieen, nach der gewöhnlichen Stellung der Bogenschützen, während der dritte erst im Begriff steht, seinen Bogen mit aufgestemmtem Knie zu spannen. Alle drei bedienen sich der zweitbeschriebenen Form des Bogens. Die große Nähe, in der sich die Schützen von ihrem Ziele befinden, ist natürlich ebenso nur künstlerische Freiheit, wie die Pfeile, die noch fliegen, während die beiden Schützen doch bereits wieder neue Pfeile abzusenden im Begriffe stehen.

Wir haben im Vorhergehenden mehrfach Veranlassung gehabt, auf den Gegensatz zwischen der gymnastischen Ausbildung der Epheben sowie der zur Kräftigung des Körpers fortgesetzten Übungen der Männer und der berufsmäßigen Gymnastik der Athleten hinzuweisen; es ist daher am Platze, daß wir über die Bedeutung der letzteren sowie über ihre Ausbildung hier auch einiges bemerken. — Je mehr durch das Überhandnehmen der öffentlichen Spiele und durch den Ruhm, welcher mit dem in solchen Spielen errungenen Siege verbunden war, das Streben ehrgeiziger Jünglinge und Männer darauf gerichtet war, sich in den gymnastischen Agonen einen Kranz und damit ebenso für sich selbst als für ihre Vaterstadt unsterblichen Ruhm zu erwerben, destomehr fing es an üblich zu werden, daß besonders starke und gewandte Agonisten, wie man im allgemeinen die Teilnehmer an solchen gymnastischen Agonen oder Wettkämpfen nennt, die Ausbildung des Körpers für diese turnerischen Kampfarten zu ihrer Lebensaufgabe machten, um durch beständige Übung, durch eine ganz besonders auf Steigerung der Kräfte berechnete Diät und Lebensweise es zum höchsten Virtuosentum auf diesem Gebiet und dadurch zur sicheren Hoffnung auf Sieg zu bringen. So wurde die Agonistik, welche ursprünglich nichts als eine kunstmäßige Ausbildung gymnastischer Fertigkeiten behufs Tüchtigkeit in den großen Festspielen gewesen war, zu einer handwerksmäßigen Technik, und diejenigen, welche sich diesem Lebensberufe widmeten, wurden speziell Athleten genannt. Damit, daß

die Athletik ein Beruf, eine gewerbsmäßige Thätigkeit wurde, hörte sie freilich auf, eine, eines freien und edlen Mannes würdige Beschäftigung zu bilden; und es ist daher begreiflich, daß sie in Sparta, wo man am strengsten über jeden mit Gelderwerb verbundenen Beruf dachte, gar keinen Boden fand, und daß auch anderwärts wesentlich nur Männer aus niederem Stande es waren, welche sich ihr widmeten, so sehr es auch für einen ruhmbegierigen Jüngling verlockend erscheinen mochte, neben den materiellen Vorteilen, welche die Sieger in den Kampfspielen genossen, auch an jenen überschwänglichen Ehren, mit welchen dieselben ausgezeichnet zu werden pflegten, Anteil zu haben.

Ihre Ausbildung erhielten die Athleten durch den Gymnasten, welcher daher wohl zu unterscheiden ist von dem früher besprochenen Paedotriben*), dem Turnlehrer der Knaben. Der Gymnast unterrichtete seine Schüler in den höheren Stufen der Gymnastik, übte beständig mit ihnen und begleitete sie auch wohl zu den Festspielen, um bis zum letzten Augenblicke sie schulen zu können, da der Sieg des Schülers ja auch für den Lehrer ehrenvoll und gewinnbringend war. Die Übungen geschahen wahrscheinlich in den, den Gymnasten gehörigen Gymnasien oder auf den öffentlichen Turnplätzen und bestanden nicht bloß in einer methodischen Steigerung der gewöhnlichen gymnastischen Kampfarten bis zu den höchsten Leistungen, sondern auch in Vornahme von allerlei sonst nicht gebräuchlichen Vorübungen, soweit solche geeignet waren, den Körper zu stählen oder die Glieder geschmeidiger zu machen. Hand in Hand mit dem gymnastischen Unterricht ging, wie schon angedeutet, eine ganz besonders sorgfältig beobachtete Lebensweise und diätetisches Verhalten, worüber namentlich der Aleiptes, dessen halbmedizinische Kenntnisse schon vorher erwähnt wurden, zu wachen hatte. Diese Diät wurde teils überhaupt für gewöhnlich inne gehalten, teils

---

*) Vgl. Bd. I. S. 131.

namentlich ganz besonders streng, wenn die Spiele, bei denen ein Athlet auftreten sollte, herannahten. In älterer Zeit galten als Hauptnahrung der Athleten frischer Käse, getrocknete Feigen und Weizenbrei, später aber ging man von dieser vegetarianischen zur Fleischkost über, und zwar genoß man vornehmlich das Fleisch von Rindern, Schweinen und Ziegen. Brot durfte nicht zum Fleisch genossen werden, sondern wurde zum Frühstück gegessen, während das Fleisch die Hauptmahlzeit bildete; Kuchenware war ganz verboten, Wein nur in mäßigen Quantitäten erlaubt. Zu dieser, dem Athleten das ganze Jahr vorgeschriebenen Ernährungsweise trat nun aber zuweilen, und zwar ganz besonders als Vorbereitung auf die Spiele, eine über drei Vierteljahre dauernde und mit strenger Enthaltung von geschlechtlichem Umgang verbundene Zwangsdiät hinzu, welche darin bestand, daß die Athleten täglich nach Beendigung ihrer Übungen eine außerordentlich große Menge der ihnen erlaubten Speisen zu sich nehmen mußten, welche sie dann in tiefem und langausgedehntem Schlummer verdauten. Durch stufenweise Steigerung der Portionen erreichte man es, daß ein Athlet schließlich ganz ungeheuere Mengen von Fleisch zu vertilgen imstande war und der Genuß derartiger Massen schließlich zur Gewohnheit, ja zur Notwendigkeit wurde. Dadurch erreichte man freilich nicht gerade Stählung der Muskeln, wohl aber eine, auch in den antiken Abbildungen häufig deutlich erkennbare Fleischfülle, welche bei manchen Kampfarten, namentlich beim Ringkampf und beim Pankration, von Vorteil sein konnte, da man damit den Gegner leichter niederzudrücken und zu ermüden imstande war; andererseits aber war diese künstlich erzeugte Körperfülle auch sehr ungesund, und es ist begreiflich, daß solche gemästete Athleten leicht zu allerlei Erkrankungen, namentlich aber zu Schlagflüssen neigten.

Es ist bei der geschilderten Ausbildung und Lebensweise der Athleten selbstverständlich, daß dieselben nicht für alle Arten der gymnastischen Kämpfe geeignet waren. Zum Laufen und Springen

wurde man durch solche Diät und bei derartiger Körperbeschaffenheit nicht tüchtig gemacht; Ring- und Faustkampf und Pankration waren das Hauptgebiet der Athleten, und diese Kampfarten sind es daher auch, in denen die berühmtesten Athleten des Altertums, deren Namen uns aufbewahrt sind, ein Milon, Polydamas, Glaukos und wie sie sonst hießen, sich ganz besonders auszeichneten. Ihre Belohnungen waren sehr mannigfaltiger Art. Den olympischen Siegern durfte bekanntlich im Hain Altis in Olympia auf eigene Kosten oder auf die ihrer Verwandten, an deren Stelle bisweilen der Staat, dem der Sieger angehörte, trat, eine Bildsäule gesetzt werden; aber auch daheim wurde ihnen nicht selten die gleiche Ehre einer öffentlichen Statue zu teil. Bei ihrer Rückkehr von den Festspielen hielten sie einen feierlichen Einzug in die Vaterstadt, bekleidet mit dem Purpurgewande, auf einem von vier weißen Rossen gezogenen Wagen, von Freunden und Verwandten und von einer jubelnden Volksmenge begleitet; ja es war alter Brauch, vorher ein Stück der Stadtmauer niederzureißen, um damit anzudeuten, daß eine Stadt, welche solche Bürger hervorbringe, keiner Mauern zu ihrer Verteidigung bedürfe. Dann folgte ein Siegesmahl, bei welchem Hymnen zu Ehren des Siegers erschallten. Aber es fehlte auch nicht an klingender Belohnung. In Athen erhielt seit Solons Zeit der Sieger in den olympischen Spielen 500 Drachmen, ein Sieger in einem der drei anderen großen Nationalspiele 100 Drachmen ausgezahlt; ja später wurde ihnen sogar die tägliche Speisung im Prytaneion und die Ehre der Proëdrie (das Recht, im Theater auf den vordersten Bänken Platz zu nehmen) zu teil. Dazu kam, daß die meisten Berufsathleten, wenn sie vorsichtig lebten und sich vor allen Ausschreitungen und Übertretungen ihrer gewöhnten Diät und Lebensweise in Acht nahmen, oft ziemlich lang, 30 Jahre und darüber, aufzutreten imstande waren und daher Ehren auf Ehren und Belohnung auf Belohnung häuften. Von der rückhaltlosen Bewunderung, welche die große Menge

und namentlich die durch Kraftleistungen so leicht zu gewinnende Jugend diesen Kämpfern, welche uns heutzutage eigentlich nur als recht rohe Klopffechter erscheinen, entgegenbrachte, sticht freilich sehr das Urteil ab, welches die Männer von wahrer Geistesbildung, namentlich die Philosophen, über sie fällten. Man tadelte mit Recht, daß jene einseitige Ausbildung des Körpers eine für den Staat völlig nutzlose sei, da die Athleten eben nur für ihr Fach tüchtig, aber zur Ertragung von Strapazen und für den Kriegsdienst völlig ungeeignet waren; man hob hervor, daß jene nur auf Erhöhung der Körperkraft ausgehende Lebensweise den Geist abstumpfte und daß daher die Athleten ebenso für politische Wirksamkeit als für jede höhere geistige Thätigkeit überhaupt ganz und gar untauglich waren. Einsichtige Pädagogen verwarfen daher die athletische Erziehung, von welcher auch die großen Krieger und Staatsmänner der Hellenen immer gering gedacht haben.

IX.

Musik und Orchestik.

Obgleich es begreiflicherweise nicht unsere Absicht sein kann, hier irgendwie näher auf die Geschichte und Theorie der alten Musik einzutreten, so müssen wir doch das, was wir im ersten Teil*) gelegentlich der Jugenderziehung über den Unterricht in der Musik gesagt haben, hier ergänzen, indem wir das Wesentlichste bemerken über diejenigen Zweige der Musik, welche vornehmlich gepflegt wurden, über die verschiedenen in Griechenland üblichen Instrumente und die Art ihrer Anwendung. Wir übergehen dabei die Vokalmusik, welche ja auch für sich allein, ohne Instrumentalbegleitung, im Altertum keine Rolle spielte, und

*) S. 126 ff.

deren Bedeutung in der Lyrik und im Drama darzulegen unserer Aufgabe fern liegt.

Weitaus die größte Verbreitung im Hausgebrauch und im täglichen Leben hatten die Saiteninstrumente*), schon deswegen, weil sie sich nicht nur ebenso gut zum Solovortrag wie zur Begleitung des Gesanges eigneten, sondern weil es bei ihnen auch möglich war, daß der Rezitierende oder Singende sich selbst begleitete, was bei den Blasinstrumenten nicht angeht. Die in Griechenland üblichen Saiteninstrumente wurden sämtlich nur durch Schlagen oder Greifen, nicht aber durch Streichen mit dem Bogen gespielt; ob überhaupt Streichinstrumente dem Altertum, speziell den Ägyptern, bekannt waren, ist eine streitige Sache, dem klassischen Altertum aber waren sie auf jeden Fall fremd. Unter den mannigfaltigen Arten der Saiteninstrumente, welche in Griechenland teils seit ältester Zeit heimisch, teils von fremd her, vom Orient und aus Ägypten eingeführt waren, sind es aber nur zwei, welche im Jugendunterricht und im Leben wirkliche Bedeutung erlangt haben: die technisch sehr nahe verwandten und wesentlich nur durch die Klangwirkung sich unterscheidenden Instrumente der Lyra und der Kithara. Das einfachere und wahrscheinlich auch ältere von beiden ist die Lyra, nach griechischem Mythus eine Erfindung des Hermes, welcher aus der Schale einer Schildkröte, indem er dieselbe als Resonanzboden benutzte und Saiten darüber spannte, die erste Lyra konstruiert haben sollte. Auch später noch scheint man in der That Schildkrötenschalen in dieser Weise beim Bau der Lyren verwandt zu haben, und auf Kunstdarstellungen, namentlich auf Vasenbildern (vgl. die Schale des Duris mit Darstellung attischen Schulunterrichts),**) erkennt man deutlich die bunte Zeichnung des Schildkrots an der Außenseite des Instrumentes. Aber gewöhn-

*) Vgl. K. v. Jan, Die griechischen Saiteninstrumente. Programm des Lyceums von Saargemünd. Leipzig 1882. Gevaert, Histoire et théorie de la musique dans l'antiqu. Vol. II (1881)p, 241 ff.

**) Bd. I, S. 120 Fig. 75.

licher wird es gewesen sein, wofür auch deutliche Spuren vorliegen, daß man den Resonanzboden aus Holz machte und denselben nur äußerlich zur Verzierung mit Schildkrot oder auch mit andern verschönernden Materialien belegte oder inkrustierte; bei den Schriftstellern wird als Material für Lyren namentlich Buchsbaum und Steineiche erwähnt, sowie Elfenbein, letzteres wohl lediglich zur Verzierung dienend*). Im homerischen Hymnus auf Hermes, in welchem die Erfindung der Lyra durch den Gott etwas eingehender beschrieben wird, schneidet Hermes Stäbchen aus Rohr, welche er rostartig in die Schale einfügt und mit Stierhaut bespannt, um auf diese Weise die notwendige Schalldecke zum Resonanzboden zu gewinnen. Solches Verfahren war späterhin wohl nicht gebräuchlich; da das gewöhnliche Material für den Schallboden jedenfalls Holz war, so wurde sicherlich auch die Schalldecke daraus hergestellt. Die Gestalt des Resonanzbodens aber blieb stets die gleiche, daß derselbe nämlich auf der äußern Seite eine mäßig hohe Ausbauchung hatte, auf der innern Seite dagegen, an welcher sich die Saiten befanden, eine ebene Fläche bildete. In diesen Resonanzboden nun greifen zwei Arme ein, die auf den griechischen Denkmälern fast durchweg als einfach gebogene Holzstäbe dargestellt sind, die auf der innern Seite des Schallkastens befestigt erscheinen; doch scheint der später, namentlich in der alexandrinischen und römischen Zeit sehr gewöhnliche Brauch, diese Arme nicht nur hornartig zu gestalten, sondern auch wirklich aus Hörnern von Gemsen, Gazellen u. dergl. zu fertigen, auch für die ältere griechische Zeit bereits vorausgesetzt werden zu müssen.

An ihren obern Enden waren die beiden Arme, welche auch geradezu Hörner genannt werden, durch einen Querstab, Joch genannt, welcher in der Regel aus hartem Holz gefertigt war, verbunden, und an dieses Joch die aus Schafsdärmen ge-

---

*) Vgl. Kunstgew. im Altert. II, 166 fg. und die vermutlich für eine Lyra bestimmten Fourniere, ebd. Bd. I, Fig. 84—87 (die jedoch nicht, wie dort angegeben, aus Buchsbaum, sondern aus Elfenbein sein sollen).

fertigten Saiten gespannt. Die Lyra hatte deren in der Regel sieben, sämtlich von gleicher Länge, wie das auch bei der Kithar der Fall ist. Dieselben gingen, wie man auf den Lyren der Durisschale (s. oben) deutlich sehen kann, unten über einen, auf der flachen Schalldecke des Resonanzbodens angebrachten Steg aus Rohr hinweg und waren dann einzeln, wahrscheinlich an einem viereckigen Brettchen, wie wir es z. B. auf der an der Wand hängenden Lyra der Durisschale sehen, befestigt; vermutlich ließ sich dies Brettchen aus der Schalldecke herausnehmen, damit die Möglichkeit gegeben war, beim Springen einer Saite den Schaden ohne Schwierigkeit zu reparieren. Am Joch aber wurden die Saiten mitunter, wie wenigstens die Abbildungen zeigen, einfach angebunden; da jedoch bei diesem primitiven Verfahren ein Stimmen der Saiten unmöglich war, so darf man in der Regel eine andere Vorrichtung voraussetzen, über welche freilich sowohl die Schriftsteller als die Denkmäler nur mangelhafte Auskunft erteilen. Auf den Lyren der Durisschale wie auch auf andern Darstellungen von Saiteninstrumenten erkennt man am obern Ende der Saiten Wülste von länglicher Form, welche anderwärts mehr die Form von Ringen oder Scheiben haben, auch wohl einen Winkel zu den aufgespannten Saiten bilden. v. Jan vermutet nach alten Schriftstellen und unter Vergleichung entsprechender Vorrichtungen an nubischen Saiteninstrumenten, daß man sich diese Wülste aus dicker Haut oder Schwarte vom Nacken von Rindern oder Schafen zu denken habe; man packte die Saiten in diese klebrigen Hüllen ein, wand sie nebst den sie umhüllenden Wülsten um den Querstab der Lyra, bis sie die richtige Stimmung erlangt hatten, und leimte sie alsdann durch festes Zusammendrücken jenes Schwartenwulstes in der gewünschten Lage fest. Diese rohe Art der Befestigung, welche doch auch nur ein sehr oberflächliches Stimmen der Saiten ermöglichen konnte, muß uns immerhin recht bedenklich erscheinen; außerdem macht v. Jan selbst auf eine an den Bildwerken zu beobachtende anderweitige und viel kunstvollere Einrichtung auf-

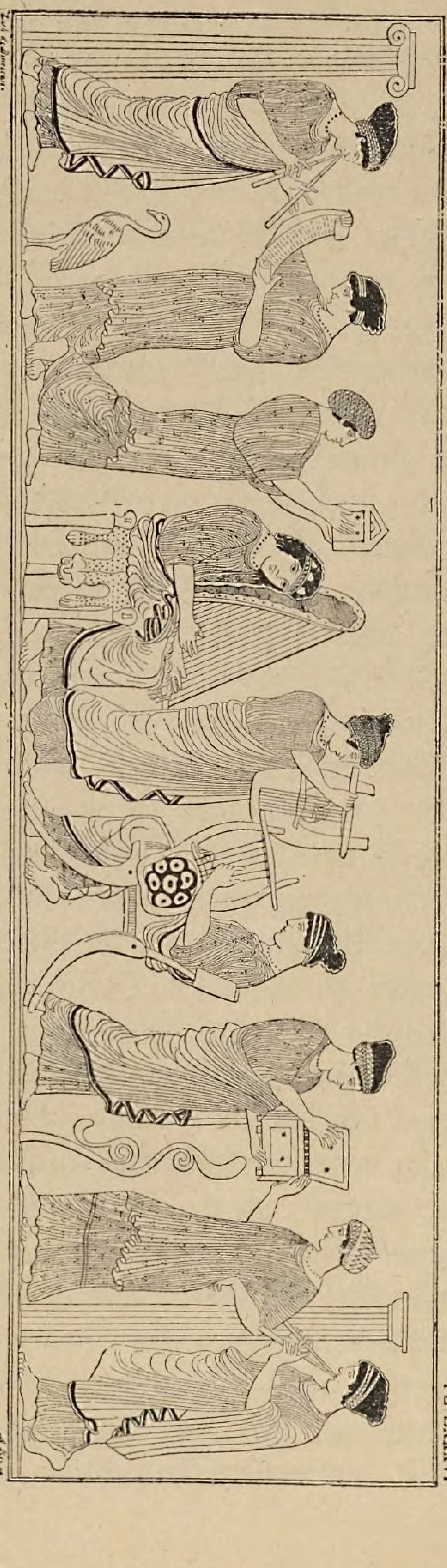


Fig. 44.

Musizierende Frauen.

merksam, für welche jedoch die geeignete Deutung noch nicht gefunden ist. Endlich scheint es noch eine dritte Art der Befestigung gegeben zu haben, daß nämlich das ganze Joch in ebenso viele einzelne, durch Zapfen ineinander passende kleine Rollen zerfiel, als Saiten da waren, so daß also jede Saite gewissermaßen ihr eigenes Joch hatte, durch dessen Anziehung sie gestimmt werden konnte, ohne daß an dieser Drehung die übrigen Saiten teilnahmen. Nähere Details über die Konstruktion sind uns freilich ebenfalls unbekannt.

Auf dem in Figur 44 abgebildeten Vasenbilde, welches uns eine Anzahl musizierender Frauen (Musen?) vorführt, spielt die eine, welche bequem in ihrer Kathedra zurückgelehnt sitzt, auf der (hier sechssaitig dargestellten) Lyra; die vor ihr stehende da-

gegen steht im Begriff, wie es scheint, die Saiten ihrer Kithara zu stimmen. Die Kithara nun unterscheidet sich von der Lyra wesentlich durch die Beschaffenheit und Form des Schallkastens. Dies vornehmlich aus Holz hergestellte, vielfach kunstreich verzierte und mit kostbaren Materialien, edeln Steinen u. dgl. ausgelegte Gehäuse ist zunächst schon ungleich größer und gewölbter, als der Resonanzboden der Lyra, mit unten meist geradlinigem Abschluß, vielfach auch mit Schalllöchern versehen (dergleichen lassen sich, aber seltener, auch an Lyren nachweisen); sodann aber sind auch die Arme der Kithara bei weitem breiter und eckiger, als die der Lyra, und scheinen außerdem, indem sie ebenfalls hohl waren, mit zur Verstärkung der Resonanz gedient zu haben. An manchen Instrumenten ist es ersichtlich, daß der Resonanzboden und die daraus hervorkommenden Arme aus einem Stücke gearbeitet sind und demnach die Höhlungen miteinander in Verbindung stehen; bei andern sind die Arme anders gefärbt, als der Schallkasten (meist weiß, was auf Elfenbein deuten würde), doch darf man daraus wohl nicht von vornherein schließen, daß hier eine besondere Konstruktion vorliegt, da möglicherweise die abweichende Färbung nur die äußerliche Verzierung oder Inkrustation der Arme, nicht aber ein anderes Material des zu Grunde liegenden Körpers selbst andeuten soll. Die Arme zeigen meist eine etwas gebogene Gestalt, aber so, daß sie sich oben wieder mehr nähern; das Instrument in Fig. 44 gehört zu den einfachsten, da die Arme ganz glatt sind, dagegen sehen wir in anderen Exemplaren oft reichlich Schnitzwerk angebracht.*) Das die beiden Arme verbindende Joch ist entweder ein einfacher Querstab, wie bei der Lyra (s. Fig. 44), oder derselbe ist an seinen, über die Arme hinausragenden Enden noch mit soliden Griffen oder Kurbeln versehen, welche vermutlich das Drehen erleichtern sollten. Die Zahl der Saiten war bei der Kithara anfänglich eine beschränkte gewesen; sieben war auch hier ur-

*) Vgl. Kunstgewerbe im Altert. Bd. II, Fig. 84.

sprünglich das gewöhnliche, und diese Zahl wurde in Sparta sogar gesetzmäßig festgehalten, wogegen man andernorts zu 9, 10 oder 11 Seiten fortschritt. Über ihre Befestigung am Joch und am Schallkasten können wir aus den Schriftquellen und Abbildungen ebensowenig bestimmte Einzelheiten entnehmen, wie dies betreffs der Lyra der Fall ist; Abbildungen aus römischer Zeit sind in dieser Hinsicht allerdings deutlicher, dürfen aber von uns hier nicht als Beleg herangezogen werden.

Die Lyra wurde in der Regel beim Sitzen gespielt, und zwar so, daß man das leichte Instrument, wie wir es auf der Durisschale und in Fig. 44 sehen, an den linken Oberschenkel stemmte und auf dem Sitzbrett des Stuhles aufliegen ließ; dagegen spielte man die Kithara stehend, und es war daher notwendig, daß man das beträchtlich schwere Instrument an einem Bande um die Brust trug, welches Tragband zwar nur selten auf den Bildwerken dargestellt ist, aber doch überall als vorhanden vorausgesetzt werden muß, da bei der Art, wie die Saiteninstrumente gespielt wurden, keine Hand zum Tragen derselben frei ist. Man spielte nämlich Lyra wie Kithara so, daß man mit der Linken von außen die Saiten griff, dagegen von innen mit einem in der Rechten gehaltenen Schlaginstrument, dem sog. Plektron, welches aus Holz, Elfenbein, Halbedelstein u. dgl. hergestellt wurde, sie schlug; dies Plektron pflegte (vgl. die mehrerwähnte Durisschale) mit einer Schnur an dem Instrument angebunden zu sein. Nun finden wir freilich auch Ausnahmen von dieser Spielweise; so sehen wir, daß die Frau in Fig. 44 allem Anschein nach nicht das Plektron hält, sondern mit beiden Händen in die Saiten der Lyra greift; und andrerseits kam es auch vor, daß man sich der linken Hand und des in der Rechten gehaltenen Plektrons nicht gleichzeitig, sondern abwechselnd bediente. So sehen wir z. B. auf der Durisschale, daß sowohl Lehrer als Schüler nur Griffe mit der linken Hand machen, dagegen das Plektron ruhen lassen. Die Befestigung des Plektrons an dem Instrument hatte also den praktischen Zweck, daß man

jeden Augenblick vom Spiel mit dem Plektron zu dem mit den Fingern der rechten Hand übergehen konnte, und umgekehrt; es ist eine aus den Bildwerken entnommene, sehr ansprechende Vermutung v. Jans, daß die Musizierenden in der Regel ihren Gesang nur mit dem Spiel der Linken begleiteten und das Plektron bloß in den Pausen, zum Vor-, Zwischen- und Nachspiel, anwandten.

Neben den Lyren und Kitharen (denen jedenfalls die homerische Phorminx beigezählt werden muß), welche uns in mannigfachen Abweichungen, aber im großen und ganzen mit den eben geschilderten Hauptformen übereinstimmend, sehr zahlreich auf alten Denkmälern entgegentreten, begegnen uns dann aber weiterhin noch manche andere Saiteninstrumente, für welche wir in den wenigsten Fällen mit Sicherheit antike Bezeichnungen zu finden imstande sind, obgleich uns bei den Schriftstellern eine nicht minder große Zahl von Namen von Saiteninstrumenten, welche vornehmlich vom Orient und von Ägypten her in Griechenland Eingang gefunden haben, überliefert sind. Am sichersten sind wir noch imstande, jenes große, vielsaitige Instrument von einer, der modernen Harfe ähnlichen Form zu benennen, welches wir in Fig. 44 die dritte Frau der Mittelszene spielen sehen und dem wir ähnlich auch sonst begegnen*); vgl. das Vasengemälde Fig. 45. Fast durchweg sind es Frauen, in deren Hand wir dieses Instrument finden; dieselben spielen sitzend, indem sie den horizontalen Unterteil der Harfe auf dem Schoße liegen haben, den im Winkel daran sich anschließenden, breiteren Resonanzkasten gegen den Oberkörper gelehnt; sie schlagen mit der Rechten (ohne Plektron) meist die ihnen näher liegenden kurzen, mit der Linken die ferner liegenden langen Saiten. Die Abbildungen zeigen bisweilen auch Vorrichtungen zum Stimmen, zur Verkürzung oder Verlängerung der Saiten; die Zahl der Saiten ist wechselnd. Da die Form meist dreieckig ist, so haben wir in

*) Vgl. Kunstgewerbe im Altert. II, 170, Fig. 86.

diesem Instrument wohl mit Sicherheit das sog. Trigonon zu erkennen; möglicherweise darf das eine oder andere der abgebildeten Exemplare auch als Sambuka bezeichnet werden, da auch dies Saiteninstrument dreieckige Form hatte.

Dagegen wissen wir von zahlreichen andern, nur mit Namen genannten Saiteninstrumenten, bald mit sehr wenig (drei oder vier), bald mit einer sehr bedeutenden Zahl (35—40) Saiten versehen, wenig oder gar nichts über ihre Form und ziehen es daher vor, auf dieselben hier nicht näher einzugehen, zumal dieselben offenbar eine gegenüber den bisher besprochenen Instrumenten nur sehr vereinzelte Anwendung gefunden haben. Nur das Barbiton wollen wir noch anführen, da es den Anschein hat, als ob man ein wiederholt auf alten Denkmälern sich findendes Instrument von sehr schmaler und langer Gestalt mit einem lyraähnlichen, aber sehr kleinen Resonanzboden und mit wenigen Saiten, welches mit Hand und Plektron gespielt wird, für das namentlich bei frohen Gelagen und für Liebesgesänge beliebte Barbiton halten dürfe.

Unter den Blasinstrumenten ist vor allen Dingen der Flöte*) zu gedenken, welche, wie wir gesehen**), zwar in Athen eine Zeitlang in den tonangebenden Kreisen der Gesellschaft nicht beliebt war, wenigstens nicht für dilettantische Verwendung, dagegen in Böotien und auch im übrigen Griechenland gern auch von Nicht-Berufsmusikern gespielt wurde und zu allen Zeiten große Bedeutung, namentlich für Chöre und festliche Aufführungen, für die Unterhaltung bei Mahlzeiten, für Tanz und sonstige Gelegenheiten gehabt hat. Er gilt dies ganz besonders von derjenigen Form des Instrumentes, welcher wir in den Denkmälern weitaus am häufigsten begegnen, der Doppelflöte. Die antike Flöte nämlich (der Aulos) unterscheidet sich in ihrer Form und Anwendung dadurch von dem heut diesen

*) Vgl. den übersichtlichen Artikel K. v. Jan's in Baumeisters Denkmäl. des klassi. Altertums I, 553 ff.

**) S. Bd. I, S. 127.

Namen tragenden Instrument, daß nicht, wie bei letzterem, seitwärts hineingeblasen, sondern daß sie wie eine Klarinette ver-

Fig. 45.



Frau, das Trigonon spielend.

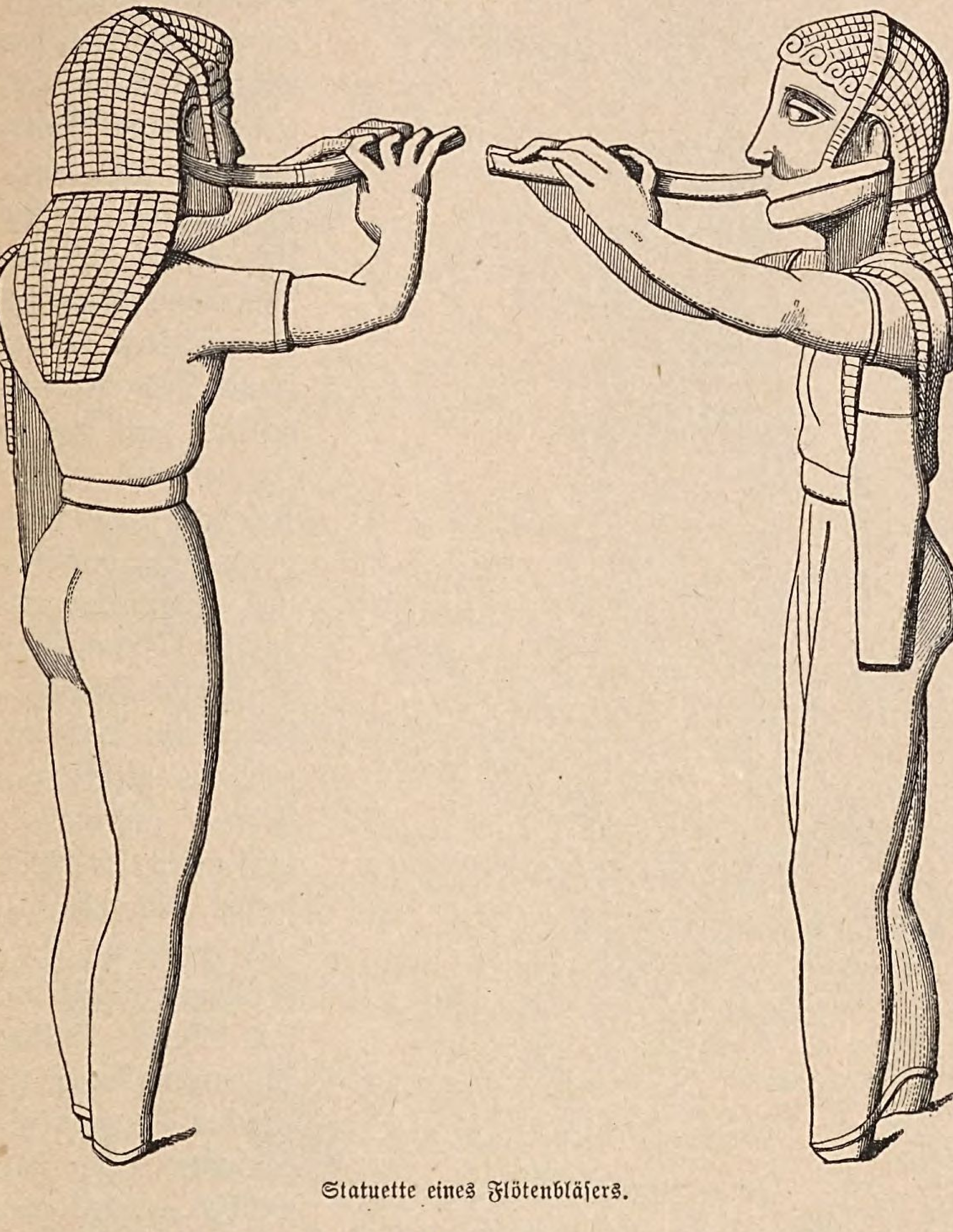
mittelst eines Mundstückes gespielt wird. Dieses Mundstück, welches meist aus demselben Material, wie die eigentliche Flöte

selbst, hergestellt ist, hat an seinem obern Teile eine leicht vibrierende Zunge eingeschnitten, welche, da der größte Teil des Mundstückes vom Blasenden ganz in den Mund genommen wird, innerhalb der Mundhöhle schwingt. Der Hauptteil der Flöte, die entweder durchweg gleich starke oder nach unten sich etwas erweiternde Röhre, bestand bald aus einem einzigen Stück, bald war sie aus mehreren Bestandteilen zusammengesetzt. Eine Mehrzahl von Tönen wurde durch die Löcher erzielt, deren anfangs drei oder vier, später eine größere Anzahl angebracht wurden; auch seitliche Löcher halfen den Tonumfang der Flöte vermehren, wozu dann weiterhin noch andere Hilfsmittel kamen, wie seitliche Klappen, drehbare, die Löcher bald öffnende, bald verschließende Ringe oder Büchsen u. dgl. m. Eine rechte Vorstellung vermögen wir uns aber, trotz der zahlreichen in neuerer Zeit angestellten praktischen Versuche, von der Spielweise und Wirkung der alten Flöte nicht zu machen.

Einzeln wurde der Aulos in Griechenland allem Anschein nach niemals geblasen, sondern immer nur als Doppelflöte, wie wir es auf so zahlreichen Darstellungen sehen; und zwar sind da die Flöten meistens von gleicher Länge. Um das Blasen von zwei Instrumenten zu gleicher Zeit oder in schneller Abwechslung zu erleichtern, vielleicht auch, um das Entweichen der Luft zu verhindern, bediente man sich dabei häufig, jedoch keineswegs regelmäßig, einer Mundbinde. Die hier Fig. 46 und 47 von zwei Seiten abgebildete Bronze eines Flötenbläsers zeigt uns sehr deutlich, in welcher Weise diese Binde durch zwei um den Kopf laufende lederne Riemen festgehalten wurde; dasselbe kann man an dem Flötenbläser Fig. 48 erkennen, welches Vasenbild jedenfalls, wie das Podium andeutet, auf dem er steht, einen im öffentlichen Wettkampf auftretenden Auleten darstellt; auch die eigentümliche Tracht, in welcher derselbe erscheint, das lange Festkleid und die ärmellose Jacke, deuten darauf hin. Auf dem oben Fig. 35 abgebildeten Vasengemälde bläst der Flötenspieler, welcher die gymnastischen Übungen begleitet, ebenfalls die

Doppelflöte mit der Mundbinde; um den Arm hat er das Flötenfutteral gehängt, welches meist aus Fell gefertigt wurde

Fig. 46 u. 47.

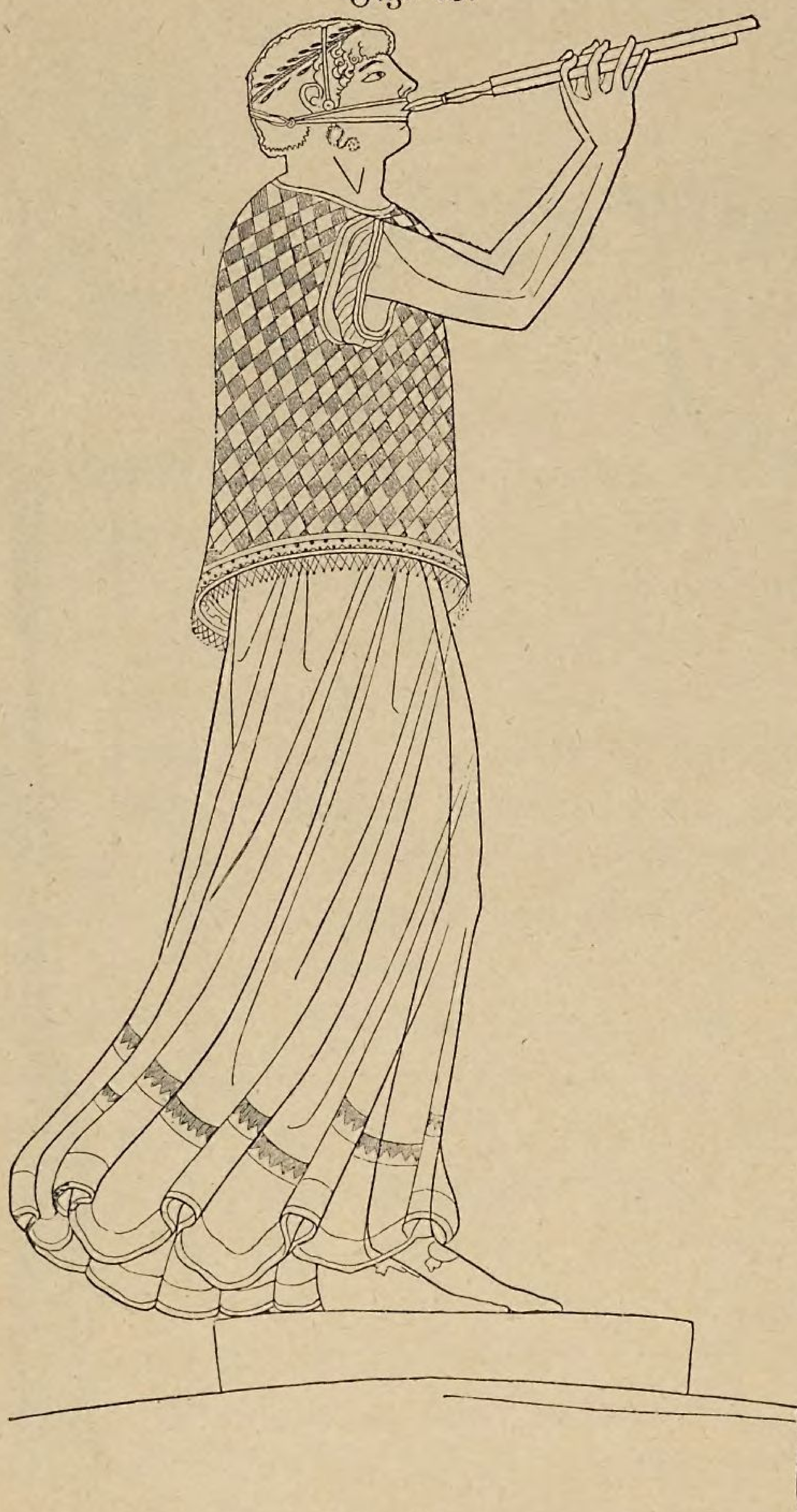


Statuette eines Flötenbläsers.

und mit welchem auch der Behälter für die Mundstücke, deren man mehrere zum Wechseln hatte, verbunden war. Dagegen

bläst der eine Jüngling auf der Durisschale ohne Mundbinde; auch die beiden Frauen auf dem in Fig. 44 abgebildeten Vasengemälde und die sitzende Hetäre in Fig. 50 bedienen sich derselben nicht, und ebenso vermissen wir die Mundbinde bei dem Jüngling, welcher in dem Fig. 49 abgebildeten Vasengemälde mit den Doppelflöten in der Hand das Podium besteigt, auf dem er sich vor den dabeisitzenden Zuhörern zu produzieren beabsichtigt. — Auf den griechischen Denkmälern der vorrömischen Zeit finden wir auch immer zwei gleichartige Flöten miteinander verbunden, während später sehr häufig, und zumal bei Darstellungen, welche mit dem Kybele-Kultus zusammenhängen, die eine der Flöten ein gekrümmtes Horn hat, welches speziell eine Eigentümlichkeit der phrygischen Flöte zu sein scheint. Die altgriechische Musik hat aber hiervon allem Anschein nach keinen Gebrauch gemacht.

Fig. 48.



Flötenbläser.

Fig. 49.



Auftreten eines Flötenbläsers.

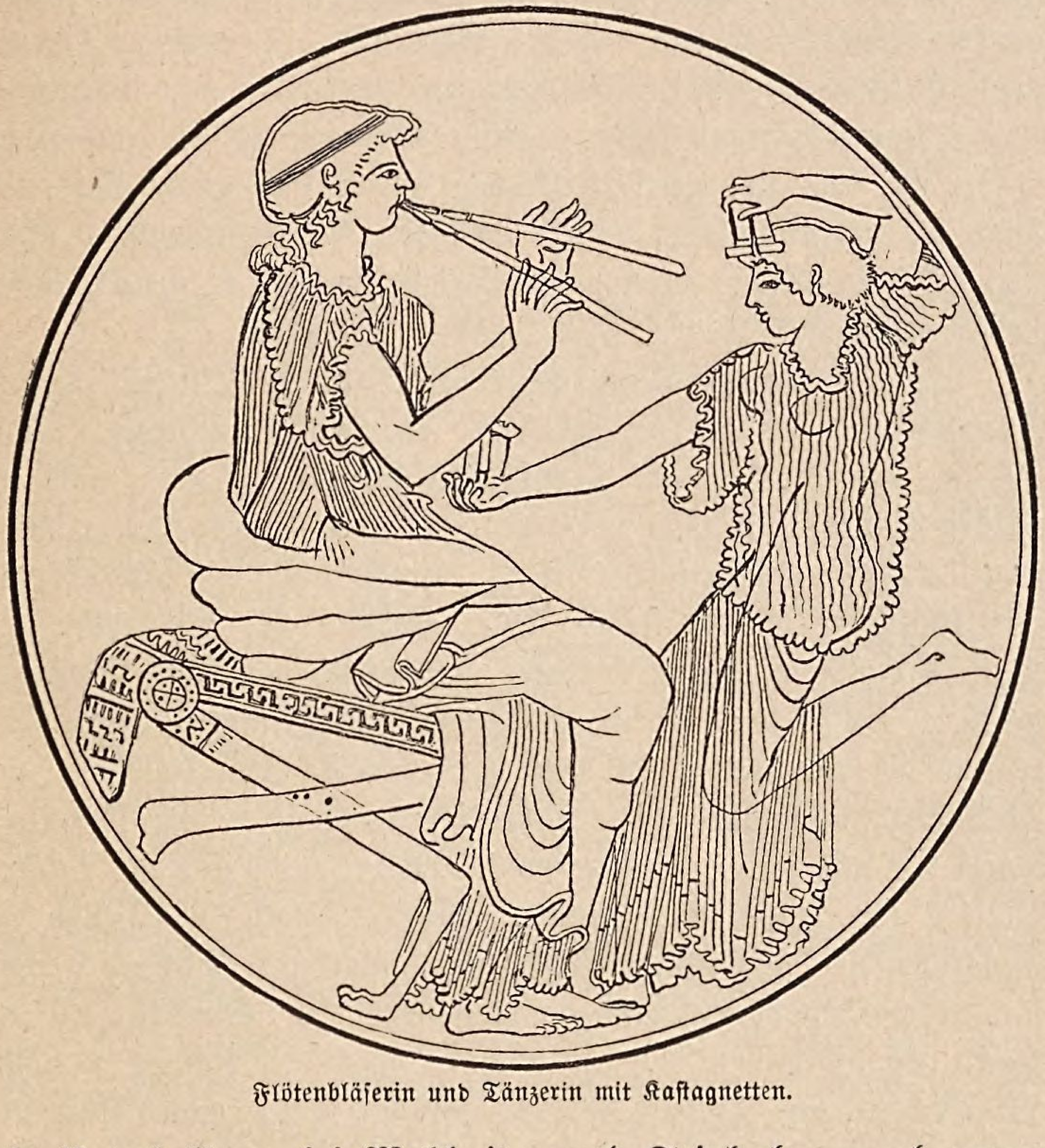
Die anderen Holz-Blasinstrumente haben für die Musik als Kunst wenig oder gar keine Bedeutung. Die Syrinx oder Pansflöte, aus einer Anzahl aneinandergefügter Röhren bestehend, welche in der einen Art der Syrinx durchweg gleich lang sind, meistens aber verschiedene Länge, von kürzeren zu längeren ansteigend haben, ist die Schalmei der Hirten (unsere „Papageno-Flöte") und als solche zwar auf Abbildungen, namentlich des Pan und anderer Wald- und Feldgötter, sehr häufig zu finden, spielte aber in der praktischen Musik gar keine Rolle. In noch geringerem Maße ist dies der Fall bei der unserer heutigen Flöte entsprechenden Querflöte (Plagiaulos genannt), welche in Ägypten heimisch war, sowie bei verschiedenenen andern Arten von Einzelflöten, deren Bezeichnungen uns überliefert sind.

Metallene Blasinstrumente oder Trompeten (Salpinx) kamen nur für den Krieg und den Kultus in Betracht; sie wurden meist aus Erz gefertigt, mit beinernem Mundstück, und hatten eine längliche Gestalt mit sich verbreiternder Mündung. Von sonstigen musikalischen Instrumenten, die bei den Griechen in Gebrauch waren waren, verdienen noch Erwähnung die im Dionysos- und Kybelekultus, sowie bei Tänzen orgiastischen Charakters verwandten, lärmenden Tamburins (Tympana), die Becken (Kymbala) und die Kastagnetten (Krotala); letztere erblicken wir in den Händen des Mädchens, welche in Fig. 50 zum Klang der Flöte einen ausgelassenen Tanz aufführt. Allein so häufig wir auch diesen Instrumenten auf Bildwerken, zumal dionysischen Inhaltes, begegnen, so selten dürfte ihre Anwendung im gewöhnlichen Leben gewesen sein, abgesehen von den bei den Symposien auftretenden Tänzerinnen, die damit den Takt zu ihren Bewegungen angaben.

Nur wenige Worte haben wir hier über den Tanz bei den Griechen zu sagen. So wichtig die Tanzkunst oder Orchestik für den Kultus, für Dramen und chorische Aufführungen der Hellenen gewesen ist, so spielte sie doch im allgemeinen im Leben keineswegs eine solche Rolle, wie die ganz und gar von ihr verschie-

dene moderne Tanzkunst im geselligen Leben der Gegewart. Das geht schon daraus hervor, daß wir sie nicht unter den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen finden; nur in Lakedämon war dies der Fall. Sonst liebte man zwar den Tanz, namentlich

Fig. 50.



Flötenbläserin und Tänzerin mit Kastagnetten.

als Unterhaltung bei Mahlzeiten und Trinkgelagen, aber man übte ihn bei festlichen Gelegenheiten nicht selbst aus, sondern begnügt sich damit, berufsmäßigen Tänzern und Tänzerinnen zuzuschauen. Immerhin kam es wohl auch nicht selten vor, daß, wenn der Wein den Zechenden in die Köpfe gestiegen war, sie

auch selbst zu tanzen anfingen; an Gelegenheit, es zu lernen, fehlte es ja nicht, erfahren wir doch ausdrücklich, daß Sokrates noch in höherem Lebensalter Unterricht in der Tanzkunst nahm. Aber dabei handelt es sich fast durchweg um Solotanz, welcher lediglich in rhythmischen Bewegungen von Händen und Füßen und dem Wechsel schön gewählter Stellungen bestand und seinem ganzen Wesen nach eng mit der Gymnastik, zu welcher die orchestische Bildung nicht selten hinzugerechnet wird, zusammenhing. Ein Zusammentanzen beider Geschlechter, wie es bei uns allein üblich ist, war im gesellschaftlichen Leben das ganze Altertum hindurch ungebräuchlich und verbot sich für Griechenland schon von selbst durch die strenge Scheidung, welche im gewöhnlichen Leben zwischen Männern und Frauen stattfand.

Seine Hauptbedeutung hatte der Tanz im Kultus. Ernste Tänze waren seit ältester Zeit Teile der Götterverehrung, lustige spielten vornehmlich im Dionysoskultus eine Rolle; und bei solchen Chortänzen pflegten auch die beiden Geschlechter gemeinschaftlich sich zu beteiligen. Auch hier ist aber von Rundtänzen mit Umfassen u. dgl. keine Rede, sondern der Charakter des Tanzes ein würdiger, gemessener, wesentlich bestehend in rhythmischen, nach der Musik geregelten Bewegungen. Lebhafter waren die namentlich in den dorischen Staaten beliebten und selbstverständlich nur von Männern ausgeübten Waffentänze, wobei die mit Helm, Schild und Schwert ausgerüsteten Tänzer allerlei orchestische Evolutionen machten; auch die Tänze bei ländlichen Festen, welche vielfach einen mimischen Anstrich hatten, mögen zu den bewegteren gehört haben. Hier sowohl, wie bei feierlichen religiösen Tänzen war es ganz gewöhnlich, daß die Tanzenden zum Tanze ein Lied sangen, auch wohl selbst auf irgend einem Instrumente sich begleiteten; wie es denn überhaupt für den Tanz der Alten im Gegensatz zu dem modernen charakteristisch ist, daß derselbe nicht Selbstzweck ist, sondern immer in enger Verbindung steht mit den andern musischen Künsten. Ihre größte Ausbildung und Vollendung erhielt die

antike Tanzkunst im Drama, wo die Verbindung von Orchestik, Musik und Pantomimik am meisten zu Tage trat; doch ist hier nicht der Ort, näher darauf einzugehen, und wir werden auf diesen Punkt bei Besprechung des Bühnenwesens zurückzukommen Gelegenheit haben.

X.

Kultus.*)

Bei einer Schilderung des griechischen Lebens darf die Bedeutung, welche die Gottesverehrung und die verschiedenen mit derselben zusammenhängenden Bräuche für das Leben des Einzelnen hatten, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Denn obgleich der griechische Kultus keineswegs dem Menschen ein täglich zu beobachtendes, festes Ceremoniell zur Pflicht machte, etwa wie dies im jüdischen oder mohammedanischen Glauben der Fall ist, so setzte er doch den Gläubigen in eine beständige, bei verschiedenen Veranlassungen auch täglich sich erneuernde Verbindung mit der Gottheit; dazu kamen dann noch eine große Zahl zwar nicht einen jeden Tag vorkommender, aber immerhin häufig genug eintretender Veranlassungen, sich an die Gottheit zu wenden, und all dies zusammengenommen, macht es begreiflich, daß der Kultus in der That im Leben des Hellenen einen bedeutungsvolleren Platz einnimmt, als bei uns, um so mehr als man für den Verkehr mit der Gottheit nur in einzelnen Fällen eines vermittelnden Priesters bedurfte, für gewöhnlich aber direkt und ohne Zwischenperson die verschiedenen religiösen Handlungen vornehmen konnte. Es ist allerdings eine streitige Frage, ob die griechische Naturreligion in ihren allerersten Anfängen der

---

*) Vgl. K. F. Hermann, Lehrbuch der gottesdienstlichen Altertümer der Griechen. 2. Aufl., bearb. von K. B. Stark. Heidelberg 1858.

Tempel- und Götterbilder und mit diesen auch der Priester als einer besondern Berufsklasse entbehrte; aber Thatsache ist, daß in dem ältesten litterarischen Denkmal griechischen Lebens, in den homerischen Gedichten, der Kultus wesentlich noch in der Hand der Hand der Laien liegt, der Tempeldienst aber und das Priestertum eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle im Leben des Menschen spielen.

Einen regelmäßigen, an bestimmten Tagen wiederkehrenden Gottesdienst, welcher Priester und Laien im Hause der Gottheit zusammenführt, kennt der griechische Kultus nicht. Der Tempel ist zwar auch die Wohnung des Gottes; aber der Gläubige betritt ihn in der Regel nur, wenn ihn ein bestimmtes Anliegen an die Gottheit hinein führt, während er sonst sein religiöses Bedürfnis daheim, in seiner Behausung vollständig zu befriedigen in der Lage ist. Das kann er denn in den meisten Fällen ohne Beistand eines Priesters verrichten; die Priester aber sind zunächst lediglich um der Gottheit selbst willen da, erst in zweiter Linie, um den Verkehr zwischen Gottheit und Mensch zu vermitteln. Denn der Gott will Anbetung und Opfer; und da es nicht dem Zufall anheimgestellt bleiben darf, ob gelegentlich der eine oder andere ihm solche darbringe, da er vielmehr eine ohne Unterbrechung fortdauernde Verehrung erheischt, so mußte ein Stand dasein, für welchen die Ausübung dieser allgemeinen Pflichten gegen die Gottheit Lebensaufgabe war. Dieser Gedanke war es wohl, welcher zur Einsetzung des Priestertums geführt hatte; und daraus entwickelte sich dann erst weiterhin die Folge, daß auch der Laie gelegentlich, namentlich in ernsteren Fällen, die Beihilfe der Priester in Anspruch nahm, um so mehr, als man bei diesen, im steten Verkehr mit der Gottheit stehenden Männern die genaueste Kenntnis der den Göttern wohlgefälligen Formen voraussetzen durfte. Je mehr dann im weiteren Verlauf der Kulturentwicklung der gewöhnliche Mensch durch Berufsthätigkeit, Krieg, Politik, Studien u. s. w. in Anspruch genommen und von den göttlichen Dingen abgezogen wurde, um

so gewöhnlicher wurde es, daß er sich des vermittelnden Beistandes der Priester bediente und um so höher stieg damit der Einfluß und die Bedeutung des priesterlichen Standes. Dazu kam noch ein anderes Moment, welches die Herbeiziehung der kundigen Priester seitens der Laien wünschbar erscheinen ließ: nach hellenischem Glauben offenbarte nämlich die Gottheit den Menschen ihren Willen durch allerlei Zeichen und Erscheinungen; solche zu deuten, war aber nicht einem jeden gegeben, es setzte eine tiefe Kenntnis des göttlichen Wesens und Willens, einen reichen Schatz von Erfahrung voraus, und so war es begreiflich, daß man sich hierfür an solche Personen wandte, welche ihr Leben der Erforschung dieses Götterwillens gewidmet hatten, an die mit den Priestern in einem gewissen Zusammenhange stehenden, obschon keineswegs mit denselben durchweg zu identifizierenden Wahrsager oder Zeichendeuter. Auf diese werden wir weiter unten noch zu sprechen kommen.

Wenn wir vom Priesterstande bei den Griechen sprechen, so dürfen wir das allerdings nicht ganz wörtlich verstehen; denn einen Stand in dem Sinne, welchen wir heut damit zu verbinden pflegen, bildeten die griechischen Priester ebensowenig, als zur Übernahme des priesterlichen Amtes berufliche Vorstudien nötig waren. Die griechische Religion hat ja keine Dogmen; es handelte sich für den Priester bloß um Erfüllung gewisser Gebräuche und Ceremonieen, und diese erlernten sich leicht. Daher ist das Priestertum bei den Hellenen an kein Alter und kein Geschlecht gebunden; Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Ehefrauen konnten zu priesterlichen Funktionen für kürzere oder längere Zeit herangezogen werden. Wesentliches Erfordernis war dagegen eheliche Geburt und Zugehörigkeit zu der Gemeinde, in welcher die priesterlichen Funktionen verrichtet werden sollten; ferner körperliche Makellosigkeit nicht minder als sittliche Unbescholtenheit; auch wurden Mitglieder vornehmer und altadliger Familien besonders bevorzugt, und mitunter gaben auch Körperkraft und Schönheit bei der

Wahl ein wichtiges Moment ab. Im übrigen aber waren die Erfordernisse oder Ansprüche, welche an die Priester gestellt wurden, ganz und gar verschieden nicht bloß je nach den Gottheiten, deren Dienste sie geweiht waren, sondern auch nach lokalen und sonstigen zufälligen Verhältnissen. So wurde z. B. für manche Priesterinnen Jungfräulichkeit zur Bedingung gemacht, wenn auch nicht für das Leben, sondern nur für die Dauer des Priestertums; in andern Fällen konnten aber auch verheiratete Frauen ein Priesteramt bekleiden. Ebenso war die Bedingung der Keuschheit oder der Ehelosigkeit bei den männlichen Priestern bald vorhanden, bald wurde sie gar nicht gestellt oder nur für eine gewisse Zeitdauer. Denn obgleich in sehr vielen, ja möglicherweise in den meisten Fällen die Priester vom Augenblick ihres Amtsantrittes ab lebenslänglich im Amte blieben, so kam es doch auch außerordentlich häufig vor, daß die priesterliche Thätigkeit nur eine vorübergehende war, wie z. B. bei Knaben oder Mädchen, welche bis zur eintretenden Mannbarkeit im Tempeldienste standen, oder in andern Fällen, wo Bürger auf ein oder auf mehrere Jahre Priester wurden, um nach abgelaufener Frist wieder zurückzutreten und andern ihre Stelle einzuräumen.

Die Bestellung zum Priester erfolgte auf verschiedene Weise: entweder durch Wahl unter verschiedenen Bewerbern, wobei das Wahlrecht bei der Bürgerschaft oder bei deren Vertretern lag, oder durch's Loos, oder sie war von vornherein durch die Geburt gegeben. Denn gewisse Priestertümer waren in bestimmten Familien von alter Herkunft erblich, dergestalt, daß entweder der Erstgeborene von selbst dafür designiert war, oder daß das Los unter den verschiedenen, in Frage kommenden Mitgliedern der betreffenden Familie zu entscheiden hatte; unter Umständen konnte aber bei Streitigkeiten hinsichtlich der Ansprüche sogar die gerichtliche Entscheidung angerufen werden. Es begreift sich darnach, daß die Priester in Griechenland keine gesonderte Kaste bildeten und daß ebenso ihr Einfluß, da sie in vielen Fällen gleich andern Beamten nach einer gewissen Amts-

dauer wieder in das Privatleben zurücktraten, kein ausgedehnter, einschneidender sein konnte.

Die Pflichten der Priester bestanden im allgemeinen in der Ausübung derjenigen Verehrung der Gottheit, welche der letzteren auch von jedem einzelnen Laien dargebracht zu werden pflegte, nämlich in Gebeten und in Opfern, teils solchen, die an und für sich zum Kultus der betreffenden Gottheit gehörten und in regelmäßigen Zeiträumen vorgenommen werden mußten, teils solchen, welche sie im Auftrage anderer darzubringen hatten; dazu kamen dann aber noch all die mannigfaltigen Verpflichtungen, welche mit der Pflege und Heilighaltung der Tempel und der Götterbilder, mit der Erfüllung der verschiedenen, mit dem Kultus der einen oder andern Gottheit verbundenen Gebräuche, mit der Besorgung mysteriöser Weihen und Reinigungen, mit der Verwaltung des Tempelschatzes u. s. w. zusammenhängen. Daran knüpften sich verschiedenartige Vorschriften über Lebens- und Nahrungsweise, über Tracht u. dgl. m. Dafür genossen sie ihrerseits nicht allein die gleiche Unverletzlichkeit, wie sie dem Heiligtum selbst zu teil ward, sondern sie hatten auch ihren Anteil an der den Göttern gewidmeten Verehrung, indem sie gewissermaßen als Vertreter derselben betrachtet wurden; häufig hatten sie ihre Wohnung im Tempelbezirke und erhielten einen Anteil an den Einkünften des Tempels, welche zunächst die Mittel zur Ausübung des Gottesdienstes herzugeben, die Ausführung von Bauten, Tempelbildern u. s. w. zu ermöglichen bestimmt waren, von denen aber auch die Priester einen oft nicht unbeträchtlichen Gewinn zogen, da ihnen z. B. die Häute und bestimmte Teile der Opfertiere zufielen; auch waren die aus den Tempelgütern, von ausgeliehenen Darlehen aus dem Tempelschatz u. dgl. fließenden Einnahmen bei manchen Heiligtümern sehr groß und überstiegen bedeutend die zur Unterhaltung des Heiligtums sowie zur Ausübung des Gottesdienstes notwendigen Mittel. Eine andere Vergünstigung der Priester bestand in den ihnen im Theater und bei sonstigen öffentlichen Versammlungen

zukommenden Ehrenplätzen. Meistens unterschieden sie sich auch äußerlich durch ihre Tracht von der übrigen Menge; sie trugen den langen Chiton, welcher sonst als Tracht des gewöhnlichen Lebens ungebräuchlich geworden war, meist von weißer oder von purpurner Farbe, Kränze und Binden im langen Haupthaar, auch wohl einen Stab als Abzeichen ihrer Würde.

Ein oft sehr zahlreiches Personal von Gehilfen und Dienern stand den Priestern in der Erfüllung ihrer gottesdienstlichen Pflichten zur Seite. Es sind das teils solche, welche nur vorübergehend bei einer Prozession, einem Opfer oder dergleichen sich beteiligen und dies als eine Ehrensache betrachten, also ohne Entgelt ihre Dienste der Gottheit widmen; teils ständige Tempeldiener, welche entweder gegen Lohn sich zur Besorgung gewisser niederer Geschäfte, wie sie mit der Besorgung des Kultus und des Tempels zusammenhängen, verdingen oder welche Sklaven und Eigentum der Gottheit sind. Dazu gehören z. B. die sog. Neokoren, sowohl männlichen, als weiblichen Geschlechts, denen die Reinigung und Besorgung des Tempels selbst oblag; ferner Herolde, Opferdiener, Schlächter, Träger heiliger Geräte, Sänger und Musiker und andere mehr, worüber uns namentlich die Inschriften vielfach Auskunft geben. Auch diese Nebenämter konnten, wenn es sich nicht um niedrige Geschäfte, sondern um eine mit Ehre verbundene Handleistung handelte, Gegenstand des Strebens ehrgeiziger Bürger oder ein als wertvolles Privileg betrachtetes erbliches Vorrecht einer bestimmten Familie sein, wie z. B. in Olympia den Nachkommen des Phidias dauernd die Sorge für die Erhaltung des Zeusbildes, des Meisterwerkes ihres Ahnherrn, oblag.

Die beiden hauptsächlichsten Formen, in denen sich die Götterverehrung der Alten äußert, sind Gebet und Opfer. Das Gebet, sei es nun an die Götter insgesamt, sei es an einen einzelnen unter denselben gerichtet, weiht den Anfang des Tages wie sein Ende; es begleitet, vereint mit Opferspenden, Anfang und Schluß der Mahlzeiten und bildet überhaupt einen wesentlichen Bestand-

teil einer jeden wichtigen Handlung des täglichen Lebens oder sonstiger Vorkommnisse. Trugen diese Gebete selbstverständlich einen allgemeinen Charakter, so fehlte es daneben nicht an Gelegenheiten, bei denen der Inhalt des Gebetes ein spezieller, dem vorliegenden Falle angepaßter war; so verstand es sich von selbst, daß man bei Volksversammlungen den Segen der Gottheit für die abzuhaltende Beratung, beim Auszuge in den Krieg ihre Beihilfe im bevorstehenden Kampfe erflehte, ebenso wie der Privatmann den göttlichen Beistand für seine Unternehmung, Hilfe in irgendwelcher Not und dergl. von den Himmlischen durch das Gebet zu erreichen hoffte, obgleich die Verständigeren, und namentlich die philosophisch Gebildeten, sich nicht verhehlten, daß es eine thörichte Hoffnung sei, sich eine notwendige Erhörung des Gebetes zu versprechen, daß vielmehr das Gebet lediglich als religiöse Weihe der menschlichen Handlungen überhaupt betrachtet werden müsse. Die heute übliche Haltung des Betenden, nämlich das Falten der Hände, event. unter Kniebeugung, ist dem Altertum unbekannt; der Betende pflegte stehend die Hände nach der Gegend ausstrecken, wo man den Sitz der angerufenen Gottheit voraussetzte: also nach oben, wenn man sich an einen olympischen Gott wandte, nach vorwärts, wenn man zu einer Meergottheit betete, zur Erde, wenn die Bitte einem unterirdischen Gotte galt, dessen Aufmerksamkeit man wohl auch durch Stampfen der Erde mit den Füßen zu erregen suchte. Die Stellung gegen Osten war dabei das gewöhnliche; erfolgte das Gebet in einem Tempel, so wandte man sich gegen den Altar und das Bild des Gottes und umfaßte wohl auch den Altar mit den Armen. Überhaupt führte die Verehrung der Tempelstatuen vielfach zu einer stark sinnlichen Auffassung des Gebetes, indem man der angebeteten Gottheit nicht bloß Kußhände zuwarf, sondern sie sogar, ähnlich, wie es im katholischen Kultus heute noch üblich ist, wirklich streichelte oder küßte; Schutzflehende pflegten sich auch vor dem Tempelbilde zu Boden zu werfen oder wenigstens davor niederzuknieen.

Damit aber das Gebet erfolgreich sei, mußte der Mensch rein von jeder körperlichen wie geistigen Befleckung vor die Gottheit treten und sich daher, wenn nötig, einer Reinigung oder Sühnung unterziehen. Es gab eine große Zahl von Anlässen im gewöhnlichen Leben, welche den Menschen unrein und des Verkehrs mit der Gottheit unfähig machten; wir erwähnten z. B. schon*) die durch Geburt und Tod hervorgerufene Unreinigkeit, welche eine Reinigung aller, mit der gebärenden oder mit der verstorbenen Person in Berührung Tretenden notwendig machte, nicht bloß damit dieselben unbefleckt sich an die Gottheit wenden konnten, sondern damit sie ihre Unreinigkeit nicht weiter verbreiteten und wieder in Verkehr mit andern Menschen treten durften. Aber da man auch abgesehen von solchen bestimmten und unzweifelhaften Fällen nicht wissen konnte, ob man nicht zufällig durch irgend welche Berührung sich unrein gemacht hatte, so ließ man in der Regel dem Gebet eine Waschung oder wenigstens eine symbolische Reinigung durch Besprengung mit geweihtem Wasser vorausgehen. Daher pflegte am Eingange jedes Tempelbezirkes ein Gefäß mit geweihtem Wasser und ein Sprengwedel für den den Bezirk Betretenden bereit zu stehen; auch im Privathause fehlten ähnliche Veranstaltungen nicht, wobei ganz besonders dem fließenden Wasser, am liebsten dem Meerwasser, welchem man überhaupt reinigende Kraft zuschrieb, der Vorzug gegeben und als Sprengwedel ein Zweig irgend eines heiligen Baumes, des Lorbeers besonders, gewählt wurde. Diese Reinigung erstreckte sich nicht nur auf die Person des der Gottheit Nahenden, sondern auch auf seine Kleider, auf die bei Gebet oder Opfer zur Verwendung kommenden Geräte, sowie auf seine Behausung überhaupt; und daher spielten neben der Waschung auch die Reinigung durch Feuer und Rauch, vornehmlich vermittelst angezündeten Schwefels, eine Rolle; auch gewisse Pflanzen, denen man eine entsühnende Kraft zuschrieb, kamen hierfür in Verwen-

*) Vgl. Bd. I, S. 97 und oben S. 74.

dung, wie man z. B. eine Meerzwiebel über der Hausthür aufzuhängen pflegte.

In noch viel höherem Grade war selbstverständlich eine derartige Reinigung notwendig, wenn ein direktes Vergehen, eine Blutthat, mochte sie auch unfreiwillig erfolgt sein, oder sonst ein Sühnung heischendes Verbrechen den Menschen des Verkehrs mit der Gottheit unteilhaftig gemacht hatte. Hierbei hatten, neben dem schon angeführten Reinigungsverfahren, auch die

Fig. 51.



Reinigungsopfer.

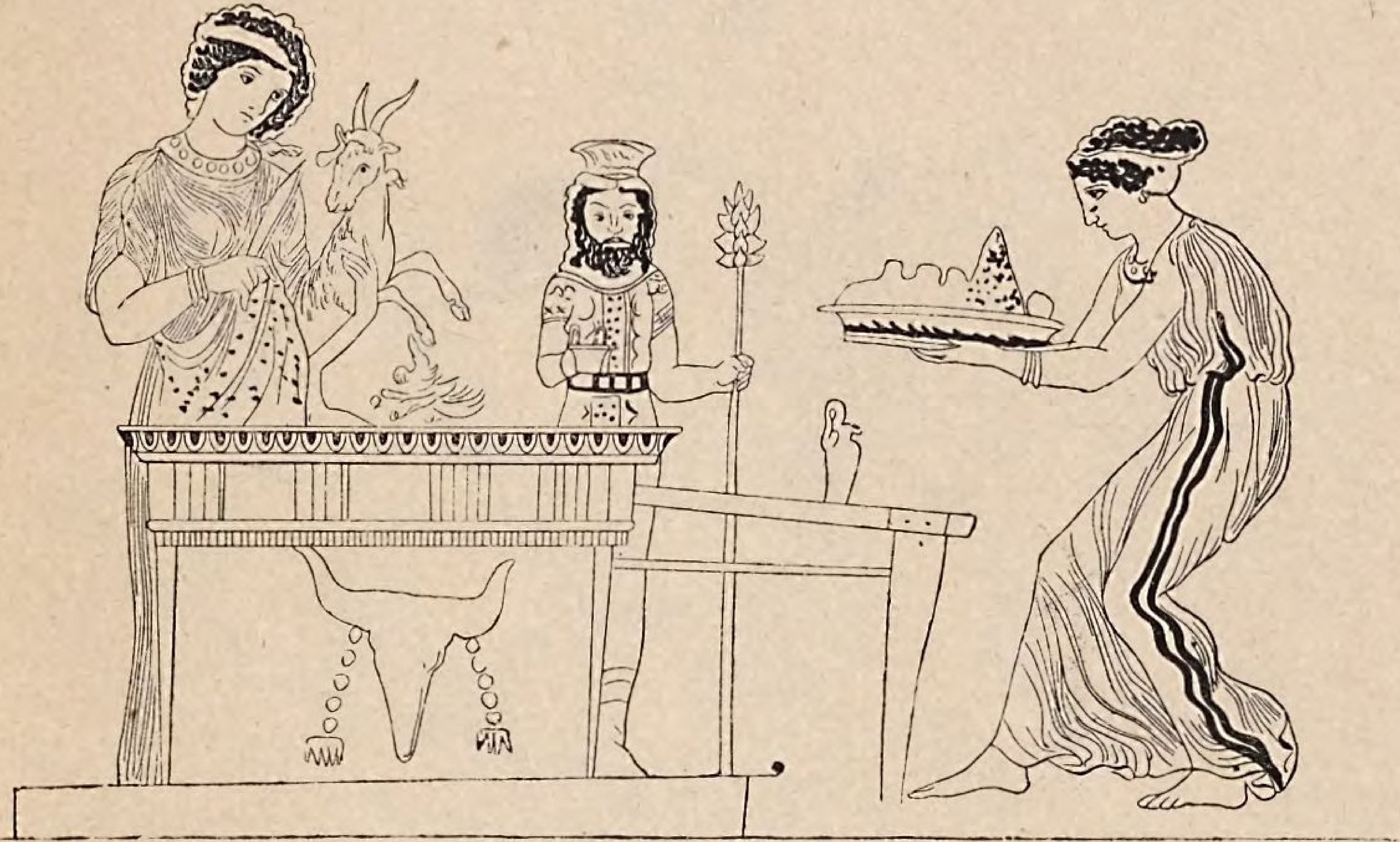
Opfer eine bedeutende Rolle, indem nach altem, bekanntlich auch im jüdischen Ritus sich findenden Glauben die Sünde auf das Opfertier abgeladen und damit dem Sünder abgenommen wurde; doch gab es auch noch ganz bestimmte, gerade für solche Gelegenheiten berechnete Ceremonieen, wie namentlich die Sühnung vermittelst des Blutes von Schweinen, welchem Tiere man eine besondere Lustrations- (d. i. Sühnungs)kraft beilegte. In Athen pflegte vor jeder Volksversammlung ein Opfer von Ferkeln dar-

gebracht zu werden; die geschlachteten Tiere wurden in der Versammlung herumgetragen, die Sitze mit ihrem Blute besprengt und dann die Kadaver in das Meer geworfen. Auf einem die Entsühnung des Muttermörders Orestes darstellenden Vasengemälde hält der entsühnende Gott Apollo selbst ein Ferkel über den Kopf des Mörders; eine ähnliche Handlung zeigt das Vasenbild Fig. 51, wo die lustrierende Frau, vermutlich eine Priesterin, in der Rechten ein Ferkel, in der Linken einen Korb mit Opfergaben hält, während vor ihr drei Fackeln in der Erde stecken, deren Rauch ebenfalls als reinigend betrachtet wurde. Ähnliche Ceremonieen wurden vorgenommen, wenn man, nach weit verbreitetem Aberglauben, sich für behext hielt oder sich vor nachteiliger Einwirkung von Liebestränken oder sonstigen Zaubermitteln schützen wollte, wenn Wahnsinn, der als Zorn der Unterirdischen betrachtet wurde, geheilt werden sollte u. dgl. mehr; hier war namentlich Hekate diejenige Göttin, welche es zu versöhnen galt, und das Herumtragen junger Hunde hierbei das seltsame Entsühnungsverfahren.

Neben dem Gebet ist die Hauptform der Gottesverehrung das Opfer. Die anthropomorphische Vorstellung, welche der griechische Glaube sich von den Göttern macht, brachte es mit sich, daß man die Götter gleich mächtigen Fürsten sich durch Gaben geneigt machen wollte, daß man bei ihnen größere Geneigtheit zur Erfüllung der menschlichen Wünsche voraussetzte, wenn sie durch reichliche Geschenke zufriedengestellt waren; und unter diesen Geschenken, zu denen auch die Weihgaben u. dergl. zu rechnen sind, nehmen die Opfer, als dasjenige, was zur Bewahrung des göttlichen Wohlwollens regelmäßig wiederkehren muß und niemals unterlassen werden darf, die Hauptstelle ein. Kann man zwar im weiteren Sinne unter Opfer eine jede Gabe verstehen, welche der Gottheit dargebracht wird, sodaß darnach streng genommen auch die Weihgeschenke oder Weihungen überhaupt unter den Begriff des Opfers fallen würden, so pflegt man doch meistens im engeren Sinne unter Opfer nur die

Darbringung einer solchen Gabe zu verstehen, welche nicht zum bleibenden Besitz der Gottheit, sondern, gleich Speise und Trank bei den Menschen, nur zum vorübergehenden Genuß bestimmt ist und bei der daher in den meisten Fällen eine Vernichtung, in der Regel durch Feuer, die selbstverständliche Voraussetzung und die Idee, daß die Gottheit an den leiblichen Genüssen der Menschen ebenfalls ihren Anteil haben müsse, der zu Grunde liegende Gedanke ist. Nicht alle Gaben freilich, die wir als

Fig. 52.



Darbringung von Opfergaben.

Opfer bezeichnen müssen, sind von vornherein einer augenblicklichen Vernichtung, wie sie beim Rauchopfer durch Verbrennung, beim Trankopfer durch Ausgießen erfolgt, gewidmet; Erstlinge des Feldes, Früchte, Kuchenwaren, Töpfe mit eingekochten Hülsenfrüchten, Blumen, Wollenbinden und ähnliche Dinge, die man wegen ihrer Flüchtigkeit nicht als Weihgeschenke bezeichnen kann, wurden in der Regel nur am Altar der Gottheit hingelegt oder aufgehängt; und zwar legte man sie entweder auf den Altar selbst oder auf einen eigens zur Aufnahme derartiger Gaben bestimmten

Opfertisch. Auf dem Vasenbilde Fig. 52 sehen wir einen solchen Opfertisch unmittelbar neben dem Altar stehend, dahinter wird das altertümliche Dionysosbild sichtbar; von der Seite tritt eine Frau mit dem zum Opfer bestimmten Ziegenbock hinzu, während von rechts eine andere Frau naht, welche eine flache Schüssel, offenbar mit Backwaren, herbeibringt. Ebenfalls für Dionysos bestimmt sind die Gaben, welche auf den in Fig. 53 und 54 abgebildeten Darstellungen einer Schale herzugetragen werden. Ein Satyr, welcher in der Linken einen Zweig, in der Rechten

Fig 53.



Darbringung von Opfergaben.

eine Schale, anscheinend mit Kuchen trägt, naht sich einem Altar, auf welchem bereits ähnliche Opfergaben niedergelegt sind; auf der andern Seite sitzt neben dem Opfertisch, auf welchem Früchte und Kuchen liegen, eine Frau, vermutlich eine Mänade, welche in der Rechten einen Zweig, in der Linken einen flachen Korb mit kleinen Weihgaben hält. — Wenn nun auch bei solchen Opfergaben keine direkte augenblickliche Vernichtung durch Feuer stattfindet, so sind doch die Gaben selbst so schnell vergänglich, daß sie nicht zu den auf bleibenden Besitz berechneten

Weihgeschenken gezählt werden können; feuerlose Opfer nannten die Griechen derartige Gaben.

Die verschiedenen Arten der Opfer teilt man gewöhnlich in zwei Klassen: in blutige und unblutige. Darunter scheinen die unblutigen die ältesten zu sein; sie bestehen vornehmlich in den Erstlingen der Feldfrüchte, ferner in Kuchen, zumal von Honig, welche bei bestimmten Gottheiten für eine besonders willkommene Gabe galten. Backwerk diente auch nicht selten als Ersatz für Tieropfer, indem ärmere Leute, welche nicht imstande waren, die beträchtlichen Kosten des blutigen Tieropfers zu er-

Fig. 54.



Darbringung von Opfergaben.

schwingen, dafür das aus Teig geformte Bild etwa eines Rindes, eines Schweines, Schafes, einer Ziege, Gans u. s. w. darbrachten. Ebenfalls hierher gehörig ist das Rauchopfer. Das Verbrennen wohlriechender Hölzer und Spezereien war den Griechen wahrscheinlich von Asien her, wo dasselbe alter Brauch war, überkommen; anfangs bediente man sich dafür einheimischer Produkte (namentlich des Cedernholzes), später der von fremd her eingeführten Räucherstoffe, des Weihrauchs, Styrax und anderer wohlriechender Substanzen. Solche Rauchopfer standen oft auch in Verbindung mit Tieropfern, indem man Weihrauch-

körner oder dgl. in die Flammen des Altars, auf dem das Fleisch des Opfertieres verbrannt ward, hineinstreute, um den Brandgeruch des fettigen Fleisches zu vertreiben. Endlich müssen auch die Trankopfer zu den unblutigen Opfern gerechnet werden. Wie der Mensch von seinen Speisen den Göttern den ihnen gebührenden Anteil abgiebt, so soll er es auch von seinem Tranke thun, wobei zugleich auch der Gedanke nicht fehlt, daß die Gottheit gleich den Menschen Speise und Trank gleichmäßig bedarf. Trankopfer werden daher nicht bloß dargebracht, wenn man bei der Mahlzeit zum Genuß des Weines übergeht*), oder sonst wenn man eine Flüssigkeit irgend welcher Art genießt (will doch Sokrates sogar von seinem Schierlingsbecher den Göttern spenden), sondern kommen auch als eigene Opfer bei feierlichen Gelegenheiten häufig vor, z. B. bei Verträgen, bei Totenopfern, bei Anrufung der Götter zu bestimmten Zwecken u. s. w. Man gießt dabei den für die Gottheit bestimmten Teil einer Flüssigkeit aus einer Schale entweder auf die Erde oder in die Flamme des Opferaltars, indem man dazu weihende Worte spricht. Am häufigsten nahm man dazu ungemischten Wein; doch gab es Gottheiten, welchen kein Wein dargebracht werden durfte, wie namentlich den Erinyen, den chthonischen Gottheiten, den Nymphen, Musen u. a. m., und diesen wurde dann ein Trankopfer aus Honig, Milch oder Öl geweiht, welche Flüssigkeiten entweder für sich oder untereinander vermischt oder mit Wasser verdünnt zur Spende genommen wurden. Hier, wie überhaupt bei den Opfern, herrscht ein sehr festes Ceremoniell in der Götterwelt, welches freilich nicht in allen Gegenden Griechenlands das gleiche war.

Was die blutigen Opfer anlangt, so deuten zwar zahlreiche Spuren in der Sage darauf hin, daß den Griechen in den Anfängen ihrer Kultur die Menschenopfer nicht fremd gewesen sind; aber in den historischen Zeiten war davon keine Rede mehr,

---

*) Vgl. oben S. 37.

und überall, wo früher solche bestanden hatten, waren symbolische Handlungen dafür üblich geworden oder geradezu Tiere an Stelle der zu opfernden Menschen getreten. Bei den Tieropfern, welche weitaus die verbreitetste Art der Opfer sind, hing die Auswahl des zu schlachtenden Tieres meist davon ab, welcher Gottheit das Opfer dargebracht werden sollte. Denn wie bei den unblutigen Opfern manche Götter Gaben verwarfen, welche andern angenehm waren, so hatten viele Götter auch ihre ihnen besonders willkommenen Opfertiere, obgleich die Entstehung des Brauches resp. solcher Vorliebe sich nicht überall mehr so deutlich erkennen läßt, wie wenn z. B. dem Dionysos Böcke geopfert zu werden pflegten, weil diese die Verderber der Weinberge sind, oder der Demeter Schweine, weil sie den Äckern Schaden zufügen. In den meisten Fällen sind neben den Ziegen und Schweinen Rinder und Schafe als die gewöhnlichsten Opfertiere zu nennen, von denen manchmal mehrere Exemplare zu einem gemeinschaftlichen Opfer vereinigt wurden; aber auch Pferde wurden geopfert (z. B. dem Poseidon und dem Helios), Hunde (der Hekate), Esel (dem Apollo) u. s. w. Auch Vögel wurden als Opfer dargebracht, z. B. Gänse, Tauben, Hühner (dem Asklepios bekanntlich Hähne); dagegen wurden Wild und Fische außerordentlich selten zu Opfern verwandt, was wohl damit zusammenhängt, daß in den ältesten Zeiten beides ein ungewöhnliches Nahrungsmittel war*); denn der Gesichtspunkt der Eßbarkeit war doch bei der Mehrzahl der Opfertiere der vornehmlich maßgebende, wenn auch Ausnahmen davon unter den oben genannten Tiergattungen nicht zu verkennen sind.

Ursprünglich war es Brauch, der Gottheit das ganze Tier mit Haut und Haaren zu verbrennen; aber obgleich diese verschwenderische Art des Opfers später immer noch bisweilen vorkam, so wurde es doch ganz allgemein, daß man nur die Schenkel und bestimmte Fleischteile des Tieres verbrannte, das übrige

---

*) Vgl. oben S. 35.

aber zu einer Festmahlzeit verwendete. Daher kam es wohl auch vor, daß die Zahl der Opfertiere nach derjenigen der zur Opfermahlzeit eingeladenen Personen bemessen wurde; sonst aber gab die Wichtigkeit der Veranlassung des Opfers sowie die Vermögensverhältnisse des Opfernden den Maßstab für die Zahl der Opfertiere ab, und es war auch in der historischen Zeit nichts ungewöhnliches, daß Gemeinden oder sehr reiche Privatleute eine Hekatombe (Opfer von hundert Rindern), ja selbst mehrere solche darbrachten, wobei denn freilich oft das Opfer mehr der äußere Anlaß für die damit verbundene großartige Volksspeisung war. In der Regel mußte das zur Opferung bestimmte Vieh durchaus gesund und nach jeder Richtung untadelhaft sein; nur das ökonomische Sparta, welchem man auch sonst Sparsamkeit hinsichtlich der Opfer vorwarf, nahm auch schadhaftes Vieh zum Opfer. Andere Bedingungen waren, daß das Tier weder zum Dienste des Menschen noch zur Zucht gebraucht worden war (weshalb der Ackerstier nicht geopfert werden durfte); daß ferner das Geschlecht des Opfertieres meist dem der Gottheit, welcher es dargebracht wurde, entsprach. Selbst die Farbe war nicht gleichgiltig: weiße Tiere pflegte man den oberen und Lichtgottheiten, schwarze den Göttern der Unterwelt darzubringen. Dagegen scheinen betreffs des Alters keine festen Vorschriften bestanden zu haben, nur eine gewisse Reife des Tieres war jedenfalls notwendig.

Die bei den Tieropfern beobachteten Gebräuche sind so ziemlich das ganze Altertum hindurch dieselben geblieben, wie wir sie schon bei Homer finden. Von Dienern oder Gehilfen wurde das Opfertier, welches man, als dem Gotte geweiht, mit Kränzen und Binden geschmückt hatte (auch Vergoldung der Hörner des Stieres, die bei Homer vorkommt, ist später noch üblich), an den Altar geführt; man suchte dabei soviel als möglich zu erreichen, daß es sich gutwillig vorführen ließ, weil heftiges Sträuben desselben als ungünstiges Vorzeichen galt und unter Umständen sogar dazu führen konnte, daß man von der

Opferung Abstand nahm. Ja es war sogar der naive Brauch, daß man nicht eher zum Opfer schritt, als bis das Tier durch Nicken mit dem Kopfe gewissermaßen selbst seine Zustimmung dazu zu erkennen gegeben hatte; natürlich wußte man dieser wunderlichen Zustimmung des Opfers durch allerlei Mittelchen (z. B. indem man ihm Wasser ins Ohr goß und dgl.), künstlich nachzuhelfen. Durch Besprengung mit Weihwasser (welches durch Eintauchen eines vom Altar genommenen Feuerbrandes geweiht worden war) wurden hierauf sämtliche Teilnehmer für die feierliche Handlung vorbereitet und zu andächtiger, durch keinen Laut zu störender Stille ermahnt. Die eigentliche Opferhandlung begann dann damit, daß man geröstete Gerstenkörner (als älteste, das Brot vertretende Nahrung der Vorfahren) auf das Tier streute und zum Zeichen der Todesweihe ihm ein Büschel Haare von der Stirn abschnitt und in das bereits auf dem Altar lodernde Feuer warf. Die Tötung selbst erfolgte im heroischen Zeitalter durch die Fürsten als die obersten Priester der Staaten, später in der Regel durch Priester oder Gehilfen derselben; und zwar in der Weise, daß man das Tier durch einen auf die Stirn geführten Schlag mit einer Keule oder einem Beil zu Boden schlug und ihm sodann mit dem Opfermesser die Kehle abschnitt, um mit dem daraus hervorfließenden Blute den Altar zu besprengen; hierbei wurde dem Tiere gewöhnlich der Kopf nach hinten zurückgebogen, bei Opfern für unterirdische Götter aber oder für Verstorbene zur Erde gedrückt. Beim Fallen des Tieres ließen die umstehenden Weiber einen lauten Aufschrei erschallen; außerdem war es in der nachhomerischen Zeit sehr gewöhnlich, daß die ganze Opferhandlung von Flötenspiel begleitet wurde. Kundige Diener zogen hierauf dem Tiere das Fell ab und zerlegten den Körper, worauf die der Gottheit bestimmten Teile, besonders die mit Fett umwickelten Schenkelknochen, zusammen mit Räucherwerk und Opferkuchen und unter begleitenden Trankspenden in den Flammen des Altars verbrannt wurden; an langen Gabeln hielt man sie in das Feuer

hinein. Diese Szene ist auf alten Denkmälern sehr oft dargestellt. Auf dem Fig. 55 abgebildeten Vasengemälde sehen wir

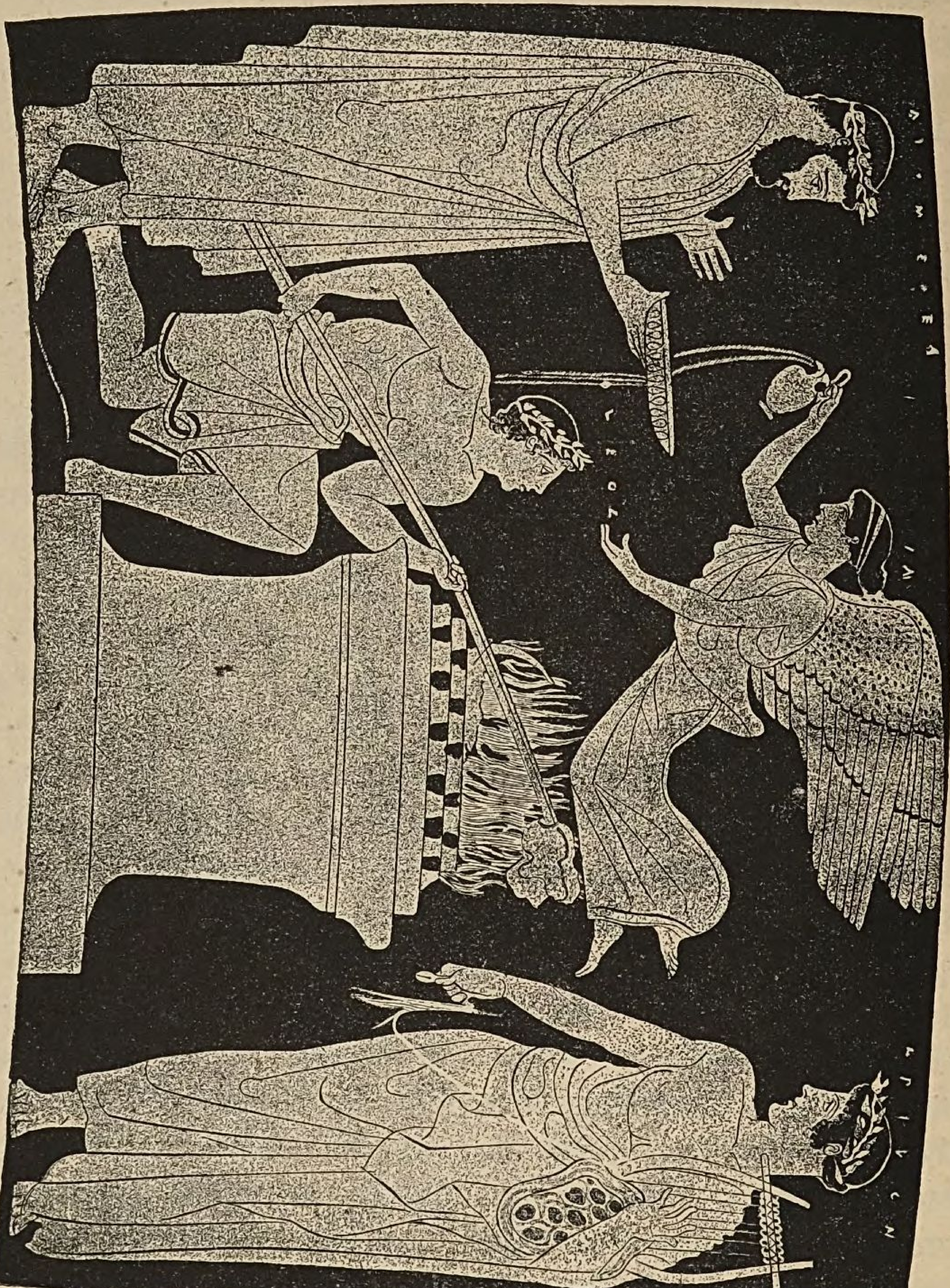


Fig. 55. Opferszene.

einen Altar, auf dem regelmäßig geschichtetes Holz angedeutet zu sein scheint; in den brennenden Flammen sind bereits Opfer=

teile kenntlich. Ein davor knieender Diener, mit kurzem Schurz um die Lenden, hält an langer Stange oder Spieß ein Stück Fleisch in die Flamme; links von ihm empfängt ein Mann von einer über dem Altar fliegenden Nike in eine dargereichte Schale einen Trank zur Spende eingegossen; rechts steht Apollo mit Leier und Plektron.

Das nicht zum Opfer benutzte Fleisch der Tiere wurde in der Regel bei dem auf das Opfer folgenden Schmause verzehrt, wovon man nur bei Toten- oder Sühneopfern abging, indem bei diesen das nicht verbrannte Fleisch vergraben oder sonstwie vernichtet, aber nicht verzehrt wurde, wie denn überhaupt auch sonst bei derartigen Opfern manche von den sonstigen Opferbräuchen abweichende Ceremonieen bestanden.

In den meisten Fällen war aber mit dem Opfer noch ein anderweitiger Zweck verbunden; es handelte sich nicht bloß darum, durch das Opfer die Götter sich geneigt zu machen oder irgend eine begangene Frevelthat dadurch zu sühnen u. dgl., sondern man wollte zugleich bei dieser Gelegenheit den Willen der Götter erforschen, und das geschah durch die Zeichendeutung. Wenn das Gebet im wesentlichen Sache jedes einzelnen, des Priesters wie des Laien ist, und wenn das Opfer, obschon meist von Priestern dargebracht, doch ebenso gut auch vom Laien vollzogen werden kann und wird, ist die Zeichendeutung als eine auf alten Traditionen und rituellen Kenntnissen beruhende Kunst fast durchweg Sache der Priester, wenn sie auch an und für sich von jedem einzelnen geübt werden konnte. Von dieser seit den ältesten Zeiten bekannten Opfer-Weissagung gab es mehrere Arten. Die bekanntere, aber erst nach Homer auftretende und allgemein werdende ist die Eingeweideschau, bei welcher die Beschaffenheit, d. h. Farbe, Gestalt, Integrität der innern Teile des Opfertieres, vornehmlich der Leber, der Gallenblase u. s. w., je nach Befund als glückverheißend oder als unheilverkündend betrachtet wurde. Anatomische Kenntnisse vom innern Bau der Tiere waren demnach selbstverständlich hierfür

unerläßlich, und schon dieser Umstand macht es erklärlich, daß es eine vornehmlich in der Hand der Priester liegende Wissenschaft war. Anderer Art ist dagegen die bei Homer sich findende, jedenfalls ältere Art der Weissagung, wobei es auf allerlei Erscheinungen beim Opfer selbst ankam: ob die Flamme das Opfertier sogleich ergriff oder langsam, ob sie hell brannte, ob sie gerade aufstieg, ob sie nicht erlosch, bevor das ganze Opfertier verzehrt war, ob das Holz stark knisterte, was für Gestalten die Asche des Opfers und die des Holzes bildete u. dgl. m.

Aber auch abgesehen von den Opfern spielte die Weissagung und Zeichendeutung*) eine große Rolle im Kultus und im Leben der Griechen. Man muß da aber, nach einer schon von den Alten selbst gemachten Distinktion, unterscheiden zwischen der kunstlosen und der künstlichen Weissagung. Die kunstlose Divination wird direkt als ein Ausströmen des göttlichen Geistes in den menschlichen betrachtet und bedarf keiner äußerlichen, erst durch kundigen Mund zu deutenden Zeichen. Sie zerfällt vornehmlich in drei Arten: die Extase, wobei dem Menschen, ohne sein eigenes Zuthun, durch göttliche Kraft und Hingebung die Gabe der Weissagung zu teil wird; ferner die Träume, durch welche die Götter den Menschen unvermittelt ihren Willen oder zukünftige Ereignisse offenbaren; und drittens die Orakel, bei welchen freilich die Sache insofern etwas anders liegt, als hier vielfach eine Berührung mit der künstlichen Mantik stattfindet. Die Orakel gelten allerdings auch als direkte Offenbarungen des Willens der Gottheit, wenn auch die Art, wie sich die Gottheit äußert, je nach den verschiedenen Orakeln sehr verschiedenartig ist; aber der Fragende wird nicht, wie in der Extase und im Traum, von der Gottheit unmittelbar begeistert, sondern er bedarf eines Mittelglieders, des Priesters, der seinerseits die Offenbarungen der Gottheit allein zu deuten imstande ist.

---

*) Man vgl. den Artikel „Divinatio“, von Metzger, in Pauly's Realencyklopädie II, 1113 ff. Bouché-Leclercque, Histoire de la Divination dans l'antiquité. Paris 1880.

Die geringste Bedeutung hat unter diesen drei Arten, für die historische Zeit wenigstens, die erste, die Extase; die eigentlichen Seher, denen wir in der Sage so oft begegnen, sind späterhin kaum noch von Belang. Bei weitem wichtiger ist die zweite Art, das Traumorakel.*) Die Vorstellung, daß die Träume Mitteilungen von seiten der Götter seien, nicht minder als die andern Orakel und Zeichen, war so allgemein verbreitet, daß sie nicht nur im Volksglauben unerschütterlich haftete, sondern auch von hochgebildeten Männern, selbst von solchen, welche sich vom alten Götterglauben mehr oder weniger losgesagt hatten, geteilt wurde. Zahlreich sind die Fälle, in denen uns die alten Schriftsteller von bedeutungsvollen Träumen berichten; unheilverkündende Träume suchte man durch religiöse Ceremonieen, durch Opfer an die das Unglück abwendenden Götter, durch Besprengen mit Weihwasser u. dgl. unschädlich zu machen. Man betete zu den Göttern um Zusendung von weissagenden Träumen; ja wir haben gesehen,**) daß im Kultus des Asklepios (wie auch anderer Gottheiten) gerade durch Schlafen im Tempel hervorgerufen wurden, in denen der Hilfesuchende Rat und Anleitung empfing, wenn auch vielfach in einer ihm selbst nicht verständlichen, erst durch die Priester zu deutenden Form. Schon früh entwickelte sich daher die Ansicht, daß die Träume den Willen der Gottheit nicht direkt und unmittelbar den Menschen zu erkennen geben, sondern in der Form von Gleichnissen oder Bildern, zu deren Deutung es besonderer Verstandesschärfe und geheimer Kenntnisse bedürfe, und so entstand die Traumdeutung als eine besondere Kunst, mit welcher ebenso eine ganze Litteratur von Traumbüchern (wovon uns noch Reste, namentlich das Traumbuch des Artemidoros aus dem 2. Jahrh. n. Chr., erhalten sind) als der, freilich nicht gerade in besonderer Achtung stehende, aber nichtsdestoweniger von allen Klassen der Gesellschaft stark

*) Vgl. Büchsenschütz, Traum und Traumdeutung im Altertum. Berlin 1882.

**) Oben S. 68 ff.

in Anspruch genommene Stand der Traumdeuter zusammenhingen.

Noch beträchtlich weitgreifender aber war der Einfluß der Orakel. Es gab in Griechenland und Kleinasien mehrere hundert Orte, an denen Orakel erteilt wurden; so ziemlich den meisten ist gemeinsam, daß nicht ein gottbegnadeter Mensch, sondern die Gottheit selbst es war, welche durch bestimmte Zeichen ihren Willen verkündete, und daß die Priester des Gottes nur die Interpreten seiner Willensäußerung waren; dagegen sind die Zeichen und die Methoden der Deutung von außerordentlicher Verschiedenheit. Bei weitem am bekanntesten und berühmtesten waren die Spruchorakel des Apollo, welcher ja ganz besonders der Gott der Weissagung (Mantik) war; unter ihnen wieder überragte das Orakel von Delphi alle übrigen an Bedeutung weitaus. Hier war das Medium, durch welches der Gott den Menschen seinen Willen zu erkennen gab, die heilige Priesterin, die Pythia; die Dämpfe, welche einer Erdspalte entstiegen, versetzten die Pythia, welche vorher durch Kauen von Lorbeerblättern und Trinken aus dem heiligen Quell sich entsühnt und würdig gemacht und in reichem Schmuck, mit goldenem Haarputz, langen, wallenden Gewändern und Kothurn auf einem Dreifuß über dem Erdspalt Platz genommen hatte, in Extase, in welchem Zustande sie ihre Orakelsprüche, die dem gewöhnlichen Laien meist unverständlich blieben, von sich gab; Sache der Priester, welche nebst dem Befragenden der Verzückung beigewohnt hatten, war es, aus den an sich sinnlosen Lauten den richtigen Sinn und Verstand herauszufinden und in poetischer Form (meist in Hexametern) den Fragenden die Antwort zuzustellen, die klugerweise in der Regel etwas dunkel und doppelsinnig gehalten war. Das geschah anfänglich nur einmal im Jahre; als aber der Ruf des Orakels mehr und mehr stieg, als jährlich tausende entweder in Person nach Delphi wallfahrteten oder ihre Boten mit den Anfragen zum Tempel sandten, wurde beständig Auskunft erteilt, und es war wegen

des Andranges notwendig geworden, daß zwei Pythien beständig miteinander abwechselnd den Dreifuß bestiegen und noch eine dritte als gelegentliche Stellvertreterin zur Hand war; nur an bestimmten Tagen, welche als Unglückstage galten, wurde kein Orakel erteilt. In der Kaiserzeit, wo der Einfluß des delphischen Orakels bedeutend gesunken war, war dasselbe allmonatlich nur einmal zugänglich. — Über die Reihenfolge, in welcher die Befragenden vorgelassen wurden, entschied in der Regel das Los, in wenigen vereinzelten Fällen aber auch wohl der Rang des Fragers; Gebet und Opfer mußten der heiligen Handlung selbstverständlich vorhergehen, für letztere waren besonders Ziegen beliebt, weil man der Sage nach einer Ziege die Entdeckung der wunderthätigen Dämpfe verdankte.

An anderen Orakelstätten des Apollo war das Verfahren ein abweichendes; so schöpfte in Hysiä in Böotien der Weissagende seine Begeisterung aus einer Quelle, in Argos aus dem Blute des Opfers; im klarischen Apollotempel bei Kolophon stieg ein Priester in die heilige Grotte und trank vom heiligen Wasser, worauf ihm die Gabe der Weissagung überkam; im Branchidenheiligtum bei Didymä in der Nähe von Milet weissagte eine Priesterin, welche den Saum ihres Kleides und ihre Füße aus einer Qulle benetzte und den emporsteigenden Dampf auf sich einwirken ließ u. s. f. — An andern Orakelstätten offenbarte dagegen die Gottheit ihren Willen oder die Zukunft nicht in Sprüchen, sondern in Zeichen, welche die Priester des Gottes dem Fragenden zu deuten hatten. Das war der Fall bei dem ältesten und heiligsten aller griechischen Orakel, dem des Zeus zu Dodona in Epirus. Diese Zeichen waren sehr mannigfaltiger Art: bald wird das Rauschen der Zweige in der heiligen Eiche, bald das Murmeln der Quelle an ihrem Fuße, bald das Tönen eines ehernen Beckens als Zeichen betrachtet. Die in jüngster Zeit in Dodona veranstalteten Ausgrabungen haben uns zwar nicht über die Art und Weise der Orakelerteilung, wohl aber über die Form und den mannig-

fachen Inhalt der Fragen Aufschluß erteilt. Wer nämlich ein Orakel zu erhalten wünschte, mußte seine Anfrage schriftlich einreichen, und zwar geschah das in der Regel auf einem Bleitäfelchen, auf dem man die Schrift einritzte; dies wurde in ein Gefäß gelegt, welches man im Heiligtum aufstellte, damit die orakelerteilende Priesterin von der Anfrage Kenntnis nehme; die Antwort wurde dann auf einem ähnlichen Täfelchen, bisweilen auf demselben, auf dem die Frage stand, erteilt. Die gefundenen Exemplare solcher Täfelchen zeigen uns, daß dies Orakel nicht bloß, wie wir es auch von Delphi u. a. wissen, in wichtigen politischen Fragen von Gemeinden und Fürsten in Anspruch genommen wurde, sondern daß auch die allerunbedeutendsten Privatangelegenheiten zum Gegenstand der Anfrage gemacht wurden. So erkundigt sich auf dem hier Fig. 56 abgebildeten Exemplare ein gewisser Lysanias danach, ob das Kind, welches seine Gemahlin unter dem Herzen trage, auch wirklich von ihm sei; ein anderer fragt, ob es für ihn vorteilhaft sein werde, Schafzucht zu treiben, ein dritter, wer

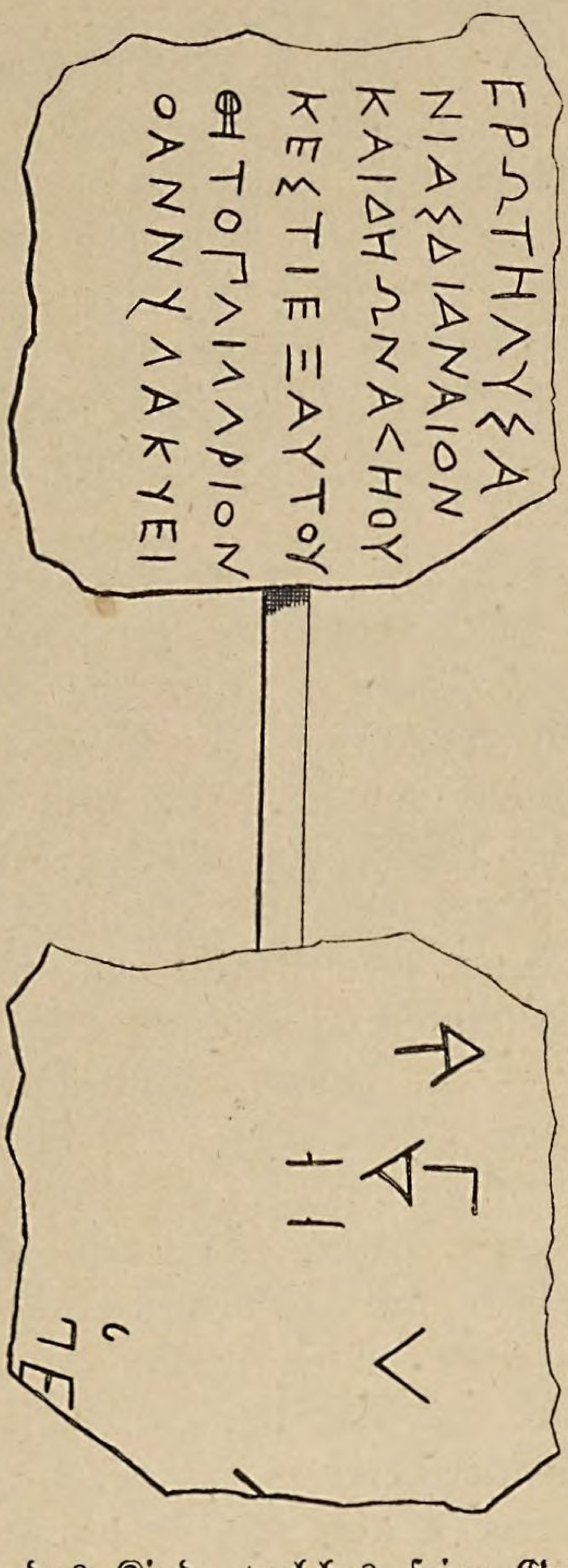


Fig. 56.

Bleiplättchen mit Anfrage beim Orakel von Dodona.

ihm wohl seine verloren gegangenen Polster und Kissen gestohlen habe. Solcher Anfragen auf Bleitäfelchen bediente man sich auch anderwärts. Im Orakel des Apollo Koropaios auf der Halbinsel Magnesia (in Thessalien) mußten die Befragenden ihre Namen durch den Tempelschreiber auf eine Tafel eintragen lassen; dann wurden sie hiernach einzeln aufgerufen und in das Heiligtum geführt, wo ihnen die Bleitäfelchen eingehändigt wurden. Sie schrieben nun ihre Anfragen darauf; alsdann wurden die Täfelchen eingesammelt und in ein Gefäß gelegt, das mit dem Staatssiegel der weltlichen und geistlichen Behörden versehen wurde und über Nacht im Heiligtum stehen blieb. Am andern Morgen wurden die Siegel geöffnet, die Namen der Fragesteller wieder aus der Liste aufgerufen und die Täfelchen mit den Antworten zurückgegeben.

Unter den übrigen Orakelstätten nennen wir hier noch das schon frühzeitig in Griechenland zu Ansehen gelangte und viel beschickte Orakel des Zeus Ammon in der libyschen Wüste, das des Zeus Trophonios bei Lebadea in Böotien, des Amphiaraos in Oropos, letztere zu den schon oben berührten Traumorakeln gehörig, indem hier und bei den zahlreichen ihnen verwandten in der Regel keine Vermittelung durch Priestermund notwendig war, sondern die Gottheit dem Fragenden ihre Offenbarung direkt mitteilte. Ein näheres Eingehen hierauf oder ein Aufzählen der sonstigen Orakelstätten und Gebräuche können wir uns hier ersparen, da die Hauptsache für uns die Thatsache bleibt, daß das ganze griechische Altertum hindurch das Orakelwesen im Leben des Volkes wie des einzelnen von tiefeingreifender Bedeutung und ebenso für politische Maßregeln von großer Tragweite, als für unbedeutende Kleinigkeiten im täglichen Leben maß- und ausschlaggebend gewesen ist.

Von nicht minderer Bedeutung als die bisher besprochenen Arten der Weissagung sind diejenigen, welche man künstliche nennt und deren Besonderheit es ist, daß sie nicht sowohl auf einer direkten Willensäußerung der Gottheit, als auf einer Be-

obachtung und Deutung gewisser, scheinbar zufälliger, obschon immerhin auch von der Gottheit ausgehender Zeichen beruhen, sodaß der Mensch die göttliche Offenbarung nicht innerlich und unvermittelt, sondern vermittelst gewisser Zeichen vernimmt, deren Beachtung und Deutung er erlernen muß. Es liegt auf der Hand, daß schon manche der Orakel diesen künstlichen Weissagungen sehr nahe stehen. Auch hier kann man übrigens wiederum verschiedene Arten unterscheiden. Zunächst Weissagung aus Zeichen, welche sich vom Menschen ungesucht ergeben. Von der Aufzählung dieser Zeichen und ihrer Deutung kann hier um so weniger die Rede sein, als ihre Zahl unermeßlich, das ganze Reich der Natur und des Lebens überhaupt ihr Gebiet ist. Zeichen am Himmel, Wettererscheinungen, Austreten von Flüssen, Erdbeben, Bildung von Spalten, wunderliche Mißgeburten u. s. w. — all dies, hinlänglich bekannt aus zahlreichen Vorkommnissen der alten Geschichte, gehört in diese Gattung; ebenso auch der ganz besonders beobachtete Vogelflug, obgleich auch andere Tiere inbezug auf ihr Verhalten beobachtet wurden oder schon durch ihr bloßes Erscheinen Glück oder Unglück verkündeten. Daß auch allerlei Erscheinungen am Menschen selbst, wie Niesen, Ohrenklingen, zufällig gesprochene Worte und dgl. häufig bestimmte Bedeutung erhielten, daß dabei namentlich auch der Platz, ob rechts oder links, wesentlich bedeutungsvoll war, das alles ist bekannt und bedarf kaum der Erwähnung. — Eine zweite Klasse dieser künstlichen Weissagung ist dann die, wobei der Mensch die Zeichen sucht und gleichsam die Gottheit herausfordert, ihm ein Zeichen ihrer Gegenwart und ihres Willens zu geben. Hierher kann man die schon besprochenen Opferweissagungen rechnen, nicht minder verschiedene unter den Orakeln; ganz besonders aber gehören hierher die ungemein verbreiteten Privatorakel, wenn wir sie so nennen dürfen, bei denen jeder einzelne (etwa wie bei uns es mit den Weissagungen aus der Karte, aus dem Kaffeesatz u. dgl. der Fall ist) auf irgendwelche Weise sich ein Zeichen verschaffen konnte, aus welchem entweder er selbst oder

ein darauf eingelernter Weissager (der in solchen Fällen freilich in der Regel direkt Gaukler oder Betrüger, selten ein Priester war) seine Prophezeiung sich zurecht legte. So dienten z. B. Würfel und Siebe zum Prophezeien; und auch die heute noch nicht verschwundene Kunst der Wahrsagung aus der Physiognomie oder aus der Handfläche wurde bereits im Altertum ausgeübt.

Es ist begreiflich, daß sowohl die priesterlichen als die profanen Vertreter der Weissagung und Zeichendeutung ihre Kunde als eine von den Göttern überkommene Kenntnis darzustellen und in den Schleier des Geheimnisses zu hüllen liebten, während sonst im allgemeinen der griechische Kultus mit seiner Dogmenlosigkeit durchaus an die Öffentlichkeit und das allgemeine Verständnis sich richtete. Daneben gab es aber freilich noch einige Kulte, welche ebenso ihre Lehre als ihren Gottesdienst auf das strengste gegen die Außenwelt abschlossen und ihre Teilnehmer, von denen völligste Geheimhaltung des ihnen Anvertrauten gefordert wurde, durch Weihen verschiedener Grade hindurch allmählich dem Gipfel der Erkenntnis zuführten oder zuzuführen vorgaben. Das sind die Mysterien, welche bei ihrer allgemeinen Verbreitung über ganz Griechenland und bei der großen Zahl derer, welche sich in diese Geheimkulte aufnehmen ließen, eine wichtige Rolle im Leben der alten Hellenen gespielt haben. Unsere Kenntnis dieser Geheimlehren ist nun freilich verhältnismäßig sehr gering, was sich aus dem Charakter derselben von selbst erklärt, und es sind daher von den neueren Erforschern dieses Gegenstandes die mannigfaltigsten Auffassungen über dieselben geäußert worden. Indessen darf man nach den neuesten Untersuchungen gewiß sein, daß diese Mysterien weder, wie man früher glaubte, reinere und bessere Lehren, als die Volksreligion sie zu geben vermochte, als Reste einer uralten, geoffenbarten Weisheit enthielten, noch daß sie andererseits, wie Voß meinte, nichts als Pfaffenbetrug waren. Ihr Inhalt war vielmehr die gewöhnliche Kultuslegende, wie ihre Form der gewöhnliche Kultusbrauch; das Geheimnisvolle be-

stand wesentlich darin, daß in den Mythen das Symbolische und Allegorische vorwaltete, im Kultus die Reinigungen, Entsühnungen und Bußen einen besonders wichtigen Platz hatten, und auch die andern, mit dem Kultus verbundenen Handlungen, als Opfer, Gesänge, Tänze u. a. m., meist einen stark orgiastischen, ekstatischen Charakter trugen, wie denn auch dramatische resp. pantomimische Aufführung der mythischen Handlungen, ein reicher Aufwand künstlerischer und dekorativer Mittel dazu diente, das Gemüt des Eingeweihten in eine weihevollere, übersinnlichen Lehren zugänglichere Stimmung zu versetzen. Wirkliche tiefe Geheimnisse sind daher hinter diesen Mysterien, deren es sehr zahlreiche und fast für jede Gottheit gab, um so weniger zu suchen, als der Eintritt in dieselben keineswegs erschwert war, vielmehr jedem freien und unbescholtenen Hellenen offen stand. Ihre verschiedenen Arten und ihr Wesen im einzelnen darzulegen ist hier nicht der Ort.

Register.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.